Das

moderne deutsche Kaiserreich

und

die Katholiken,

von

Dr. Philalethes Freimuth.
[Philipp Hammer]

Zweite Auflage.

Luxemburg.
Druck und Verlag von Peter Brück.
1872.

Einleitung.

Ein scharfblickender Oesterreicher hat vor etwa zehn Jahren einmal gesagt: „Es geht im 19. Jahrhundert ein ganz infernaler Geist durch die Länder Europa's, der sich als Nationalgeist ankündigt. In seinem Namen wird das Nebenvolk verachtet und geschädigt, das allgemeine Menschenrecht mit Füßen getreten, die dem rechtmäßigen Fürsten und Herrn schuldige Treue gebrochen, das für Alle bestimmte Christenthum verläugnet, bestritten, zum wenigsten bei Seite geschoben." Es ist also ein Geist der Lieblosigkeit, Rechtlosigkeit, Treulosigkeit und Gottlosigkeit. Sollte derselbe sein erstes und vornehmstes Gebot in unumwundener Rede aussprechen müssen, so würde es folgenden blasphemischen Ausdruck gewinnen: „Du sollst dein irdisches Vaterland lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe, aus allen deinen Kräften." Wo ist der Antichrist, wenn nicht hier? Man muß es sagen und immer wieder sagen: Das Nationalgefühl ist in unsern Tagen ganz krank, ganz vergiftet, und es wird nirgends das mindeste Gute damit geschafft werden, wohl aber unendlich viel des Bösen. Wer sein Volk nicht von sich stoßen kann, wenn ihn z. B. das Recht und die Gerechtigkeit dazu zwingen, der ist nicht werth ein Mensch, viel weniger ein Christ zu sein. So lange das Christenthum besteht und es wird bestehen bis an's Ende der Welt, hat den Christen als Leitstern auch in der Liebe zum Vaterlande und zur Nation zu gelten: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht

werth; und wer den Sohn und die Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth." — „Des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein." Heute sind es die Volksgenossen im eminenten Grade. — „Nicht Heide noch Jude, nicht Barbar noch Scythe, sondern Alles in Allem Christus." — Weiß man denn, wo dieses abundante Nationalbewußtsein, das man als lügenhafte Fratze heute wiederbeleben will, eigentlich und natürlich hingehört? — In das alte, trennungsreiche und versöhnungslose Heidenthum, wo selbst die Götter national waren. Aber die Zeiten des Heidenthums und seiner naiven Verschuldungen sind unwiderruflich dahin; man kann sein Unrecht wiederholen wollen, man wird aber seine Entschuldigung nicht wiederfinden. Und welche jämmerliche Beschränktheit in diesem nationalen Gedankenhag gegenüber der großen Menschheit und dem weltumfassenden Christenthum? Nicht gegen unser Volk, gegen unsern Nächsten ist uns die Pflicht der Liebe auferlegt und unser Nächster ist? — wir haben es als Kinder in der Elementarschule gelernt: „Jeder Mensch, wessen Standes, Volkes und Glaubens er sein mag. Wir unsererseits halten also zum mindesten die christliche, katholische Rothhaut im hintersten Amerika ebenso für unsern Nächsten, als unsern ungläubigen, hegelischen Landsmann im deutschen Reiche." Was mag wohl der geistreiche Mann, der diese Worte schon 1860 geschrieben, heute dazu sagen, wenn er hört und liest, daß man von Berlin aus und, dessen Beispiel folgend, in ganz Deutschland von Staatswegen seine Theorie den Katholiken als galgenwürdiges Verbrechen anrechnet?

Doch was immer auch man dieser Theorie und denen, die sich zu ihr bekennen, im „deutschen Reiche" nachsagen mag, sie ist und bleibt christlich, sie ist und bleibt katholisch; und es hat jener edle Russe, Tschadaajeff, Recht, wenn er nach einer Reihe schwerer Anklagen gegen sein eigen Volk also sagt: „Die christliche Vernunft duldet keine Art von Verblendung, und zwar die Verblendung des nationalen Vorurtheils noch weniger als jede andere, weil diese die Menschen am meisten entzweit. Darum nimmt der Verfasser als Katholik sich die Freiheit, jene christliche, katholische Ueberzeugung immer und überall, namentlich in dieser Schrift, offen auszusprechen und sie, wenn es sein muß, nicht blos

vor dem Reichskanzler Bismarck, sondern sogar vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns unerschrocken zu vertreten. Obwohl nun aber solch ein Bekenntniß in dem neuen Reiche bereits unter die kriminelle Rubrik „reichsfeindliche Umtriebe" und „ultramontane Uebergriffe" fällt, so läßt der Verfasser sich doch im Traume nicht einfallen, auf diesen Eingang seiner Schrift und seinen bis jetzt immerhin noch wohlfeilen Muth sich etwas zu Gute zu halten. Denn so albern ist ein Katholik nicht, daß er es schon für groß und sich der Ehre werth hält, wenn er sich mit Herz und Mund zur Lehre der katholischen Kirche bekennt — auch dann, wenn es ihm keine Ordenssterne und Ehrenstellen einträgt; nein, es ist das, namentlich heutzutage, seine verfluchte Schuldigkeit. Wenn darum der Verfasser, um schon gleich vornherein zu erklären, wessen Geistes Kind er ist, hier mit jenem Oesterreicher offen ausspricht: „Die Nationalität — im Sinne dieser Zeit — ist Beschränktheit, ist Verkehrtheit, ist Verbrechen;" — so treibt ihn durchaus nicht die Sucht nach der Ehre, sich mit dieser Schrift eines „reichsfeindlichen Umtriebs" und „ultramontanen Uebergriffs" schuldig zu machen, sondern ihm liegt etwas Anderes am Herzen.

Der geistreiche Verfasser der „Zeitläufe", Herr Dr. Jörg, sagt in seiner diesjährigen Neujahrsbetrachtung: [1]) „Man hat die zwei großen Ereignisse vom 18. Juli 1870 (die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit und die Erklärung des Krieges), oft in die gehässigste Verbindung gebracht, und die antikirchliche Literatur wird noch lange an dem Knochen nagen. Aber ein wunderbares Zusammentreffen war es allerdings an jenem Tage. Zwei große zeitgeschichtliche Richtungen haben sich in jenem Momente fixirt und laufen nun leider divergirend auseinander: Verstärkung der menschlichen Gemeinsamkeit, des geistigen Bandes zwischen den Völkern ist das Ziel der Einen, auf der andern Seite ist seit jenem welthistorischen Tage das Nationalitäten-Prinzip zu einem entscheidenden Siege gelangt, dessen nothwendige Folge bereits zu Tage liegt. Es ist die erbittertste Trennung der Völker unter einander und eine unausfüllbare Kluft zwischen den großen Nationen Europa's. Der Fieberhitze des Triumpfes vermochten die schwachen Seelen unsrer liberalen Katho-

[1]) Historisch-pol. Bl. 69. B. 1. H.

liken nun vollends nicht zu widerstehen; sie vergaßen die kirchliche und alle menschliche Gemeinsamkeit, und sind geworden, was ein wahrhaft katholisches Herz nie sein und werden kann, nämlich Nationalitäts-Fanatiker." Es könnte nun aber den Katholiken und ihrer Sache in Deutschland nichts so sehr schaden, als wenn dieser nicht einmal menschliche, geschweige denn christliche, sondern geradezu „infernale Geist", wie er sich in dem modernen Nationalgefühl ausheult, immer mehr von ihnen Besitz ergriffe und sie nach und nach immer mehr von ihm besessen würden. „In dem Deutschthum unserer Tage liegt ein gefährlicher Keim, welcher mit der Politik nichts mehr zu thun hat und gegen die menschliche Idee selber bedenklich verstößt. Ein ernstliches Nachdenken über diese Erscheinung führt ohne allen Zweifel auf die confessionelle Spaltung in Deutschland zurück. Die Franzosen haben ehedem die politische Hegemonie in Anspruch genommen: das ist wahr. Aber das jetzige Deutschthum bei uns erhebt noch einen viel gehässigeren Anspruch; es spricht die religiöse, um nicht gerade zu sagen die confessionelle Hegemonie über die ganze civilisirte Welt an. Die Hitzköpfe des liberalen Protestantismus sagen das ohne Hehl; unsere liberalen Katholiken sprechen die Phrase nach, ohne wohl in den meisten Fällen zu erwägen, was sie eigentlich sagen." — Hier ein Beleg. Ende Februar schrieb der „Dresdener Anzeiger": „Dieser Krieg war — ein Religionskrieg, denn er war nichts anders als der krönende Schluß des Reformationskampfes. Die Kriegsfackel der Reformation brannte fort trotz des westfälischen Friedens, bis endlich der entscheidende Sieg am Tage von Sedan kam, an welchem die Reformation den Höhepunkt ihrer Sendung erreichte." Das unerschrockene, und, mag man sagen, was man will, vortrefflich redigirte „Bairische Vaterland" bemerkt dazu: Eigentlich haben wir das bereits gewußt, daß der letzte Krieg ein Religionskrieg war, den die Protestanten, Rationalisten und Freimaurer (mit, vielleicht über die Hälfte katholischen Soldaten) gegen die katholische Kirche und die letzte katholische Macht führten, aber es ist schön und dankenswerth, daß diese das selbst sagen." Im Ganzen genommen ist aber das nicht einmal sehr zum Verwundern. Denn all die modernen Kriege haben bis jetzt den Ausspruch Göthe's bestätigt: „Das eigentliche, einzige und tiefste

Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflikt des Glaubens und Unglaubens." Es ist nur das schmerzlich, daß man bei der 1866 begonnenen und seitdem ununterbrochen fortgesetzten großen Hetzjagd auf die katholische Kirche den Katholiken selber Henker- und Todtengräberdienste zumuthet und daß wirklich viele von diesen als Treiber mitlaufen, und die ihnen zugedachte peinliche Rolle an ihrer Kirche lammsfromm und geduldig ausspielen, und dies Alles um den schnöden Preis, beim Verlesen Derer, die in Nationalitätenschwindel mit der Note „Ausgezeichnet" machen, mitverlesen zu werden, eine Ehre, die, so wenig beneidenswerth sie auch ist, ihnen doch häufig genug noch verkümmert wird. Wir haben bei diesem unwürdigen Geschäfte zwei Sorten von Katholiken kennen gelernt: solche, die mit einer gewissen Ehrlichkeit, um nicht zu sagen naiver Arglosigkeit, gleich von vornherein in die „nationale Begeisterung Deutschlands" mit gleichen Füßen mit hineingesprungen sind, und nun darin mit anerkennenswerther Ausdauer, ungeachtet dessen, was ihnen von Berlin aus und auch sonst aus tausend deutschen Ecken und Winkeln seitdem Tag für Tag gegen ihre katholische Religion zum Verschlucken vorgesetzt wird, fortmachen; und solche, welche, allezeit in Angst lebend, man könnte an ihrer „nationalen Gesinnung" und ihrem hochgehenden „patriotischen Gefühle" Zweifel hegen, immer und immer wieder betheuern, so oft Bismarck oder sonst ein Reichsknappe einen solchen Zweifel gegen die Ultramontanen ausfliegen läßt, daß sie kein anderes Volk mehr auf der weiten Erde den modernen Deutschen gleichberechtigt anerkennen und höchstens nur als solches gelten lassen wollen, welches, wie der „Erbfeind", nicht würdig sei, den Deutschen die Schuhriemen aufzulösen. Zur ersten Sorte dürften wohl viele von Jenen gehören, die an dem „katholischen Volkskalender", herausgegeben in Würtemberg von zwei katholischen Priestern, ihre Freude haben; denn dieser Kalender sagt mit großer Zufriedenheit Gott seinen Dank für das deutsche Reich und seinen Kaiser an der Spitze, und zwar mit folgenden Worten: „Wir haben, Gott sei Dank, nicht mehr wie früher 33 Vaterländer, wir haben wieder ein deutsches Vaterland und auch die alten deutschen Provinzen, Elsaß und Lothringen, gehören dazu .... Deutschland ist kein Bundesstaat oder Staatenbund

mehr, es ist ein Reich mit einem Kaiser an der Spitze .... der Erbfeind selbst, Frankreich, der es zerrissen, mußte es wieder einigen helfen und es wird nicht mehr auseinanderfallen." Natürlich sehen solche Katholiken mit Verachtung auf „Frankreich, den Erbfeind" herab, „in dem weder ein Schulzwang, noch eine allgemeine Wehrpflicht besteht, zwei Faktoren, auf denen sich Deutschlands Größe und Stärke aufgebaut hat." Außer diesen beiden „Reichssegnungen" hat das deutsche Reich aber auch noch seinen berüchtigten Kanzelparagraphen 130 a. Es ist darum sehr verwunderlich, daß die beiden geistlichen Herausgeber jenes „katholischen Volkskalenders" auch diese „Reichssegnung" vergaßen. Uebrigens berechtigt solch ein Nationalgefühl zu den schönsten Hoffnungen und braucht man in Berlin noch nicht geradezu zu verzweifeln, daß sich unter den Katholiken Niemand finden lassen werde, der sich zum Schulinspektor nach dem neuen Schulgesetze qualificire. Zur zweiten Sorte dürfte wohl, um auch hier ein Beispiel anzuführen, der Münchener Correspondent der sonst vortrefflichen Bonner „Reichszeitung" gehören; denn in Nr. 46 dieser Zeitung schreibt er: „Bismarck bemerkte (im preußischen Landtag am 10. Febr.) unter andern Vorwürfen gegen den deutschen Klerus, daß dieser weniger national sei, als der katholische Klerus anderer Länder. Ja, einen Theil des katholischen Klerus bezeichnete er geradezu als deutschfeindlich, mit Berufung auf die klerikalen Blätter Baierns. Bismarck hat selber erklärt, daß er nie ein katholisches Blatt lese. Nur dieser Umstand mag es entschuldigen, daß er eine solche Unwahrheit aussprechen konnte. Es erscheinen in Baiern gegen zwanzig katholische „klerikale" Tagesblätter, und mit Ausnahme von „Vaterland" und „Volksbote", wird man keinem einzigen dieser katholischen Blätter Vorliebe für Frankreich vorwerfen können; im Gegentheil, gerade die katholischen Blätter Baierns haben den Cäsarismus in Frankreich, die napoleonische Wirthschaft mit einer Consequenz und Prinzipientreue bekämpft, deren sich der Held von Biarritz nicht rühmen kann. „Vaterland" und „Volksbote" sind aber nichts weniger als „klerikale" Blätter. Herr v. Bismarck hätte auch wissen können, wenn er gewollt hätte, daß der gesammte Pfarrklerus München's vor wenigen Wochen erst eine Erklärung gegen die Richtung des „Vaterlands" in den wirklich klerikalen

Blättern Baierns veröffentlicht hat." Was aber an dieser Correspondenz auffallen muß, ist der Drang, den ihr Verfasser in sich verspürte, den katholischen Klerus gegen Bismarck's Vorwurf überhaupt zu vertheidigen, nach unserm Dafürhalten ein unnöthiges Geschäft, in das sich übrigens noch viele andere katholische Blätter getheilt haben. Denn der katholische Clerus kann und darf nie in dem Sinne national sein, in welchem es Bismarck haben will; er muß vor allen Dingen katholisch, und darf hernach erst deutsch, polnisch, französisch oder spanisch sein. Was also Bismarck dem deutschen Klerus zum Vorwurf macht, gereicht ihm im großen Ganzen zum Lob. Nun ist es doch in der That ein unnöthiges Geschäft, gegen ein wahres Lob Jemanden schützen zu wollen. Es ist aber auch zugleich ein undankbares Geschäft; denn was haben die katholischen Blätter den liberalen und kirchenfeindlichen nicht Alles nachgedruckt zu Ungunsten der Franzosen und zu Ehren des neuen Kaiserthums! Und nun welch bitteren Lohn erhalten sie von Bismarck, der sie alle zusammen als „deutschfeindlich, hochverrätherisch, rheinbündlerisch und antinational" erklärt und durchaus das „Vaterland" und den „Volksboten" nicht verstanden wissen will? Es ist also geradezu die Eile verwunderlich, in der viele Katholiken springen, sich und Andere gegen jedwede Vorwürfe, die von Berlin herkommen, zu vertheidigen. Lasse man sich doch Zeit und prüfe man erst, ob man sich als Katholik gegen gewisse Vorwürfe vertheidigen darf. Darum ist es auch Unrecht gethan, wenn der Herr Correspondent das „bairische Vaterland" als hircus peccatorum wegen seiner „Vorliebe für Frankreich" an Bismarck preisgibt, um die anderen „klerikalen Blätter" für alle Fälle weiß waschen zu können, daß sie es nie am nöthigen „Nationalgefühl" à la Bismarck haben fehlen lassen. Es liegt zwar dem Verfasser nicht ob, das „Vaterland" und den „Volksboten" gegen den Vorwurf etwaiger Sympathieen mit den Franzosen zu vertheidigen: beide Blätter mögen es schon selbst thun. Aber eine Bemerkung kann er sich doch nicht versagen. Er liest das Vaterland schon seit seinem Bestehen, hat jedoch niemals gefunden, daß es den „Cäsarismus" in Frankreich und die „napoleonische Wirthschaft" vertheidigt hätte; im Gegentheil, dasselbe hat jene Wirthschaft in einer Weise bekämpft, wie nicht leicht ein anderes deutsches klerikales Blatt; dagegen ist freilich richtig, daß man im „Vaterland" keine

Spur von jenem widerlichen, unchristlichen Wetteifer bis jetzt gefunden, in dem sich andere „klerikale“ Blätter, namentlich während des letzten Krieges, mit den antiklerikalen und katholikenfeindlichen Zeitungen in's Schmähen und Schimpfen auf ein großes, tapferes, opfermuthiges, katholisches Volk, wie es die Franzosen trotz ihrer nationalen Fehler denn doch einmal sind, hineingeschrieben, so daß man am Ende nicht einmal weiß, wem man den Preis in dieser Arbeit zuerkennen soll, gewissen „klerikalen“ oder antiklerikalen, katholikenfeindlichen Blättern. Wenn aber das „bairische Vaterland“ mitten in dem allgemeinen Nationalitätsschwindel, der die Deutschen nach Oben und Unten, und dabei auch gar viele Katholiken, ergriffen hat, hie und da auch noch ein anständiges, billiges, gerechtes Wort für das von den Deutschen nicht blos physisch, sondern auch moralisch über alles Maß mißhandelte französische Volk hatte, so sollte das für den Correspondenten einer deutschen Zeitung nicht nur kein Grund zur Anklage, sondern ein Merkmal sein, daß das „Vaterland“ doch ein katholisches Blatt ist und die katholischen Interessen vertheidigt, obgleich man das von gewisser katholischer Seite zu bestreiten sucht. Wenn daher der Correspondent auch noch auf die Desavouirung des Vaterlandes durch den gesammten Pfarrklerus Münchens hinweist, so vermag er allerdings ein peinliches Gefühl bei denen zu erwecken, welche die Münchener Verhältnisse auch nur ein wenig kennen, aber nicht gegen das „Vaterland“, dem man doch im Hinblick auf die Gegner und ihre Kampfweise auch Manches zu Gute halten muß, sondern gegen den „gesammten Pfarrklerus Münchens“, der doch sicherlich weiß, welch verderblichen Einfluß die schlechten Münchener Blätter, Kunst- und Theaterstücke auf München ausüben, aber bis jetzt noch nie, nie zu einer gemeinsamen Erklärung und Warnung gegen diese sich erschwang, wie es nach unserm Dafürhalten doch längst seine heiligste Seelsorger-Pflicht gewesen wäre.

Bei dieser Sachlage dürfen daher Diejenigen, denen die Sorge für die katholischen und allgemein menschlichen Interessen obliegt, nicht gleichgültig bleiben gegen das widerliche Stück modernen Heidenthums, das Hr. v. Bismarck in dem jetzigen Nationalgefühl, dem specifischen Deutschthum unserer Tage, dem katholischen Klerus zur Pflicht machen möchte: nein, die katholische

Kirche, mit ihrer Sendung an alle Menschen, an alle Völker, kann und wird nie die Rolle spielen, die man ihr von Berlin aus, wenn auch nur für Deutschland, gerne zuweisen möchte; sie hat vielmehr Beruf und Aufgabe, jenen „infernalen Geist", der sich heutzutage, namentlich bei den Deutschen, als Nationalgeist anpreist, soweit ihr Einfluß reicht, zu bekämpfen und abzusperren, damit er in die Katholiken nicht eindringe. Der katholischen Kirche ist nun auch der Verfasser, wenn auch als unbedeutendes Organ, durch seinen Beruf für sein Leben und Wirken zugeschrieben. Darum unternimmt er es hier, soviel ihm von jener Aufgabe der Kirche, dem modernen Nationalitätenschwindel entgegenzutreten, zukommen dürfte, nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen.

Es hat vor Jahren einmal Einer gesagt: „Unsere Zeist ist durchaus keine construktive, und die heutzutage große Staatsgebäude aufführen wollen, verstehen die Zeit ganz und gar nicht. Nichts ist zu bauen erlaubt als Nothhütten, die böse Witterung darinnen abzuwarten, oder im besten Falle, Gesundheit und Leben etwas länger zu fristen." Er fügte bei: „Wenn auf Erden noch einmal etwas für die Dauer gebaut werden soll, so muß wieder, wie ehedem, die Kirche anheben. Dazu scheint aber für jetzt wenige Aussicht, denn sie lassen der Kirche keinen Boden. Wie mürbe müssen daher diese Geschlechter werden, bis sie wieder rufen: Benedictus, qui venit in nomine Domini!" — Das ist nun freilich richtig, ja leider richtig; aber die Kirche ist jederzeit und vor Allen am meisten zum Bauen berechtigt; auch vermag Niemand wie sie, für so lange Dauer zu bauen; sie baut für eine Ewigkeit. Daher darf sie sich den Boden nicht stillschweigend entziehen lassen; sie muß sich vielmehr dessen wehren, soviel sie kann und, wofern ihr gegen die brutale Gewalt und die politische Heimtücke keine Möglichkeit mehr bleibt, wenigstens retten, was noch zu retten ist. Wir aber, ich meine zunächst den katholischen Clerus, sind verpflichtet, ihr zu helfen; wir dürfen also nicht feige und träge die Hände in den Schooß legen, nein wir müssen der Kirche muthig und opferwillig zu Handen sein. Auf dem Gebiete des Geistes aber ist die Waffe, die wir führen müssen, die Wahrheit, die volle ungeschminkte Wahrheit, offen und freimüthig herausgesagt. Daher dürfen wir Katholiken, und zumal der Klerus, das Wort des hl. Vaters Pius IX. ja nicht vergessen: „Man muß der Welt die Wahrheit sagen und sie ihr immer wieder sagen!" —

Es gibt nun Zeiten, wo die Wahrheit in sanfter Betonung am leichtesten Eingang findet. Es gibt Andere, wo sie scharf und schroff und unversüßt gesprochen werden will und muß. In ihr selber aber ist immer Heil, sagt ein katholischer Denker, auch wenn sie wie schneidender Stahl und glühendes Eisen empfunden würde. Wir sollen und wollen also die Wahrheit sagen, damit die Zeit in ihr das Heil wieder suche und finde. Irren wir aber nicht, so will und muß die Wahrheit jetzt „scharf und schroff und unversüßt" gesagt werden. Es gibt zwar heutzutage, hörten wir unlängst einen genialen, und allerdings scharfen Zeitungsredakteur sagen, namentlich unter den Katholiken, viele honnette Leute, „deren Fundamentalsatz in ihrer Staats- und sonstigen Weisheit das „Suaviter in modo" ist, da mit einem Löffel voll Honig mehr Fliegen fange als mit hundert Fässern Essig." Wer wollte ihm aber Unrecht geben, als er beifügte: „Es scheinen jedoch diese würdigen Männer voll Maß und Anstand, die jetzt als gute und brave Leute in der Welt herumlaufen und sich auf ihren Katholicismus und ihre untadelige Gesinnungstüchtigkeit ungeheuer viel einbilden, eine ganz verkehrte Anschauung über Pflicht und Aufgabe der Presse zu haben, die heutzutage fast ausschließlich in der Polemik besteht. Oder soll denn die katholische Presse blos Fliegen fangen? Soll sie nur Honig bloslegen, um die Mücken gar noch heranzulocken, damit sie uns quälen und stechen? Zur Abwehr und Vertheidigung und zum Kampfe sind die Redakteure da, aber nicht zur Bekehrung; das ist Aufgabe und Beruf der Seelsorger. Von Bekehrungen, welche die Zeitungen bewirkt hätten, ist uns noch kein Fall bekannt geworden. Uns laßt das Schwert des Wortes handhaben; — Liebe und Friede predigen, das mögen unsere Priester thun. — Gewisse Leute, die „Maßvollen" und juste-milieu-Männer, haben die förmliche Gewohnheitssünde, daß sie immer auf der „Würde" der katholischen Presse herumreiten und endlose Jeremiaden anzustimmen lieben über den „Mangel der christlichen Sanftmuth, Demuth, Bescheidenheit und Friedfertigkeit" bei manchen Journalisten. Wenn ein katholischer Publicist eine scharfe Klinge führt und manchmal schonungslos dreinschlägt, weil er muß, so wird er sogleich zur „christlichen Liebe" ermahnt, und wenn er nicht folgt, wenn er sich den Geboten jener Leute nicht

unterwirft, dann wird er zum wenigsten — desavouirt, wo nicht gar vernichtet. Was wir einander schuldig sind, ist die Wahrheit; sie soll und will offen ausgesprochen werden; sie erröthet nur, wenn sie sich verbergen soll; das ist die einzige Schmach, die sie kennt, sagt Tertullian. Aber was Form und Ton anbelangt, worin man die Wahrheit ausspricht, darüber haben wir eine sehr freisinnige Anschauung. Es gibt eine Zeit zum Schweigen und zum Reden. Aber wenn man redet, soll man mit Freimuth reden und der Wahrheit offen Zeugniß geben, denn dadurch wird man freilich den Irrthum kränken und die Lüge erbittern, aber für alle Fälle der Menschheit nützen; denn in dem vollen und ganzen Sieg der Wahrheit liegt allein das Heil der Welt, und die Wahrheit hat sich nicht den Menschen, sondern diese haben sich der Wahrheit zu unterwerfen. Daher sind folgende Worte des hl. Vaters die beste Direktive für alle Streiter der Wahrheit in dem großen Geisterkampfe, der eben die Welt durchtobt: „Sogenannte kluge Leute möchten, daß man gewisse Fragen schone und nicht gegen die Ideen der Zeit gehe. Ich aber erkläre, daß man die Wahrheit sagen muß, um die Freiheit zu gründen, und daß man sich niemals fürchten darf, den Irrthum zu verurtheilen." Der Christ, sagt Louis Veuillot,—eine Autorität auf journalistischem Gebiete, — hat das Recht, aller Formen der Sprache sich zu bedienen, von denen er Beispiele findet in der Schrift und bei den hl. Vätern. Diese sind aber mitunter sehr scharf; oder war das „Schlangen- und Natterngezücht", das der hl. Täufer den Herodianern in's Gesicht warf, vielleicht eine zarte Schmeichelei? Soll es darum für einen katholischen Journalisten heutzutage unerlaubt sein, die übertünchten Gräber aufzudecken, die Verbrecher zu signalisiren, das Gemeine gemein und den Teufel schwarz zu nennen? Hat denn das Christus nicht selbst und scharf gethan? Und wenn Sankt Paulus, Sankt Chrysostomus, Augustin und Ambrosius, wenn ein Görres auferstünde und die Versunkenheit unseres Geschlechts und die Verkommenheit unserer Zeit sähe: welch gewaltige, scharfe, schneidige Sprache würden sie erst führen! Gestehen wir es doch nur, unsere Zeit ist trotz des Humanitätsfirniß, womit man sie überglast, nichts weiter als eine rohe Dreschflegelzeit: man setzt uns unermüdlich mit Kolben- und Keulenschlägen zu; sollen wir nun mit Strohhalmen dreinschlagen oder als Streitaxt den Fliegenwedel führen?

Es hat die Lüge weit und breit
In dem heraufbeschwornen Streit
Mit Prügel dreingeschlagen;
Soll nun die Wahrheit feig und flau,
Wie eine gekränkte schwache Frau,
Nur gezuckerte Worte sagen?

Es ist auffallend, daß viele Katholiken dies immer noch nicht begreifen wollen und immer noch meinen, es ließe sich in Gottes Namen am Ende doch noch ein modus vivendi mit dem Teufel selber finden, und es darum vorsichtig auch mit dem Teufel nicht verderben möchten. Abgesehen aber, daß solche Transaktionen für Christen unwürdig sind, — denn „zwischen der Tugend und dem Verbrechen gibt es keinen Bund", sagt Barbaroux, und „zwischen Christus und Belial keine Gemeinschaft", sagt der hl. Paulus, — so sind sie auch gefährlich; denn der Teufel macht keine, aber er verlangt immer Concessionen:

Der Teufel ist ein Egoist
Und thut nicht leicht um Gottes Willen,
Was einem Andern nützlich ist.

Darum, nach dem Vorbild unserer heiligen Vorfahren, die lieber für ihre große Sache standhaft und freudig gestorben sind, als daß sie bezüglich der Wahrheit mit der Lüge transigirten, keine Transaktionen, keine Concessionen, sondern die Wahrheit immer und überall, ob genehm oder ungenehm, und zwar für unsere Zeit die Wahrheit — „scharf und schroff und unversüßt!" — Hätten gewisse „Moderados" unter den Katholiken eine Ahnung von dem furchtbaren Ernst der Zeit und dazu einigen politischen Blick, so würden sie froh sein für jeden Mann von Muth und Geist und ihm sagen: „Schlag zu, aber nicht daneben!"

Ueber die katholische Tagespresse sagt denn auch der geistreiche Verfasser der „Touristen-Erinnerungen" im diesjährigen Neujahrsheft der „Historisch-politischen Blätter": „Man findet den Inhalt viel zu aggressiv und persönlich, die Form plump und gemein; man behauptet, die Tagespresse habe einzig und allein die Principien zu verfechten und solche Aufgabe mit möglichster Ruhe, Würde und Gründlichkeit zu lösen. Die gute Sache, meint man, spreche für sich selber und werde durch zornmüthige ungeschickte Kampfhähne eher entweiht und geschädigt als gefördert. Aber,

nicht wahr, das heißt Herkuleskeulen, Meuchlerdolche und vergiftete Pfeile für die Widersacher, — hölzerne Kindersäbel, Charfreitagsräthe und Complimentirbücher dagegen für die bedrängten Freunde der Kirche und des Volkes — als Waffenzeug anrathen. Der Bodensatz von Luther's Evangelium, der allein noch übrig ist von der ehemaligen noch christlichen Habe der Reformation, nämlich: der Haß gegen Rom und alles specifisch Katholische, die schamlosesten Lügen, eine wahrhaft infernale Hetzerei gehört derzeit zum guten Ton und ist wesentliches Element der antichristlichen Presse; die katholische hingegen soll sich an — Principien halten. Aber schon vor Decennien hat Louis Veuillot klar erkannt, mit Principien locke man keinen Hund mehr unter dem Ofen hervor, und Leuten gegenüber, welche durchaus nicht mehr belehrt und überführt sein wollen, seien alle Deduktionen und Argumente verlorene Liebesmühe. Blos nackte Thatsachen, Entlarvung schuldbedeckter Persönlichkeiten, die Geißel der Satire üben noch Einfluß auf das immer dickhäutiger werdende Publikum." Dieser Ansicht ist aber auch der Verfasser dieser Schrift. Darum will er rücksichtslos die Wahrheit sagen, bezüglich der Form und des Tones aber, worin er sie sagt, wofern es nöthig sein sollte, um Nachsicht bitten.

Fürst Bismarck und die katholische Kirche.

„Es hat einmal Einer gesagt," — beginnt der Oesterreicher, mit dem wir diese Schrift angefangen, ein geistvolles Büchlein, — „das Sicherste, was die Geschichte lehre, sei, daß weder Fürsten noch Völker jemals etwas aus der Geschichte gelernt haben, und das war ein giftiger Schalksnarr; doch das Wort ist von großer, trauriger Wahrheit." Aber, wer lernt denn überhaupt aus der Geschichte? Wie viele sind denn derjenigen, die nicht aus der erzählten, sondern aus der erfahrenen Geschichte, aus den Irrthümern, Verschuldungen, Wendungen und Fügungen ihres eigenen Lebens wirklich etwas gelernt haben? Wahrlich, jener Fehler ist nur darum ein Fehler der Fürsten und Völker, weil er ein Fehler der Menschen ist. — „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen" — ist nur eine Variation desselben Thema's. Und der das gesagt hat, hat sich alle Mühe gegeben, welthistorisch zu beweisen, daß er genau in demselben Falle war.

Von dem deutschen Reichskanzler aber hatten Tausende von Katholiken Jahre lang die gute Meinung, er habe aus der Geschichte wenigstens das gelernt, daß es für alle Fälle unheilvoll sei, die Kirche, und zwar die katholische Kirche, in ihrer Gerechtsame zu stören und zu verfolgen; daher hatten sie allezeit ein Uebermaß von Vertrauen auf seine Politik. Ich erinnere mich, wenn ich nicht irre, sogar in der „Genfer Correspondenz" bei Gelegenheit der Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums gelesen zu haben, daß man von einem Staatsmann, wie Bismarck es sei, voraussetzen

dürfe, er werde aus der Geschichte die Macht der Kirche kennen und wissen, daß er den Bestand des neuen Reiches nur dann sichere, wenn er sie schütze. In dieser Vertrauensseligkeit schrieb denn auch das sonst so wackere katholische Blatt gegen Ende Januar 1871: „Alle Regierungen scheinen (wegen des sacrilegischen Einfalls der Italiener in Rom), laut des italienischen Grünbuchs selbst, Italien zuzurufen: Fahre nur fort in deinem Werke, wie du es begonnen hast, ohne uns, aber unter deiner eigenen Verantwortung, und wir behalten uns unsere Rechte vor. Es ist unmöglich zu läugnen, daß die Regierung, welche diesen Weg mit dem meisten Nachdrucke einschlägt, die Regierung des Königs von Preußen ist. Preußen, das im ersten Augenblicke geschwiegen hatte, zeigt sich beunruhigt. Sollen wir dies den rechtlichen Gefühlen des Königs Wilhelm, der politischen Intelligenz des Herrn von Bismarck oder der Thatsache zuschreiben, daß die Katholiken Deutschlands für die Rechte des Papstes, die auch ihre Rechte sind, so energisch in die Schranken treten? Wir vermögen es nicht zu sagen, aber wir glauben, daß alle drei Elemente mitgewirkt haben zu dem bedeutungsvollen Schweigen des Herrn v. Thile in Berlin, zu den immer deutlicher werdenden Depeschen und Worten des Hrn. v. Bismarck und endlich zu dem Empfange, der von Seiten des Königs von Preußen dem Primas von Posen zu Theil geworden ist." Obwohl nun aber damals schon gemunkelt wurde, Herr v. Bismarck habe gleich nach der Katastrophe von Sedan, um auch für die Folge der Neutralität Italiens sicher zu sein, Rom preisgegeben und sogar nach Florenz den guten Rath ertheilt, den günstigen Augenblick zu benutzen und zu eilen, so blieben jene Katholiken in ihrem Vertrauen auf Bismarck doch immer fest. Kein Wunder also, daß es denn auch der „Genfer Correspondenz" noch Mitte März 1871 schwer fiel, zu glauben, was sie eines Morgens in den italienischen Blättern zu lesen bekam, nämlich: „Die Regierung Seiner Majestät des deutschen Kaisers ist von der Loyalität der italienischen Regierung vollkommen überzeugt, und schätzt sich glücklich, der während der Kriegsdauer von Italien eingenommenen würdevollen Haltung ihre Anerkennung zollen zu können. Mit Freuden bezeugt sie der italienischen Nation und deren Souverän ihre aufrichtige Freundschaft." Es waren die Worte, die der preußische Gesandte in Florenz, Graf Brassier de

St. Simon, bei Anzeige von der Annahme des Kaisertitels gesprochen. „Jedes einzelne dieser Worte," ruft die „Genfer Correspondenz" aus, „enthält eine offenbare Unwahrheit!" Ja wohl, die italienischen Regierungsblätter verstehen sich auf's Lügen, aber damals — ich glaube, bald darauf war davon auch die „Genfer Correspondenz" überzeugt, haben sie einmal die Wahrheit gesagt. Denn bald darauf ließ Hr. v. Bismarck zum Ueberfluß selbst noch erklären, daß die Freundschaft Preußens mit dem Papste an den guten Beziehungen zu Italien ihr Ende habe.

Dieses große Vertrauen aber, das da viele Katholiken in und außer Deutschland auf die „politische Intelligenz" des deutschen Reichskanzlers setzten, war, offen gestanden, von vorherein schon ohne alle solide Unterlage; ich gestehe, seit dem Jahre 1866, wo die Welt die ersten großen Proben von Bismarck's „politischer Intelligenz" zu Gesichte bekam und Jeder, auch die Katholiken, Augenzeugen waren von den kolossalen Leistungen, deren der Reichskanzler auf dem Gebiete des Rechtes fähig ist, so daß auch ein minder rechtschaffener Mann staunen mußte, — hatte ich von Vertrauen zu dem „großen Staatsmann" nicht einmal Nagelgroß in mir verspürt. Jenes Vertrauen der Katholiken kann überhaupt nur in der negativen, bis dahin passiven Haltung des Fürsten gegen sie und ihre Kirche seinen Grund gehabt haben, indem sie etwa heimlich schlossen: Der Reichskanzler hat die Fähigkeit und die Gewalt, ebenso gegen die katholische Kirche und ihre Anhänger vorzugehen, wie er z. B. gegen den König von Hannover vorgegangen, nämlich ihr zuerst den Krieg anzukündigen, weil den Staat bedrohend, sie dann aus ihrem Rechtsgebiete zu verdrängen, zuletzt ihr Vermögen zu confiskiren und den Reptilienfonds damit zu speisen; von all dem war aber nicht das leiseste Anzeichen an dem Reichskanzler lange Jahre hindurch zu bemerken; er hätte gekonnt, wenn er gewollt, er hat es aber nicht gethan; also vertrauen wir ihm: er wird mit der Zeit gewiß noch Defensor des Papstes, Rom's und des Kirchenstaates werden. Hr. v. Bismarck hat aber im Jahre 1866 hinlänglich den Beweis geliefert, daß er — kein Theologe, am wenigsten Moraltheologe ist, der sich lange um „juristische Zwirnfäden" kümmert und sich ein Gewissensdiktamen macht, wenn es ihm zweckdienlich scheint, irgendwie solch einen Zwirnfaden zu zerreißen. Und ihm zumuthen,

daß er von der katholischen Kirche, dem Papste und Rom dieselbe übernatürliche Ansicht haben solle, wie wir Katholiken, hieße ihm doch auch zuviel zumuthen. Daher hätten jene vertrauensseligen Katholiken aus den Proben, welche die „politische Intelligenz" des Hrn. v. Bismarck im Jahre 1866 bereits geliefert, mindestens gerade so richtig das Gegentheil von dem schließen können, was sie geschlossen, nämlich das: Hat der Reichskanzler all das, was er 1866 mit Hilfe Napoleon's und Italiens in Deutschland angerichtet, über's Gewissen gebracht, ohne an den Gewissensscrupeln zu ersticken, so dürfte auch sein Gewissen in Folge seiner „politischen Intelligenz" elastisch und weit genug sein, bei guter Gelegenheit, Rom und den Papst an den Bundesgenossen preiszugeben und gegen die eigenen katholischen Unterthanen und ihre Rechte italienische Manieren anzunehmen. Das Letztere ist nun eingetroffen: Hr. v. Bismarck hat mit der katholischen Kirche seit zwei Jahren zu verschiedenen Malen Händel angefangen; man weiß es, sie hätte er gerne los werden und dafür eine Nationalkirche mit dem Kaiser als erblichem Papste nach dem Vorbilde Rußlands haben mögen. Daher ist denn auch, seit man dieses weiß, bei allen Katholiken nicht blos alles Vertrauen auf des Reichskanzlers „politische Intelligenz" dahin, sondern die Proben dieser „politischen Intelligenz" gegen die Katholiken und ihre Kirche liefern auch den Beweis, daß der Fürst v. Bismarck aus der Geschichte auch nichts gelernt hat. Davon sind bis jetzt freilich nur die Katholiken überzeugt, alle Jene, deren sehnlichster Wunsch es bisher gewesen, die katholische Kirche, und namentlich ihren Träger, das Papstthum, auf den Aussterbe-Etat gesetzt zu sehen, sind heute erst recht der Meinung, dem Reichskanzler werde gelingen, was fast 19 hundert Jahre lang allen, auch den Gewaltigsten, mißlungen. Daher wird es gut sein, die Ueberzeugung, welche die Katholiken von Bismarck jetzt haben, ein wenig zu begründen.

Ein Staatsmann, der mit der katholischen Kirche aus was immer für Gründen in Unterhandlung tritt und darauf Anspruch macht, aus der Geschichte etwas gelernt zu haben, muß jedenfalls wissen, daß schon gegen den ersten Papst dieser Kirche von Staatswegen Untersuchung eingeleitet und wirklich constatirt wurde, derselbe habe mit seinen Amtsgenossen gegen den neuen Kanzelparagraphen verstoßen und sei in flagranti ertappt worden, wie er

ein für die damalige Zeit recht modernes Staatsgesetz übertreten, nämlich, das Evangelium verkündigt habe. Das war nach damaligen Rechtsbegriffen ein Criminalfall und kam vor die Assise. Beim Verhöre gab nun dieser erste Papst gar noch die unerhörte Antwort, die selbst unsern modernen Richtern, Staatsanwälten und Kronadvokaten wieder straffällig erscheint: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Kein Wunder also, daß der Gerichtshof auf Todesstrafe erkannte: „Als sie aber dies hörten, ergrimmten sie und gedachten, sie zu tödten." Gegen dieses Urtheil erhob sich aber eine juristische Autorität, angesehen beim ganzen Volke, unpartheiisch nach Oben und Unten, und was brachte dieser Rechtslehrer vor? Folgendes Dilemma: „Entweder ist dieses Werk, das der römische Papst vertritt, von Menschen, und dann wird es zerfallen; oder es ist von Gott, und dann könnet ihr es nicht zerstören: ihr möchtet sonst gar als Widersacher Gottes befunden werden. Darum sage ich euch: stehet ab von diesen Männern und lasset sie gehen." — Diese Erklärung verräth nun aber wirklich „politische Intelligenz"; denn sie enthält zwei Eigenschaften: Klugheit und Gerechtigkeit. Daher berichtet denn auch die Geschichte zur Ehre der Richter: „Sie stimmten ihm bei." Nun darf man aber ja nicht vergessen, daß jener Papst und das Werk, das er vertrat, nicht wie der jetzige und dasselbe Werk, für das Jener damals und Dieser jetzt eintritt, ein Alter und einen Bestand von fast 19 hundert Jahren hinter sich hatte, und daß im Laufe dieser Zeiten schon gewaltigere, als der deutsche Reichskanzler einer ist, an jenem Werke der katholischen Kirche „Eisen und Blut" versucht, ohne mit ihrem Vorhaben zu reüssiren. Es wäre leicht und belehrend, hier die Bekenntnisse aller Jener, die fast seit zweitausend Jahren an den Felsen zu Rom, auf dem die Engelsburg steht, den Kopf angestoßen und dabei verunglückt sind, anzuführen. Aber wer Staatsmann und Reichskanzler sein und die Rechte und Interessen von fünfzehn Millionen Katholiken ex officio besorgen will, sollte sie wissen. Darum will ich blos das eine oder andere monumentale Beispiel, das Gott in der Geschichte zur Warnung statuirt hat, anführen (und im Vorbeigehen auf einen ähnlichen Vorfall im alten Testament einen Blick werfen).

Im zweiten Buche der Makkabäer wird eine höchst bedeutsame Geschichte berichtet, die dem heidnischen Feldherrn Heliodor im

Tempel zu Jerusalem widerfahren ist. Dieser kam zu den Juden mit der Meldung, sein König brauche Geld; dabei sei er gewohnt, es zu nehmen, wo er es finde. Wie ihm nun zu Ohren gekommen, sei welches vorräthig in der jüdischen Kirchenkasse. Er, der Feldherr, habe deßhalb den Befehl, das vorhandene Geld als „Eigenthum von todter Hand" mit Beschlag zu legen und zu annexiren. Solch frevelhaftes Ansinnen hat aber alle Judenweiber und Judenkinder empört und haben sie sich schnell hingekniet und den hl. Erzengel Michael ersucht, er möge mit seinem Schwerte dreinschlagen und dem Heiden seinen schlechten, sacrilegischen Gedanken aus dem Kopfe treiben. Kein Wunder also, daß da auf einmal ein fürchterlicher Reiter, goldene Waffen schwingend, auf einem schön gesattelten Pferd daherritt, auf den Heliodor losstürzte und ihn unter die ungestümen Hufe seines Rosses warf, und nebstdem zwei geheimnißvolle Jünglinge mit Ruthen ihn tüchtig durchprügelten und geißelten. Heliodor stürzte auf den Boden und ward ohnmächtig: man setzte ihn dann eilends in eine Sänfte und trug ihn fort, und bedeutungsvoll fügt der hl. Schriftsteller bei: „Man erkannte augenscheinlich die Macht Gottes."

Nun könnte aber Mancher meinen, dieser Gesandte sei von dem fürchterlichen Reiter und den geheimnißvollen Jünglingen in seiner völkerrechtlichen Stellung beeinträchtigt, ja sein Souverän in ihm beleidigt und mißhandelt worden; und nach den Begriffen der heutigen Diplomatie, in deren Katechismus Alles steht, nur das siebente Gebot nicht mehr, weil es unzeitgemäß geworden, ist dies auch wirklich so. Daher dürfte es interessant sein, den amtlichen Bericht hier anzuführen, den Heliodor über den Erfolg seiner Sendung an seinen königlichen Herrn, das würdigste Vorbild aller Fürsten, die in Geldverlegenheit sich befinden und von ihren Kronrechten auf die Kirchengüter die vollste Ueberzeugung haben, eingesandt hat, um zu erfahren, wie der mißhandelte Geschäftsträger selbst die Sache aufgefaßt. Er lautet: „Wenn du einen Feind oder einen solchen hast, der nach deinem Reiche strebt, so sende ihn dahin, und du wirst ihn gegeißelt wieder erhalten, wenn er anders mit dem Leben davonkommt; denn an dem Orte ist wahrhaft eine gewisse Kraft Gottes: Er selber, der im Himmel wohnt, ist gegenwärtig an diesem Ort

und schützt ihn, und die hinkommen, um Böses zu thun, schlägt und tödtet er."

Nun ist es um den Schutz der katholischen Kirche und des Papstthums viel besser bestellt, als um den des Tempelschatzes in Jerusalem. Hier beten nicht blos Christenweiber und Christenkinder, sondern auch christliche Männer, daß der Erzengel Michael schirme und helfe. Und dieser fürchterliche Reiter, der den Juden gewogen war, ist der Kirche und ihrem Oberhaupte erst recht gewogen. Und in ihr ist eine gewisse „Kraft Gottes" erst recht gegenwärtig. Daher wage ich dreist zu schreiben: „Man erkennt an Jedem, der sich an der Kirche vergreift, augenscheinlich die Macht Gottes . . . . Er selbst, der im Himmel wohnt, ist in ihr gegenwärtig und schützt sie, und die da ankommen, um Böses zu thun, schlägt und züchtigt er." Vielleicht verweist einer den Verfasser bei diesen Worten lachend auf Rom und das, was seit Jahr und Tag dort vorgeht. Das vermag ihn aber nicht im mindesten zu beirren. Besonders den Kindern der Kirche, sagt ein berühmter Katholik, ziemt das Wort, wenn deren Triumpf verzögert oder scheinbar völlig abgeschnitten worden: „Wir können warten." Es ist wahr, Niemand kann das mit solcher Seelenruhe thun als die Katholiken: sie wissen eine allezeit geschäftige Gerechtigkeit auf der That, das Unrecht zu züchtigen; manchmal zögert sie und dann hat sie Gründe, welche die Katholiken verehren. Darum gilt auch immer noch von der katholischen Kirche, was Heliodor vom Tempel zu Jerusalem bezeugt. Wollte es aber Einer dennoch nicht glauben, so müßte er zusehen, wie er z. B. mit Kaiser Julian, dem Apostat, in dieser Sache sich abzufinden vermöchte. Er hat bekanntlich zur Wegräumung des „Galiläers" und seines Werkes, der Kirche, so Großartiges versucht, daß die gewaltigen Arbeiten der modernen Staatsmänner in Italien, Deutschland, Frankreich und Rußland, welche dasselbe Ziel, wie Julian der Abtrünnige verfolgen, dagegen nur als armselige Pfuscherei erscheinen. Was war aber das Ende vom Lied? Sein zweimaliger Versuch, den Tempel von Jerusalem zu Gunsten der Juden wieder aufzubauen, um die Weissagung Christi: daß die Trümmer dieses Prachtbaues für immer wüste bleiben sollen, auf eine recht augenscheinliche Weise zu Schanden zu machen, wurde, wie sein heidnischer Verehrer und Geschichtschreiber

Ammonius Marcellin berichtet, von schrecklichen, aus der Erde hervorbrechenden Feuerkugeln vereitelt. — In einer Schlacht gegen die Perser, da sah er auf einmal einen geheimnißvollen Reiter auf sich zustürzen und ihn vom Pferde niederstoßen: er fiel mit dem bedeutsamen Ausrufe: „Galiläer, du hast gesiegt!" — Und das Ganze krönte von Seiten der Heiden eine tiefempfundene Gratulation nicht an die Christen, sondern an das leibhaftige Hornvieh, die Ochsen, da sie nun doch Hoffnung hegen dürften, ihr Hörner tragendes Geschlecht nicht gänzlich als Material für Götzenopfer ausgerottet zu sehen. In ihm ist also für lange Zeit ein warnendes Beispiel statuirt, so daß auch jetzt noch wahr ist, was jener h. Schriftsteller bezeugt: „Man erkennt an jedem, der sich an der Kirche Gottes vergreift, augenscheinlich die Macht Gottes. Er, der im Himmel wohnt, ist in ihr gegenwärtig und schützt sie und die da hinkommen, um an ihr Böses zu thun, schlägt und tödtet er." Doch wozu ist es nöthig, in die Tage der christlichen Vorzeit zurückzugehen? — Der erste Napoleon, wer kennt ihn und das Ende nicht, das es mit ihm genommen? Als er sich an dem Papste vergriff, da hat der Graf de Maistre ausgerufen: „Bonaparte fängt Händel an mit dem Papst, jetzt ist sein Fall gewiß!" Der Papst hat ihn in den Kirchenbann gethan; er aber schrieb voll Zorn an Eugen Beauharnais: „Der Papst glaubt, seine Excommunikation würde meinen Soldaten die Waffen aus den Händen werfen?" Was berichtet nun aber die Geschichte über den Feldzug von Rußland? Es ist von jenem Tage an immer hinter sich mit ihm gegangen, immer hinter sich, bis er auf St. Helena — Kohl pflanzte, statt Reiche zu schaffen und zu vernichten, Raupen, Schnecken und Würmer tödtete, statt Fürsten abzusetzen und Armeen zusammenzuschießen, und mit der Gießkanne Blumen begoß, statt große Parade mit seinen Marschällen abzuhalten. „Nicht der Russe, sondern der Winter hat mich geschlagen!" Ja wohl; aber der Winter, „Feuer, Hagel, Schnee, Eis und Sturmwetter richten Gottes Befehle aus," hat schon vor Jahrtausenden ein frommer Judenkönig gesungen. Kein Wunder also, daß er denn auch, wie der Ritter von Beauterne berichtet, [1]) als er auf der Insel

[1]) Sentiments de Napoléon.

St. Helena hörte und las, wie der Papst, den er vor wenigen Jahren beraubt und eingekerkert, nach Rom zurückgekehrt, sein ganzes Gebiet zurückerhalten und voller Jubel empfangen wurde, — stehen blieb, die Hände über die Brust geschlagen, und anhob: „Nach dem hl. Petrus wurden die zweiunddreißig römischen Bischöfe, die auf seinen Primat folgten, gemartert wie er. So war der römische Stuhl drei Jahrhunderte hindurch ein Galgen und brachte Denen, die darauf berufen wurden, untrüglich den Tod. Sehr selten hatten die andern Bischöfe während dieser dreihundertjährigen Periode ein besseres Schicksal. In dieser Schlacht standen alle Könige und alle Kräfte der Erde auf der einen Seite; auf der andern aber sehe ich keine Heere, sondern eine geheimnißvolle Thatkraft, und einige da und dorthin in alle Theile der Erdkugel zerstreute Männer, die kein anderes Zeichen der Vereinigung haben als einen und denselben Glauben an das Geheimniß des Kreuzes." Napoleon I. fuhr fort und fragte den General Bertrand: „Ist Ihnen ein Todter begreiflich, der Eroberungen macht mit einem treuen und seinem Andenken ganz ergebenen Heere? Ein Gespenst begreiflich, das Soldaten hat ohne Sold, ohne Hoffnung auf diese Welt, das Ihnen Ausdauer einflößt und Sie jede Art Strapatzen ertragen lehrt? Ach, die Leiche Türenne's war noch warm, und sein Heer hob das Lager von Montucuccoli auf. Was mich betrifft, so vergessen mich meine Soldaten, obwohl ich noch am Leben bin. Das ist unsere Macht, die Macht der großen Männer: eine einzige Schlacht schlägt uns nieder, das Mißgeschick nimmt uns unsere Freunde. Können Sie sich Cäsar vorstellen als ewigen Imperator des römischen Senates und Reiches, wie er aus der Tiefe seines Mausoleums auch im Tode noch das Reich lenkt und über Rom's Geschicke wacht? Lächerlich. Nun denn, so ist die Geschichte der Welteroberung durch das Christenthum. Das ist die Macht des Christengottes, der auch nach seinem Tode seine Kirche regiert. Völker gehen unter, Throne stürzen in Trümmer, aber die Kirche besteht." (t. VI.) Deutlicher fürwahr konn es doch aber unser Herrgott fast nicht mehr machen, als er es am ersten Napoleon gezeigt hat, um ein abschreckendes Beispiel zu statuiren, was es auf sich habe, die Kirche Gottes und ihr Oberhaupt zu verfolgen. Denn es ist so, wie ein scharfsinniger Beobachter in der Geschichte schreibt: „Wenn man die Beziehungen

Pius VII. zum ersten Consul und zum Kaiser Napoleon, angefangen von der ersten Anregung des Concordats, durch alle Verhandlungen über dasselbe, dessen Abschluß und Folgen, die Geschichte der Kaiserkrönung mit allen Antecedenzen und Consequenzen bis 1809 und Fontainebleau, dann wieder bis 1814 und seinen glorreichen Einzug in Rom, ein eindringlicher Detailerwägung durchgeht, so gehen daraus zwei Dinge mit unbeweislicher Evidenz hervor: „Die völlige Ohnmacht Roms und seine Unüberwindlichkeit." Es ist also wieder wie vorhin: „Man erkennt augenscheinlich die Macht Gottes. Er selbst, der im Himmel wohnt, ist in ihr gegenwärtig und schützt sie, und die da kommen, um ihnen Böses zu thun, schlägt und tödtet er."

Und erst das Gottesgericht, das vor unsern Augen so erschütternd über den dritten Napoleon abgehalten wurde! Ich werde in meinem Leben nie den Augenblick vergessen, wo ich die Katastrophe von Sedan erfuhr. Es war am dritten September 1870 — fast 12 Uhr des Tages und ich las gerade in des Jesuiten Drexelius: Gymnasium Patentiæ, in dem Kapitel, daß man sich auf die Trübsale des Lebens præmeditatione vorbereiten müsse, — die Worte: Quæ dignitas est, quam non mille maculæ, et extrema contemptio comitetur? Quod regnum est, cui non parata sit ruina, et proculcatio, et dominus, et carnifex? Nec magnis ista intervallis divisa sunt, sed horæ momentum interest — inter solium et aliena genua: horæ spatio hæc verti ita possunt, ut qui in alto sedisti vitæ arbiter, cujus genua supplices tangebant; idem dejectus alienis genibus advolvaris. Scito ergo, omnem conditionem versabilem esse; et quidquid in ullum incurrit, posse in te quoque incurrere. Da bekam ich nun die Nachricht, daß Tages vorher an dem Kaiser Napoleon diese Worte zu Sedan bis auf das Tüpflein vom i sich erfüllt und verwirklicht hatten. Daher ward mir, ich gestehe es offen, ganz eigen um's Herz; ich kniete nieder, um für Denjenigen, über den unser Herrgott so augenscheinlich Gericht gehalten, zu beten. Ich hatte mir einen alten Zeitungsartikel aus dem Jahr 1866 aufbewahrt, und den suchte ich aus der Mappe hervor, um ihn wieder einmal zu lesen; er war aus der zu Turin erscheinenden „Unita cattolica" und damals,

also im Jahr 1866, von der Redaktion des genannten Blattes an die französischen Gesandten in Rom und Florenz, und direkt an Napoleon selber geschickt worden. Dieser Zeitungsartikel ist aber noch heute recht interessant; ich wünschte sogar, der deutsche Reichskanzler würde sich herbeilassen, darüber einige Tage nach der Methode des hl. Ignatius von Loyola zur Beförderung der Selbsterkenntniß — geistige Uebungen zu machen. Daher soll er hier vollständig stehen. Er lautet:

„Da die Pariser Blätter sich frei mit dem Untergange des Papstthums beschäftigen dürfen, und das „Siecle" sagen kann, daß der Papst mit seiner letzten Allokution sein Testament gemacht, habe, und der „Temps" ihm ein ehrenvolles Begräbniß verspricht, so ist es gewiß uns auch erlaubt, von dem Untergange des zweiten napoleonischen Kaiserreichs zu reden."

„Dieser scheint uns weit näher gerückt als man glaubt, weil die beiden Hauptursachen, die dessen Entstehen bewirkten, nicht mehr bestehen. Diese Ursachen waren vor Allem der militärische Ruhm und die Wiederherstellung des Katholicismus. Allein statt den Katholicismus zu schützen, läßt Napoleon ihn anfeinden, und statt zu kämpfen, steckte er das Schwert in die Scheide. Er wurde zum Kaiser erwählt, weil er nach Rom ging, und es ist ganz natürlich, daß er Rom verlassend, seinem endlichen Untergange entgegen geht. Als sein Oheim den Papst Pius VII. zu verfolgen anfing, schrieb Joseph von Maistre: „„Bonaparte beginnt Händel mit dem Papste! Ich bin es sehr zufrieden, denn der Kaiser kann dem Falle nicht mehr entgehen, und gewiß ist sein nahes Ende."" Und wir wiederholen heute das Nämliche seinem Neffen. Napoleon verläßt Pius IX. und zieht ab von Rom, um es an Italien auszuliefern. Gut! Bald wird man dem zweiten Kaiserthum seine Begräbnißfeier halten. Und die Trauerrede ist fertig, man kann sie in drei Punkte eintheilen: Deutschland, Mexico und Rom."

„Nach unserer Ansicht sind in den gegenwärtigen Ungewißheiten zwei Dinge ganz gewiß: der endliche Sieg des Papstes und der unvermeidliche Untergang des zweiten Kaiserreichs. In Betreff dieser zwei Dinge ist unser Herz ganz ruhig, und weit ruhiger als jenes des Bettino Ricasoli. Wie wir jedoch nicht wissen, auf welche Weise und auf welchen Wegen Pius IX. triumphiren wird, so wissen wir auch nicht, welche Ereignisse den

Bonaparte stürzen werden. Gottes Vorsehung hat sich ganz die Erfüllung der Worte vorbehalten: „„Ich habe die Mächtigen von ihrem Throne gestürzt und die Demüthigen erhöht.““ Unsere Väter und viele unserer Zeitgenossen sahen diese Worte wunderbar erfüllt beim Beginne dieses Jahrhunderts in der Person des demüthigen Pius VII. und des mächtigen Napoleons I., der entthront und gefangen gesetzt wurde, während der andere unter unendlichem Jubel nach Rom zurückkehrte.“

„Unbegreiflich schien dem ersten Napoleon die Schlacht von Waterloo. Als man ihm am 18. Juni 1816 in Erinnerung brachte, es sei heute der Jahrestag der berühmten Schlacht, rief er tiefbewegt aus: „„Unbegreifliche Schlacht!... Ein Zusammentreffen ungewöhnlicher Fatalitäten!... Nur Unglück über Unglück.““ Und mit den Händen vor dem Gesichte fügte er bei: „„Alles hat gefehlt, gerade wo Alles schon erreicht zu sein schien.““ Wohlan nun, Napoleon III. bereite sich vor zu den nämlichen Klagen. Auch für ihn rückt jener große Tag, der unbegreifliche Tag heran. Gott schickt ihm eine Reihe von Schlägen, an die er heute vielleicht nicht denkt, und er wird weinen über das Zusammentreffen ungewöhnlicher Fatalitäten. Er freue sich ja nicht, wenn auch irgend eine Sache ihm nach Wunsch gehen sollte; denn am Ende wird er doch noch wiederholen müssen, was der Gründer seiner Dynastie sagte: „„Alles hat gefehlt, als Alles erreicht zu sein schien.““

„Wir bitten die Bonaparte von Frankreich und Italien, dies Blatt sich aufzubewahren und diesen Artikel wohl im Gedächtnisse zu behalten. Gestützt auf die Erfahrung und die Geschichte können wir leicht die Zukunft voraussagen. Rom ist immer verhängnißvoll; es wird für das zweite Kaiserreich eben so verhängnißvoll sein, wie es dem ersten verhängnißvoll war.“

Diese Weissagung hat sich aber, wie wir es zum Ueberflusse noch einmal sagen wollen, am 2. September 1870 zu Sedan erfüllt, um der Welt abermals an einem monumentalen Beispiel zu zeigen, daß man nicht ungestraft an Rom und die heil. Kirche Hand anlegt. Und Jener, den die rächende Hand Gottes als warnendes Beispiel den Fürsten und Staatsmännern zu Sedan an den Kreuzweg der Geschichte für unsere Zeiten gestellt, er hat sich dabei gar zaghaft und zerschlagen benommen, wie es eben für einen Frevler vor dem richtenden Gotte nicht anders möglich

ist. Einer mit besserer Feder hat dies so ausgedrückt: „Die Feigheit des letzten Napoleon und seiner zwei Vettern hat die Bonaparte auf ewig an den Schandpfahl der Geschichte genagelt.“ Es bestätigt also auch dieser eclatante Fall, daß die Worte des Feldherrn Heliodor auch auf die Kirche passen: „Man erkennt augenscheinlich die Macht Gottes. Er selbst, der im Himmel wohnt, ist in ihr gegenwärtig und schützt sie, und die hinkommen, um Böses zu thun, schlägt und tödtet er!“ Und wie erging es den italienischen „Staatsmännern“, die Italien auf Kosten der Kirche, mit Verhöhnung von Religion und Recht, „Einigen“ halfen? Kaum war Cavour im Jahre 1860 mit seinem Einfall in die Staaten des Papstes zu Ende, so mußte er aus allen Kräften eilen — ein armer Sünder zu werden; ein Sünder war er schon vorher gewesen, wie es ihm der Graf Montalembert in einem offenen Sendschreiben nachgewiesen hatte; aber ein armer Sünder, der es gerathen fand, so gut es eben ging, zu Kreuz zu kriechen, ist er erst im Jahre 1860 geworden, und das war hohe Zeit; der Tod stand vor der Thür und pochte an. Bald darauf starben innerhalb achtzehn Monaten neunzehn seiner italienischen Sinnesgenossen ihm nach, aber was die Sache schrecklich macht, gähen Todes. Und so ist es fortgegangen bis auf diesen Tag, wo Govone im Irrsinn und Cugia plötzlich geendet. Daher stellen von Zeit zu Zeit selbst solche italienische Blätter, die sich längst mit der christlichen Religion und dem Glauben an Gott schlechtestens abgefunden haben, über diese endlose Lytanei plötzlicher Todesfälle seltsame Betrachtungen an und finden es auffallend, daß „keiner von den Männern, welche ihr Leben an die Schaffung der „italienischen Einheit“ (und die Abschaffung der christlichen Religion und des Rechtes) gesetzt, die Früchte seiner Arbeit genieße.“ Ist denn aber das Zufall? Nein, denn der Zufall ist, wie Friedrich II. ihn trefflich nannte, der „Gott der Narren“, sonst aber ist Zufall ein Wort ohne Sinn; einen Zufall gibt es nicht, wohl aber eine Vorsehung Gottes, die den Frevlern auf der Ferse nachschreitet, um nachzuschauen, was sie für Anschläge machen und ausführen wollen, und dann, wann es ihr an der Zeit scheint, ihre Sünden heimzusuchen. Ich bleibe also dabei, die Weltgeschichte bezeugt es, in großen warnenden Beispielen: Rom, das Papstthum und die

katholische Kirche ist immer verhängnißvoll — für Fürsten und Staatsmänner, nach dem Vorbilde des Apostaten Julian, der Napoleone und der Cavour's. Ein solcher Fürst ist schon lange der gewesene König von Piemont, in dem bereits Viele, seitdem er sacrilegisch in das Wohnhaus der Stellvertreter Gottes sich eingenistet, etwas vom ewigen Juden und seinem ruhelosen Wanderdrange bemerkt haben wollen; und solcher Staatsmann will jetzt, nach Allem was man hört und liest, der deutsche Reichskanzler werden. Ihm hat es denn auch Hr. v. Mallinckrodt am 10. Februar dieses Jahres im preußischen Landtage unter die Augen gehalten mit den Worten: „Der Ministerpräsident hat nicht nur den Kaiser Napoleon zum Muster genommen, sondern, wie mir scheint, auch den einen oder andern berühmten italienischen Staatsmann. Mögen sich darum Beide vorsehen; soviel ist gewiß, die strafende Gerechtigkeit wird mit ihnen beiden keine Ausnahme machen. Es dürfte daher über kurz oder lang das französische Blatt La France nouvelle Recht bekommen, wenn es schreibt: „Die Regierung Viktor Emmanuels glaubt von Rom Besitz genommen zu haben! sie ist aber nur gekommen, um sich hier ihr Grab zu graben!" Es steht da klar und leuchtend in der Weltgeschichte geschrieben: „Man erkennt augenscheinlich an Rom und der Kirche die Macht Gottes.... Wenn du einen Feind hast, so sende ihn nach Rom und du wirst ihn gegeißelt wieder erhalten, wenn er anders mit dem Leben davonkommt; denn Er selber, der im Himmel wohnt, ist gegenwärtig an diesem Orte und schützt ihn, und die hinkommen, um Böses zu thun, schlägt und tödtet er!"

Wenn daher trotz dieser ernsten Warnungstafel, welche die Weltgeschichte allen Fürsten und Staatsmännern vor die Augen gestellt, auch der deutsche Reichskanzler es dennoch mit dieser Kirche versucht, ob er wohl stark genug sei, sie aus ihren beiden Angeln, der christlichen Wahrheit und Liebe, zu heben und sie an das immer tiefer abwärts rollende Rad dieser Zeit anzuhängen, damit sie in derselben Richtung mitfortgerissen werde, so haben die Katholiken ein Recht zu glauben und es zu sagen, auch er, der Fürst Bismarck, habe aus der Geschichte nichts gelernt; sonst müßte er wissen, daß nach dieser Seite hin selbst für einen Mann von

„Blut und Eisen“ nicht zu reüssiren ist. Und geradezu lächerlich muß uns Katholiken vorkommen, wenn die Trabanten des Reichskanzlers, die Minister und Politiker à la Lutz, Jolly und dergleichen, es dem „Gewaltigen“ in Berlin in seinem Anlaufe gegen die katholische Kirche zuvorthun wollen. Diese Herren sollten doch bedenken, daß die katholische Kirche schon über gewaltigere Männer zur Tagesordnung übergegangen ist, als Vielen der deutsche Reichskanzler und politische Wettermacher in Varzin erscheint, geschweige denn über Leute mit Grundsätzen und Projekten, wie Hohenlohe, Hegneberg, Lutz und Jolly. Es ist nun freilich richtig, ein blaues Mal gibt es immer, so oft Einer, sei er klein oder groß, einen Anprall versucht und seinen Kopf an den Felsen der katholischen Kirche anschlägt, aber nicht am Felsen oder der Kirche, an die er anrennt, sondern am Kopfe, mit dem er anrennt, und dieses blaue Mal ist oftmals schmerzlich und mit schlimmen Folgen verbunden für den, der es trägt: „Die Geschichte liegt voller Ruinen von Reichen, die sich im Frevelmuthe an dem Felsen zertrümmert haben, der nicht überwältigt werden kann.“ Die Hohenstaufen haben das Papstthum erdrücken wollen, und sie haben das Kaiserthum vernichtet. Und wohin ist die Macht Derjenigen gerathen, welche in gallikanischen, jansenistischen, febronianischen, josephinischen Weisen gegen die Kirche rebellirten? Ueber den Boden von Europa geht aber dessenungeachtet jetzt wieder ein großes Geräusch, wie von den Füßen Derjenigen, welche die Vorgänger der jetzigen kirchlichen Rebellen hinausgetragen haben, und auch sie auf gleichen Bahnen hinauszutragen sich anschicken.“ Man weiß also nicht, was man sagen soll zu dem schauerlich fortgesetzten Gelächter, das sie jedesmal anschlagen, wenn man ihnen das „Discite justitiam moniti“ zuruft: Gott wird zu Gunsten dieser Rebellen gegen seine Kirche deßwegen keine Ausnahme machen, weil sie im Staatsfrack nach moderner Façon und mit dem Ministerportefeuille gegen die Kirche auftreten. Möchten darum doch diese kleinen Staatsmänner oder wie sie sich sonst gerne nennen hören, bedenken, daß die katholische Kirche schon gar oft an den eingesunkenen Gräbern und zerfallenen Leichensteinen größerer Dränger vorbeigekommen ist und Gründe hatte, auszurufen: Transivi et ecce non erat, nec est inventus locus ejus.“

Ich habe einmal in einem Buche folgende hierher gehörige Bemerkung gelesen: Laktantius hat eine berühmte Abhandlung: de partibus persecutorum geschrieben. Dazu böte die neuere und neueste Geschichte eine reiche Nachlese eclatanter Beispiele. Eine solche Abhandlung wäre nun freilich für viele Leser keine angenehme Lektüre. Um daher die Lesung eines solchen Buches zugleich minder erschreckend und in weiteren Kreisen zugänglich zu machen, könnte man es auch betiteln: de eventibus persecutorum, oder was haben die Verfolger der Kirche ausgerichtet? Das müßte sehr interessant und lehrreich werden; man käme sicher zu dem Schlusse: Immer triumphirt die katholische Sache, wenn auch fast niemals die Katholiken.

Um nun wieder etwas näher an den deutschen Reichskanzler heranzutreten, so hätte ich nicht übel Lust, ihm bei seinem jetzigen Vorgehen gegen die Katholiken in etwas zu entschuldigen. Herr v. Mallinckrodt, an dem, wie an seinen ausgezeichneten Fraktionsgenossen, nur das auszusetzen ist, daß wir Katholiken sie in Deutschland nicht einige hunderttausendmal haben, hat dem Fürsten v. Bismarck am 10. Februar seine Idee in's Gedächtniß gerufen, die er im Jahre 1849 gegen liberalisirende Tendenzen im Staate gehalten, mit Hervorhebung des Ausspruches: „Ich hoffe noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit am Felsen der christlichen Kirche zerschellen werde." Darauf erwiederte der Kanzler: „Was in meiner damaligen Rede war an lebendigem Bekenntniß, an Bekenntniß zum lebendigen christlichen Glauben, das spreche ich auch heute noch ganz offen aus und scheue dieses Bekenntniß weder öffentlich, noch in meinem Hause an irgend einem Tage. Aber dieser mein lebendiger, evangelischer Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, zu dessen Diensten Gott mich erschaffen hat und in dem mir ein hohes Amt übertragen ist, nach allen Seiten hin das Recht zu wahren. Und wenn dieser Staat von Republikanern und auf den Barrikaden angegriffen war, habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen. Sie werden mich, wenn dieser Staat von einer Seite angegriffen wird, von der wir gehofft haben und noch wünschen, daß sie wieder dazu zurückkehren wird, die Fundamente des Staates zu befestigen, anstatt zu zerstören, auch jetzt wieder

auf der Bresche finden! Das gebietet mir das Christenthum und mein Glaube." Wir haben also in dieser Erklärung die feierliche Berufung auf die Pflichten, die das Christenthum und sein evangelischer Glaube dem Reichskanzler dem Staate gegenüber auferlegen, eine Berufung, die man unter Umständen gewiß ehren muß, nämlich dann, wenn man sich überzeugt, daß die Mittel, die der also sich Berufende zur Erfüllung dieser Pflichten, die er aus dem Christenthum und seinem evangelischen Glauben ableitet, und die nicht dazu geeignet und geradezu ausgesucht sind, *das Christenthum und den Glauben aus dem Staate zu beseitigen*; und diese Pflichten für den Reichskanzler sind: nach allen Seiten hin *das Recht zu wahren* und nach allen Seiten hin, von wo aus der Staat in seinen Fundamenten etwa bedroht würde, auf der Bresche zu stehen. Von jedem rechtschaffenen Mannee aber hat man zu erwarten, daß er vor Allem seinen Pflichten, namentlich jenen, die aus der Religion entspringen und auf den Staat Bezug haben, gewissenhaft nachkommt. Wir dürfen also auch von dem Reichskanzler nicht anders erwarten, als daß er gerade so handelt, wie er es als seine Pflicht erkennt und Christenthum und sein evangelischer Glaube ihm vorschreiben. Nun gibt es aber schon lange eine Classe von ganz gläubigen Protestanten, die da aus ihrem evangelischen Glauben die Ueberzeugung haben, daß sie — Gott einen Gefallen thun, wenn sie den Katholiken im Staate so wenig als möglich Rechte einräumen und jene, die sie noch haben, soviel als möglich wegnehmen, d. h., wie Dr. Windthorst die Sache ausdrückt, den Katholiken „Luft und Feuer versagen." Daher ist es leicht möglich, daß auch der Reichskanzler zu dieser Classe gläubiger Protestanten gehört, und dann ist sein ganzes Vorgehen gegen die Katholiken klar: es ist dann so *seine* Pflicht, die ihm sein *evangelischer Glaube* auf's Gewissen bindet, und wer will es ihm dann verargen, wenn er seine Pflicht erfüllt?

Doch abgesehen von dieser Antipathie gegen die Katholiken, wozu der Fürst in Folge seines *evangelischen Glaubens* sich sogar verpflichtet halten könnte und zwar deshalb, um „nach allen Seiten hin das Recht zu wahren", ist er in gewisser Hinsicht wirklich — fromm zu nennen und hat sich durch seine materielle Sorge für Reinerhaltung des „alten katholischen Glaubens" vor

dem Zufluß der päpstlichen Unfehlbarkeit bei einer gewissen Sorte von „Katholiken“ den Anspruch auf den Namen „Defensor fidei“ verdient. Oder wer wäre denn im Stande gewesen, den altkatholischen Schwindel vor dem Verenden zu bewahren, wenn nicht der Reichskanzler ein Erbarmen gehabt und selbst die Gelder beigeschossen hätte, um die abtrünnigen katholischen Priester in ihrer Judasrolle zu honoriren? Das setzt doch aber Theilnahme und Begeisterung für den — wenn nicht gerade katholischen, doch „altkatholischen Glauben“ voraus und verdient in seiner Art auch Anerkennung, wenn auch nur in der Art, wie sie die „Donauzeitung“ dem Fürsten bezeigt, wenn sie schreibt: „Gewöhnlich kümmern wir uns weiter nicht viel um Herrn Bismarck und unsere Achtung vor ihm war 1865, wo er noch mannhaft mit dem Liberalismus rang, weit größer, als 1872, wo er dessen Geschäfte führt. Wir lassen aber den Dingen ihren Werth, auch Herrn v. Bismarck den seinen. Fürst Bismarck hat viele Sympathieen, aber der Dispositionsfonds hat noch mehr Thaler. Wir sind nur die Objekte für diese Sympathieen, an denen sich dann viele Subjekte die Thaler verdienen.“ Ja, irren wir nicht, so steckt eine außerordentliche Frömmigkeit hinter dem deutschen Reichskanzler, und all die Opfer, die er für das vom lebendigen Stamme des katholischen Glaubens abgefaulte und vom Holzwurm deutsch-wissenschaftlichen Hochmuths durchnagte Brennmaterial für's ewige Feuer gebracht, sind nichts anders als die nach außen hin geoffenbarten Merkmale des vorhandenen gewaltigen Dranges, *Stifter einer deutschen Nationalkirche* zu werden. Das wäre nun freilich etwas für die Nachwelt, wofern er nicht blos in, sondern auch außer sich das Zeug zur Stiftung eines solchen Wunderwerkes fände. In jenen Kreisen also, worin Bismarck immer der *erste* Mann ist, muß ein solcher Drang gewiß nur mit der tiefsten Verehrung begrüßt und beräuchert werden. Dem Gelingen dieses frommen Werkes, mit dem man seit der Entstehung des neuen Kaiserthums schwanger geht, ohne es zur glücklichen Entbindung zu bringen, ist in den vielen Fiasko's, die dasselbe Projekt von Zeit zu Zeit bald hüben, bald drüben gehegt und gepflegt, immer erlitten hat, ein bedenkliches Präjudiz geschaffen. Jene Fürstbischöfe, Bischöfe und Theologen, die unter dem Namen „Emser Punktatoren“ ein Gleiches beabsichtigt, hatten im Grunde genommen doch

mehr Ursache, zu wähnen, das römisch-katholische Volk in Deutschland werde ihnen folgen und deutschkatholisch werden, als Fürst Bismarck mit dem „Bekenntniß seines lebendigen evangelischen Glaubens“ und den Pflichten, die er daraus gegen die deutschen Ultramontanen ableitet. Und doch ist es den Emser Punktatoren recht kläglich mit ihrem Projekte einer deutschen Nationalkirche, in welcher der unfehlbare Papst nichts mehr zu sagen hat, ergangen: Das Ganze ist zu Schanden geworden und die Schande auf die Urheber zurückgekommen. Beim katholischen Volke in Deutschland stehen aber heutzutage die Chancen für das von Bismarck aufgewärmte Projekt viel fataler als dazumal, wo „die Leute schliefen und der Feind Unkraut säete“, so daß in dem Tempel Gottes Gras wuchs. Wie also dermalen die Dinge liegen, ist dem Reichskanzler der wohlgemeinte Rath zu geben, die deutsche „Nationalkirche mit dem protestantischen Kaiser als erblichem Papste“ als monstruöse Rarität und Sehenswürdigkeit in's Antiquitäten-Cabinet des deutschen National-Museums zu senden: Der „Altkatholicism“ hat ihn und die bairischen Staatsmänner blamirt genug.

Ohnehin erinnert das Projekt mit der deutschen Nationalkirche an jenes alte drollige Mährchen, das Görres in der „Wallfahrt nach Trier“ erzählt. Gott der Herr hatte alle Thiere erschaffen, und sich die Wölfe zu seinen Hunden auserseh'n; blos die Geis hatte er vergessen. Nun wollte aber der Teufel, um den Schein zu verbreiten, daß er Gott an Macht gleich sei, auch ein Geschöpf erschaffen. Er machte sich also an's Werk und schuf die Geise mit seinem langen Schwanze. Wenn sie nun aber zur Weide ging, blieb sie gewöhnlich mit ihrem Schwanze in den Dornhecken hängen; da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknüpfen. Diese Beschäftigung verdroß ihn aber am Ende so bitter als möglich, und er kam daher mit sich in's Reine, der Geis den Schwanz abzubeißen, und that's, wie noch heutzutage an dem Stumpfe zu sehen ist. Nun hatte er zwar die frühere Last nicht mehr mit seinem Wesen, das er erschaffen, aber, da er es frei herumlaufen ließ, ohne darauf Acht zu haben, so geschah es bald, daß Gott der Herr zu sehen bekam, wie das Teufelsvieh bald zarte Bäumchen annagte, bald die edlen Reben schädigte, bald andere seinen Pflanzen verderbte. Daher hetzte er aus Güte und Gnade seine Wölfe los, die dann die Geise zerrissen. Das

verdroß aber den Teufel über alle Maßen arg; er begab sich deßhalb vor den Herrn, begehrte fuchsteufelswild auf und kreischte polternd: dein Geschöpf hat mir das meine zerrissen. Der Herr erwiederte: was hast du es mir auch zu Schaden erschaffen? Der Teufel hinwieder: Ich mußte das so und konnte nicht anders: denn Sinn und Absicht steht mir auf Schaden. Mein Geschöpf aber ist ja doch das Werk meiner Absicht. Darum kann es gar keine andere Natur haben, als diese, zu schaden; du mußt mir darum mein Geschöpf bezahlen. Gott der Herr hat sich aber dazu nicht verstanden, weil der Teufel von Rechtswegen keine Entschädigung für sein böses Geschöpf zu beanspruchen hatte. Daher stach der Teufel voll Zorn allen übrigen Geisen die Augen aus und setzte ihnen die eigenen ein, und so haben alle Geisen Teufelsaugen und abgebissene Schwänze, und der Teufel selbst nimmt um unserm Herrgott und seinen Wölfen zu trotzen, gern die Gestalt seiner zerrissenen Geise an.

Von der schaffenden Macht des verneinenden Geistes ist aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, jetzt eine bedeutende Portion an den deutschen Reichskanzler als Besitzthum gekommen und darum will auch er es im Schaffen gottähnlicher Werke versuchen. Da ist es aber gerade das erhabenste und schönste Gotteswerk, die katholische Kirche, welche von jeher die verneinende Schöpfungsmacht zu einem Gegenwerke herausgefordert, so daß es im Volke sprichwörtlich geworden, wo unser Herrgott eine Kirche baue, baue der Teufel alsbald ein Wirthshaus oder etwas dergleichen als Kapelle für sich neben daran. Und mehr als einmal sind respektable Carrikaturen von der katholischen Kirche gelungen, wie da vor Allem neben der wahren Gotteskirche die schismatische mit ihrem erblichen Papste im russischen Kaiser schon Jahrhunderte lang aufragt. Kein Wunder also, daß es jetzt, wo dem deutschen Reichskanzler so vieles gelungen, ihm keine Ruhe läßt, neben der katholischen Völkerkirche zum wenigsten eine deutsche Nationalkirche zu gründen, worin sein neuer Kaiser Papst, er selbst Kardinaldekan und päpstliches Alter ego, die preußischen Generäle Kardinaldiakonen, die übrigen deutschen Fürsten aber Bischöfe in willfährigem Gehorsam und militärischer Unterordnung, die Cabinetsordres Dogmen, die Majoritätsbeschlüsse des deutschen Reichstages für sämmtliche Unterthanen Glaubensartikel sein sollen, die Jeder längs des

neuen deutschen Kaiserthums glauben muß, wenn er im Sinne hat, einmal selig zu werden. Und dieses Gegenbild der katholischen Kirche sollte nach der Hoffnung Bismarck's aus dem bairischen „Altkatholicism" herauswachsen — zu seiner größeren Ehre. Aber die Sache ist für Kenner nicht zum Besten ausgefallen. Denn es hängt den Machwerken des verneinenden Geistes, sagt Görres, immer ein Makel an, der sie nicht recht gedeihen und zu völligen Kräften kommen läßt, so daß am Anfang wie am Ende das gegnerische Gotteswerk immer Recht behält. Wenn daher jetzt im deutschen Reiche allerlei Erscheinungen zu Tage treten, die da aussehen wie Igelshaare, Wolfskrallen, Tigerklauen, um den Katholiken ihr bisheriges Vertrauen in die „gesicherte Stellung der katholischen Kirche in Preußen" auszutreiben, so kann das uns ebensowenig Wunder nehmen, als die anhaltende Wiederholung der bismarckischen Versicherungen im preußischen Abgeordneten- und Herrenhause von dem „evangelischen Staate", der „protestantischen Kaiserdynastie" und den neuen Gesetzen, die nur gegen „die Uebergriffe der Ultramontanen" gerichtet seien, aber keineswegs die Beziehungen des „Staates zur katholischen Kirche" ändern würden; es ist einfach der Verdruß, daß ihm sein Werk, die deutsche Nationalkirche, zu Schanden geworden oder wenigstens nicht gelingen will, und was die Folge dieses Verdrusses ist, daß nämlich der deutsche Reichskanzler, wie ehedem der Teufel den Geisen, ihre Augen ausgerissen und ihnen die seinigen eingesetzt, so jetzt dem preußisch-deutschen Reiche seine bisherigen wenn nicht gerade katholischen, so doch auch nicht in Allem antikatholischen Gesetze, Einrichtungen und Zugeständnisse bei Seite schafft und dafür diesem Staate seine, des Kanzlers, eigene Gutdünken, Wünsche, Launen, Anschauungen und Willensakte als Gesetze und Verhaltungsregeln für die Unterthanen einsetzt. Daß diese Reichsgesetze und Cabinetsbefehle aber, die der Reichskanzler in seinem Verdrusse dem deutschen Kaiserreiche einsetzt, lediglich gegen die Katholiken und ihre Kirche gerichtet sind, ist ja heutzutage selbstverständlich, wie es ja auch diesem „verehrten Herrn" überhaupt wenig Sorge macht, die Katholiken mit den Protestanten und Juden über einen Leisten zu schlagen. Daher wundern wir uns, wie gesagt, nicht einmal über all das, was wir Katholiken von Berlin aus jetzt zu sehen und zu hören bekommen; denn von einem preußischen Staatsminister, der so weit ist, daß er

keine andere Staatsidee mehr kennt und neben sich aufkommen läßt, als diese: „Der Staat bin ich, und wer meinen Anschauungen widerspricht, ist staatsfeindlich," — ist für die katholische Kirche nichts mehr zu erwarten. Der gewaltige Reichskanzler in Berlin aber ist so weit.

Auch das kann noch geltend gemacht werden — zur Entschuldigung des Fürsten Bismarck, daß er in seinem neuen deutschen Kaiserthum keine andere Kirche brauchen kann, als eine sogenannte Nationalkirche, d. h. die frühere evangelische Landeskirche mit dem König von Preußen als obersten Bischof — erweitert in eine Reichskirche, mit einigen katholischen Zuthaten auch den Katholiken zurecht gemacht. Die katholische Kirche aber, wie sie ihrer Sendung nach sein soll und ist, alle Zeiten, alle Länder, alle Völker umfassend, kann sich nicht in die Grenzen des deutschen Reiches einzwängen und den besondern preußischen Staatszwecken dienstbar machen lassen. Mögen die Grenzen des neuen Kaiserthums für die deutsche Nation weit genug sein, für die katholische Kirche sind sie zu eng. Ohnehin haben schon viele mächtige Fürsten, Minister, Reichskanzler und sonstige Bismarcks dasselbe Experiment gemacht, das jetzt der idillische Landwirth von Varzin versucht. Seitdem nämlich die lutherischen Theologen die oberste Gewalt über die Kirche den Fürsten übertrugen, nicht obwohl, sondern weil sie Fürsten waren, gingen diese und ihre Minister stets nur darauf aus, in den einzelnen Staaten die Kirche zu einem Zweige der Staatsverwaltung herabzusetzen und der großen Staatsmaschine als ein Rad einzufügen und so ist es dahin gekommen, daß man jetzt bei fast allen Regierungen bestrebt ist, alle Fäden des kirchlichen Regiments in der Hand eines einzigen Staatsbeamten, meistens des Kultusministers, zusammenlaufen zu lassen. Diese Kirchenpolitik wurde nun bisher in Theorie und Praxis sorgfältig gepflegt, und in allen Staatsschulen wurde docirt, daß der weltliche Fürst immer auch oberster Bischof in seinem Lande sei, und versucht mit mehr oder weniger Erfolg, diese Theorie auch auf die katholischen Länder und katholischen Unterthanen auszudehnen, damit auch diese sich nach und nach daran gewöhnten, ihren jeweiligen weltlichen, oft noch dazu protestantischen Fürsten, ohnehin schon Oberfeldherr, Oberrichter, Oberpolizeiinspektor, Obersteuereinnehmer auch noch als Pontifex maximus zu verehren, der auch in katholischen Angelegenheiten

über die Gewissen zu Rechte sitze. Daher hoffte und hofft man immer noch, die Katholiken werden es sich zuletzt doch gefallen lassen, daß man auch ihre Kirche zur Gehilfin der Polizei herunterdrückt, von dieser selbst strengstens beobachtet, dirigirt und mit der Aufgabe betraut, der Polizei, da wo sie ohnmächtig ist, zu helfen, die Schäden der Zeit auszubessern. Man braucht nur noch einen katholischen Klerus, der, seinem eigentlichen Berufe entfremdet, so zahm ist, die tägliche Parole vom jeweiligen Kultusminister anzunehmen und als Dekoration über dem schwarzen Rock den Degen, gestickten Kragen und die Epauletten zu tragen, damit jeder ihm ansehe, wessen Diener er sei. Auf diese Weise ist dann der Staat alleiniger Inhaber aller Rechte und Sorgen für Leib und Seele seiner Unterthanen, Generalpächter der Religion, der diese als Monopol in Verschleuß genommen, um für ein Billiges das Nöthige den Laien fabrikmäßig zu liefern, etwa in der Weise, um mit Görres zu reden, wie es bei den Tartaren längst schon üblich ist, die ihre Psalmen auf die Flügel einer kleinen Windmühle schreiben, und jede Umdrehung als ein verrichtetes Gebet gewissenhaft einregistriren. Die Kirche ist dann weiter nichts als die Hauskapelle des Staates, worin dieser auf seine Weise den Gottesdienst regelt, und abhalten läßt durch seinen getreuen Hausknecht und gehorsamen Diener Klerus. An der katholischen Kirche sind aber alle diese Versuche jedesmal gescheitert. Es ist darum sicherlich so, wie die „deutsche Reichszeitung" anfangs März dieses Jahres schrieb: „Dem Reichskanzler ist bisher Vieles gelungen; aber es gibt Gebiete, worauf selbst die Versuche eines so gewaltigen Mannes mißglücken; und wir glauben, mit seinen Maßregeln gegen die katholische Kirche hat er sich auf ein solches Gebiet begeben."

Diese Maßregeln aber, die der Reichskanzler trotz alledem ergreift, sind es gerade, die in mir starke Zweifel erregen, ob er denn in der That der große Staatsmann ist, für den ihn die heutigen Deutschen ausgeben und bei den Völkern in Kurs setzen. Herr Dr. Jörg meint, die Schwäche oder Verworfenheit seiner Gegner habe bis jetzt mehr als er selber den Plänen des Ministers zum Triumphe verholfen. Und anderswo sagt er: „Wenn aber gar das Vertheidigungswerk zur Rettung der Gesellschaft, (wie es die zwei Reichskanzler voriges Jahr zu Gastein

gegen die „Internationale", die da einfach die herrschende Verachtung des Rechtes und die öffentliche Immoralität beim Wort nimmt, verabredet haben sollen), damit beginnen sollte, daß die tausendjährige Mutter dieser Gesellschaft, die katholische Kirche, unter der Anklage des „Ultramontanismus" aus dem Hause geworfen und dem Wechselbalg einer Nationalkirche der Platz eingeräumt würde, — dann wüßte man wahrlich nicht mehr, was von der Staatsweisheit unsrer Tage zu halten ist." [1]) Aber auch zugegeben, er sei ein großer Staatsmann, dann ist zu bedenken, was Göthe einmal sagt: „Wir alle sind so bornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern sogar Lust am Irrthum hat." Das gilt dann aber von dem großen Staatsmann; denn er fängt jetzt Händel an mit der katholischen Kirche, und könnte doch wissen, daß die „katholische Kirche einen starken Muth hat und ein gutes Gewissen dazu; wird sie zum Kampfe in Deutschland gezwungen, dann kämpft sie für die höchsten Güter der Menschheit: für die wahre Freiheit und für die Rettung jenes Gemeinschaftsbewußtseins, dessen letzter Zufluchtsort sie ist." Und jedenfalls ist er dann ein großer Staatsmann mit einem moralischen Höcker am Geiste, der ihn verunstaltet. Man sieht ja häufig solche, deren leibliche Organe ganz schön und regelrecht ausgewachsen und entwickelt sind, bis auf das eine oder andere, das gleichsam abgestanden und zurückgeblieben ist und das vermag dann oft den ganzen wohlgestalteten Leib zu entstellen. Es ist aber eine viel traurigere Sache, wenn an dem entwickelten Geist in seinem männlichem Gange ein kindisch gebliebenes Herz und Gemüth, ein unmündiger Wille, wie ein kleiner Askanius zur Seite des Helden Aeneas, non passibus æquis nebenherstrauchelt. Mag darum einem Manne mit solch einer zurückgebliebenen Seite oder gar einem Auswuchse am Geiste der Name eines großen Staatsmannes nach irgend einer Richtung hinzukommen, so bleibt er doch im Geiste verunstaltet und macht manchmal gar einen widerlichen moralischen Eindruck. Wer nun aber als Staatsmann nichts Besseres mehr zu treiben weiß als der katholischen Kirche in's eigene Haus einzusteigen, ihren Hausfrieden

[1]) Historisch. pol. Bl. 68 B. S. 656 u. 804.

zu stören und ihr den Platz enge zu machen, an dessen staatsmännischem Geiste muß etwas verdreht, verrenkt, verkrüppelt, zurückgeblieben, nicht ausgewachsen oder in einen Höcker verzogen sein. Denn das Dümmste, sagt ein geistreicher Mann, an den Menschen ist, daß sie den alten Krieg wider unsern Herrgott und seine Kirche immer wieder von Neuem anfangen. Möge darum der gewaltige Staatsmann in Berlin den Katholiken und ihrer Kirche gegenüber sobald als möglich den Beweiß liefern, daß alle, die meine Ansicht von ihm haben, sich irren!

Fürst Bismarck und das neue deutsche Kaiserreich.

Bei der zu Versailles, mit Beginn des vorigen Jahres, unter Trommelwirbel und Militärmusik stattgehabten Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums, hat man hüben und drüben wieder viel über die Idee des alten geredet und geschrieben, wie ja ohnehin die deutschen Geschichtscontroleure, die von ihr, der Geschichte, nichts als wahr passiren lassen, was nicht ihrer polizeimäßigen Auffassung der Zeiten sich accomodiren will, nicht müde und fertig werden, über das alte Kaiserthum und sein Wesen zu rathen, zu meinen und zu reden. Nirgends ist aber die Idee des alten Kaiserthums so klar und bündig ausgesprochen, als in der Formel, womit Kaiser Karl der Große seine Kapitularien einleitet: „Carolus Dei Gratia Rex, Ecclesiæ defensor, et in omnibus Apostolicæ sedis fidelissimus adjutor". Wenn jemals, bemerkt hiezu ein christlicher Gelehrter, eine ganze Lebens-, Standes- und Weltanschauung, eine ganze Weisheits- und Pflichtenlehre in einem kurzen Satze ausgesprochen wurde, so ist es in dieser Formel. Es ist der ganze Begriff des christlichen Kaiserthums, aber auch — denn der große Kaiser unterschreibt sich noch als Rex, und vor seiner Erhöhung zur politischen Würde auf Erden, — des christlichen Königthums. Denn die beiden Würden unterscheiden sich überhaupt nur quantitativ, und nach dem Umfange ihrer Berechtigung und Verpflichtung. Es ist aber auch der schnellste und prägnanteste Ausdruck desjenigen, was die päpstliche Encyclica vom 8. December 1864, an welcher der famose Syllabus hängt,

in dieser Beziehung meint und will, wenn sie mit den Worten heiliger Kirchenväter den Bischöfen zuruft: „Lehret, daß die weltlichen Reiche und ihr Bestand auf der Grundlage des Glaubens beruhen, daß die fürstliche Gewalt nicht allein dazu verliehen sei, die Welt zu beherrschen, sondern vorzüglich dazu, die Kirche zu beschützen, und daß nichts vortheilhafter und glorreicher für die Herrscher der Staaten und die Könige sei, als, wie unser weiser und muthiger Vorgänger, der heilige Felix, an den Kaiser Zeno schrieb, die katholische Kirche nach ihren Lehren und Gesetzen leben zu lassen und Niemanden irgend einen Angriff gegen ihre Freiheit zu gestatten. Denn sicher ist es nur den Fürsten zum Heile, wenn sie, wo es sich um die Sache Gottes handelt, nach dessen Anordnung ihren königlichen Willen den Priestern Jesu Christi unterzuordnen, nicht überzuordnen sich bestreben." Fügen wir noch bei: Das Kaiserthum war ein alt-römischer Gedanke, ein Gedanke aus dem römischen Heidenthum, aber bei seiner Wiedererweckung im Jahre 800 christlich umgeschaffen und transfigurirt. Altrömisch war daran die Vorstellung von dem Weltherrn (imperator mundi), dem ökumenischen Gefolgsherrn, der ganze große Völker und Nationen im Geleite hat, wie das in den letzten Zeiten des Römerreiches wirklich der Fall gewesen. Zu dieser altrömischen, rein weltlichen Auffassung des Kaiserthums kam seit Constantin die vom Episcopus exterior, oder Episcopus ad extra hinzu, indem dieser erste christliche Kaiser den berühmten Ausspruch that, über die inneren Angelegenheiten der Kirche seien die Bischöfe gesetzt, aber über die äußeren Angelegenheiten sei er der Bischof. Insofern aber hier Constantin Würde, Macht und Aufgabe des Episcopus ad extra von derjenigen des weltlichen Imperator herleitet, entspricht diese Auffassung noch nicht dem christlichen Kaiserthum. Denn dieser Kaiser, sagt Görres, konnte nicht vergessen, daß er vor seiner Bekehrung der Pontifex maximus gewesen, für Heidenthum also zugleich Episcopus ad extra et ad intra. Es schien ihm daher nichts billiger, als mit der Kirche in die Theilung einzugehen, ihr das Innerliche zu überlassen, sich aber das Aeußerliche vorzubehalten. Dadurch waren aber Staat und Kirche, Natur und Gnade ganz auf die gleiche Linie gestellt: der Staat, in seinem Gebiete unstreitbar autonomisch, hatte sich eigenmächtig, auch außer diesem Gebiete, eine Autonomie und

Weihe angemaßt, die ihm so wenig zukömmt, wie wenn die Kirche als solche sich zum Imperator ad extra, und sohin zu einer außer ihrem Gebiete unabhängigen Macht aufwerfen wollte. Die Ansicht Constantin's konnte also nur die der Uebergangszeit vom Heidenthum zum Christenthum sein; und die Früchte, die sie dem byzantinischen Reich getragen, liegen aller Welt vor Augen. Die übrige Christenheit aber hat die Sache ganz anders aufgefaßt und hat die Lebensaufgabe des Kaiserthums durch die Verbindung der kirchlichen Weihe mit der Machtvollkommenheit der Majestät zu lösen gewußt. Es konnte nämlich den Päpsten nie einfallen, sich zu Imperatoren der ganzen Christenheit, wie die altrömischen pontifices maximi es über die Heidenschaft gewesen, aufzuwerfen, oder gleich dem Kalifen von Bagdad die beiden Schwerter, wie Nordlandshelden ihre beide Lanzen, zu schwingen. Wohl aber haben sie, da die Kirche gegen die Mächtigen auf Erden und gegen Alle, die Streit an ihr suchen von Innen und Außen, eines äußeren Schutzes bedurfte, dafür ein eigenes Amt, das der Schirmvogtei der Kirche geschaffen; und haben dieses Amt, nach dem ihrigen das höchste und geehrteste, den deutschen Königen in der Kaiserwürde übertragen. Diese also ausgezeichneten, als Könige in der Mitte der andern Könige, und ihnen gleich an gleich gegenüberstehend, gehörten ganz und gar der politischen Ordnung an; als Kaiser aber waren sie Würdenträger der Kirche und ihrer Hierarchie, und konnten in dieser doppelten Natur die Schutzmacht der Kirche sein. Unabhängig in der ersten Eigenschaft, und hinreichende Macht und Stärke zum Amte des Kaisers in sich fassend; abhängig in der andern, weil durch die Kirche selbst verliehen, leisteten sie dieser die nöthige Gewähr gegen den Mißbrauch solcher Macht von ihrer Seite; und fanden sich dadurch befugt, diesen Mißbrauch an Andern zu ahnden und zurückzuweisen." [1]) Das wesentliche Amt des Kaisers also war das Schirmrecht, das mundiburdium über die schutzbefohlene Kirche. Es war immer im Christenthum verstanden worden, daß die Waffenlose Schutz und Vertheidigung zu Recht zu begehren habe von den bewaffneten Wehren und Machthabern des Volkes. So war jeder Priester an

[1]) Görres, die Triarier.

seinen Edelherrn oder Patronatsherrn, jeder Bischof mit seinem Klerus an den Gaugrafen, die Hierarchie eines Herzogthums an den Herzog zur Abwehr von Gewaltthat gewiesen; die Kirche eines ganzen Landes war vom König zu schützen. Nur die große allgemeine Kirche auf Erden, die Gesammtheit der Hierarchie und die ökumenischen Interessen der Christenheit, mit dem Papste an der Spitze, hatten noch keinen berufenen Vertreter und eigens dazu gesetzten, verpflichteten und geweihten Schirmvogt. Daher wurde der Gedanke vom Kaiser, wie alle Absichten Gottes in der Leitung der Völker, von den Christen schnell begriffen, und derjenige, der diesen Gedanken erweckt und den Kaiser geschaffen, war der Papst.

Wenn es nun darum zu thun ist, zu wissen, in wiefern das neue deutsche Kaiserthum dem alten entspreche, und ob das neue deutsche Reich mit seinem Kaiser in Berlin zu jenem historischen Namen überhaupt berechtigt sei, der möge nur zusehen, wie viel wesentliche Stücke von dem alten Kaiserthum sich in dem neuen vorfinden. Von dem alten, echten Kaiserthum ist aber in dem modernen auch rein gar Nichts zu finden, wohl aber das Gegentheil. „Die Wiederherstellung des deutschen Reiches" — schrieb Herr Jörg in seiner „Neujahrsrundschau" für 1871, wessen Seele hat das Wort je kalt gelassen? Aber ist es und wird es in Wahrheit ein deutsches Reich sein? Wir unterscheiden doch wohl mit Recht zwischen dem Begriff eines Reiches und dem Wesen eines centralisirten und militarisirten Nationalstaates. Ein deutsches Reich im letzteren Sinne hat es nie gegeben; dagegen ist das französische Kaiserthum der Bonaparte als Muster eines solchen Reiches dagestanden. „Auch die großen Conglomerationen" auf nationaler Grundlage haben unter den Ideen des letzten Bonaparte über die Neugestaltung Europa's einen hervorragenden Platz eingenommen. . . . Aber daß dies ein wirkliches deutsches Reich und nicht blos ein um viele stattliche Provinzen vergrößertes Preußen sein soll, damit haben sich meine Anschauungen von Recht und Freiheit noch nicht auszugleichen vermocht.

Sobald Louis Bonaparte seine Gewalt über Frankreich befestigt hatte, gedachte er des Beispiels, das sein gewaltiger Onkel gegeben: er wollte vom Papste zum Kaiser gekrönt sein. Es mag dahingestellt bleiben, ob auch er bereits wie der erste Napoleon

mit dem Gedanken eines abendländischen Universal-Kaiserthums sich trug, oder ob er blos als vom Volke gewähltes Oberhaupt des französischen Nationalstaates dieser Würde eine höhere Weihe hinzuzufügen begehrte. Das alte christliche Kaiserthum war eins und untheilbar; das Reich konnte getheilt werden, aber nicht die weltliche Schutzherrschaft über die ganze Christenheit; mehrere Kaiser waren ebenso wenig denkbar wie mehrere Sonnen an unserm Firmament; auch mußte die Erblichkeit der Kaiserwürde nothwendig ausgeschlossen sein. Durch einen sonderbaren Instinkt hat denn auch Napoleon selbst seine Vorfahren unter den heidnischen Imperatoren und nicht unter den Nachfolgern Karls des Großen gesucht. Was kann man sich daher unter dem neu hinzugekommenen „deutschen Kaiser" eigentlich denken, wenn nicht das Haupt eines centralisirenden Militär-Nationalstaats, der den Bonaparte niedergeschlagen, um sich die Cäsarkrone selber auf's Haupt zu setzen?

Es scheint eine Anwandlung des Geistes aus der christlichen Kaiserzeit gewesen zu sein, wenn Napoleon die von ihm neu hergestellte Würde durch das berühmte Wort illustrirte: „Das Kaiserreich ist der Friede." Auch die officiösen preußischen Organe fühlten das Bedürfniß, der Welt zu verkünden: „Das deutsche Kaiserreich ist der Friede." Aber sie thaten es nicht ohne eine gewisse Schüchternheit. Denn als Bonaparte auf der Höhe seiner Macht erklärte: der europäische Grundvertrag sei zerrissen, da verlangte er einen Congreß, damit ein neuer europäische Grundvertrag zu Stande komme. Das neue deutsche Kaiserthum fängt aber damit an, daß es sich das russische Princip aneignet, alle Verträge seien zerrissen, sobald sie einem der Contrahenten unbequem werden und er die Macht hat, die lästigen Fesseln abzuschütteln. Von Natur aus ist darum das deutsche Kaiserreich nicht einmal geeignet, der Welt den Frieden und die Ruhe zu sichern, geschweige der Kirche Friede und Schutz zu gewähren. Mit Recht fügt Hr. Jörg bei: „Ein Schluß auf friedliche Gestaltung der nächsten Zukunft dürfte sich (aus der „Wiederherstellung" des Kaiserreichs) nicht ergeben; eher dürfte man sagen: je mehr Kaiser, desto mehr Krieg. Die einfachste Probe über die wahre und unwahre Einigung Deutschlands ist die: Minderung oder Steigerung der Militärlast. Wer möchte

aber von dem neuen deutschen Reiche auch nur den Gedanken einer Entwaffnung erwarten?"

Von diesem Kaiserreiche ist ferner kein parteiloser Schutz jedes guten Rechtes zu erwarten, wie das doch jeder Insasse im alten Kaiserreiche zu hoffen hatte. Man hat sich zwar des officiellen Ausdruckes bedient: „Wiederherstellung des deutschen Reiches", um mit den wohlthuenden Ideen, welche in dem Gedanken einer solchen Restauration enthalten waren, die Bedenklichen zu beschwichtigen. Und das ist vielfach gelungen. Daß die „Wiederherstellung des deutschen Reiches" in dem modernen Kaiserthum nicht zutreffe, wußte wohl Jeder; aber man konnte immer noch von dem innern Geist der neuen Institution die beste Hoffnung hegen, die Hoffnung auf parteilosen Schutz jedes guten Rechts im neuen Reiche. Daher waren namentlich die Katholiken dem neuen Kaiserreich nicht nur nicht abgeneigt, sondern gerade die Kirchlichsten haben ihm mit Befriedigung entgegengesehen und dieser Befriedigung in dem geflügelten Worte Ausdruck gegeben: „Wir gehen zum Kaiser!" Dies war vor Allem in dem süddeutschen Lande der Fall, welches sich seit Jahren durch die keckste Willkühr gegen jedes gute Recht, so oft ein solches unbequem war, bekannt gemacht hatte, in Baden. Viele Katholiken haben es fast als eine göttliche Fügung angesehen, daß man sich nun aus den Bedrückungen des „modernen Staates" in den kleineren verrotteten deutschen Ländern unter den Rechtsschutz des neuen Reiches flüchten könne. Und so hat Einer den Andern eingeladen, zu hoffen gleich ihm, und zwar um die Wette.

Was ist nun aber geschehen und aus dieser Hoffnung geworden? Herr Dr. Jörg schrieb voriges Jahr Mitte Mai: „Ich habe die stenographischen Berichte des deutschen Reichstages aufmerksam durchgelesen, und von Sitzung zu Sitzung hat sich mir lebhafter der Eindruck aufgedrängt: Das ist gar nichts Anderes als der verstorbene „Nationalverein" wiederauferstanden als „deutsches Reich". Der „Nationalverein" war aber von Anfang bis zu Ende Partei und Verwirklichung von Parteilehren, von denen aber keine der Vertheidigung alter verbriefter Rechte namentlich nicht kirchlicher Rechte sich annahm. Die Nationalliberalen haben denn auch den Katholiken schon im ersten „Reichstag" offen zugerufen: „Wir gründen heute einen modernen Staat,

wenn auch unter dem alten Namen. Und diese Herren hatten Recht. Denn von vornherein wußte man nur auf dieser Seite ganz bestimmt, was das neue Reich werden solle und werden müsse. Die Katholiken hatten gehofft, und man muß billig sein, sie hatten nicht in allweg leichtsinnig und unveranlaßt gehofft. Denn Preußen selbst hatte diese Hoffnung thatsächlich genährt durch die Weise, wie es nach den Grundsätzen der Verfassung das gute Recht und die Freiheit der Kirche achtete und schützte bis an die Schwelle des neuen deutschen Reiches. Aber sie haben zuviel gehofft. Denn das neue deutsche Reich ist weiter nichts als ein „moderner" Staat unter falschem Namen. Jene Katholiken also— ich habe von vornherein niemals zu ihnen gehört, den Grund werde ich hernach angeben—die da meinten, durch ihr vertrauensvolles Hineinsegeln in das neue Kaiserreich der endlosen Plackereien ihrer bisherigen Parteiregierungen los zu werden, sind jetzt erst recht übel daran geworden: sie finden für ihre Rechte nicht nur keinen Schutz in dem neuen Reiche, sondern sind von vornherein schon als der ultramontane „Giftschwamm" verschrieen, der als Keim des Verderbens das kaum errichtete Reich zu Grunde zu richten drohe, und werden denn auch gemäß dieser Ansicht, die man jetzt im deutschen Kaiserthum ex officio von den Katholiken hat, traktirt. Und damit berühren wir abermals eine Eigenschaft, die dem alten Kaiserreiche fremd, dem neuen aber wesentlich ist.

An dem neuen Kaiserreiche tritt nämlich von Tag zu Tag immer mehr sein wahrer Charakter hervor, und dieser Charakter ist im höchsten Grade gegen 15 Millionen Unterthanen — denn soviel machen die Katholiken aus — verfolgungssüchtig. Die Lehnin'sche Weissagung spricht von einer Einigung Deutschlands unter einem Oberhaupte, bei der es auch den unterdrückten Katholiken wieder wohl sein werde. Diese Weissagung hat man aber schon anfangs viel und gerne für das neue Kaiserthum in Anspruch genommen, und selbst viele Katholiken haben an ihre Erfüllung geglaubt. Daher trauten sie gerade dem protestantischen Kaiser zu, daß er nicht blos nach Innen den Katholiken und ihrer Kirche gerecht, sondern auch nach Außen gewisse apostolische und allerchristlichste Majestäten beschämen und die Frevel Italiens am Oberhaupte der katholischen Kirche nicht stillschweigend hinnehmen werde, wenn auch nur, um das seinen katholischen Unterthanen

bei vielfacher Gelegenheit gegebene Wort zu halten. Was bekommen wir denn aber jetzt Tag für Tag von Berlin her zu hören? „Nulla dies sine linea! — schreibt die „Reichszeitung" am 13. März. Kein Tag, an dem nicht eine neue Kränkung an den Katholiken und ihrer Kirche versucht wird, und das ist in unseren modernen Staaten ganz in der Ordnung." Einen Monat früher haben die Osnabrücker „Neuen Volksblätter" mit Hinweis auf die Lage der Katholiken im deutschen Reiche geschrieben: „Im Jahre 248 nach Chr. — so meldet der Geschichtskalender bei dem 9. Februar — lebte in der Stadt Alexandria ein Zauberer, der den heidnischen Bewohnern dieser Stadt weissagte, es stände ihr ein großes Unglück bevor, wofern sie nicht die erzürnten Götter durch Vernichtung der Christen, als ihre größten Feinde, zu besänftigen suchten. Der blinde leichtgläubige Pöbel ließ sich durch den Zauberer verführen, fing die Christen zusammen, führte sie in den Tempel, sie sollten ohne Vorzug die Götter des Reiches anbeten. Die Christen bekamen nun viel zu leiden. Aber ihre Standhaftigkeit war groß, sie ertrugen heldenmüthig die ärgsten Mißhandlungen." Nun steht schon eine ziemlich lange Weile in allen liberalen und offiziösen Blättern des deutschen Reiches das Kapitel auf der Tagesordnung, daß die Katholiken—die „schwarze Internationale" in Verbindung mit der rothen Internationale — verschworene Feinde des Reiches sind, jeden Augenblick bereit, mit den Franzosen zu gehen, um an diesem Reiche Revanche zu nehmen, und kommt von der Tagesordnung nicht mehr herunter. „Darf man es daher", fragt jenes Blatt, „einem unbefangenen Deutschen verargen, wenn er an die Rolle jenes Zauberes denkt?" — Ja, nicht blos nach Innen sucht man den Katholiken das Leben zu verbittern und ihrem religiösen Athemholen in den katholischen Anwesen die Luft zu entziehen, sondern auch nach Außen zeigt man, daß das deutsche Kaiserthum nicht nur nirgendwo die Kirche schützt, sondern darauf aus ist, sie, wenn möglich, aus den Angeln zu heben. Die deutsche Freundschaft mit Italien und die vielen Freundschaftsbeweise an dasselbe, von denen wir in letzter Zeit hören mußten, entheben uns aller Zweifel. Als voriges Jahr die französischen Katholiken in der ersten Nationalversammlung darauf drangen, zu Gunsten des hl. Vaters gegen Italien einzuschreiten, was ging da ein sonderbares Drohen von Berlin aus! Man hörte auf einmal ganz

klar: „Wer Italien angreift, greift mich an!“ Das ist aber Alles auf Rechnung jenes Zauberers—nicht von Alexandrien, sondern von Berlin zu schreiben, der erst neulich wieder, im Herrenhaus zu Berlin, ein schönes Stück geliefert. Um auch im Herrenhause das neue Schulaufsichtsgesetz, das dem modernen Staate alle Kinder auf Gnade und Ungnade auszuliefern zwingt, zu sichern, hat er, um die Katholiken erfolgreicher zu verdächtigen, zu allerhand Mittel gegriffen. Eines der wirksamsten war in folgende Worte gekleidet: „Gleichmäßig mit dem Wachsen Preußens haben wir die Beeinträchtigung des confessionellen Friedens von Hause aus (natürlich von Seite der Katholiken) gespürt, und man hat viele Mittel angewendet, um Waffen gegen uns in die Hand zu bekommen. Wie die Sache sich verhält, das will ich Ihnen mit wenigen Worten aus einem Berichte darlegen, der mir gerade mit der heutigen Post hier zuging von einem unserer erfahrensten und angesehensten Gesandten (vermuthlich Graf Arnim in Paris, früher in Rom) — der Bericht ist frisch aus diesem Monat und überhebt mich der eigenen Aeußerung. Der Herr Berichterstatter sagt:

„Wenn ich meine persönliche Meinung aussprechen soll, so gestehe ich, daß ich keinen Augenblick daran gezweifelt habe, daß die in Frankreich gewünschte Revanche durch religiöse Zerwürfnisse in Deutschland vorbereitet werden soll, und nur auf diesem Wege Hoffnung auf Erfolg haben kann. Man will die deutsche Einheit und Kraft auf dem Wege lähmen. Ein einflußreicher Theil des katholischen Klerus, der von Rom aus geleitet wird, ist der französischen Politik dienstbar, weil mit ihr die Hoffnungen auf die Restauration im Kirchenstaate zusammenfallen. In Frankreich ist die vorübergehende Verschmelzung oder vielmehr gegenseitige Dupirung des klerikalen und republikanischen Elementes möglich, sobald der Klerus Rache an Deutschland und Wiederherstellung französischer Hegemonie offen auf seine Fahne schreibt, unter welcher Regierungsform es sei. So hofft man wieder zu erstarken, während in Deutschland durch wohlorganisirte Arbeit des von Paris, Rom, Genf, Brüssel geleiteten Klerus kirchliche Zerwürfnisse mit aller Anstrengung vorbereitet werden.“

Es ist dies ein an Se. Majestät den König gerichteter amtlicher Bericht. In einem andern Passus heißt es:

„Man mache sich keine Illusionen darüber, daß gleichzeitig mit der Revanche gegen Deutschland der Schlag gegen Italien vorbereitet wird, in der Hoffnung, daß Deutschland durch innere religiöse Wirren paralysirt werden soll, und daß das klerikale Element, während es in Deutschland und Polen langsam zersetzend wirkt, in Italien offen das französische Banner aufpflanzt, und unter seinem Schutze das Land unter päpstliche, oder vielmehr französische, durch den Papst repräsentirte, Herrschaft zurückführen soll."

„Das sind die Ansichten eines gewiegten und erfahrenen Diplomaten, der nicht für den Gebrauch parlamentarischer Debatten diesen Bericht geschrieben hat, sondern der seine, auf lange Jahre gegründete Ueberzeugung ausspricht. Diese eine Verlesung wird Ihnen einen Lichtstrahl werfen auf die politischen Erwägungen, welche die Staatsregierung bei Beurtheilung solcher Maßregeln, wie sie hier vorkommen, zu beachten hat.

„Wenn wir nun die Ueberzeugung haben — sie kann irrthümlich sein — daß Kräfte thätig sind, deren Ideal erst erreicht wird, wenn sie Bataillone und Schwadrone bilden können, in denen das Commando des Rittmeisters schwächer wirkt, als der Einfluß des Beichtvaters, da stehen die Dinge schon klarer, da heißt es: principiis obsta! Denn es kann nicht die Aufgabe der Regierung sein, Leute niederzuschlagen, wir wünschen vielmehr, sie nicht so zu erziehen, daß wir sie niederschlagen müssen, wenn sie erwachsen sind, sondern wir wünschen die Keime des Verderbens nicht in die Kinder gelegt zu sehen."

Dieser Bericht „eines gewiegten und erfahrenen Diplomaten" hat aber, wie jeder sogleich erkennt, der ihn etwas genauer besieht, einen doppelten Zweck und zwar erstens, einen ungeheuer schlechten indem er, in usum Delphini zugerichtet, den König von Preußen nicht blos gegen die Katholiken des eigenen Landes, sondern gegen die Katholiken überhaupt einzunehmen geeignet ist; denn es wird darin mit dürren Worten gesagt, daß der katholische Klerus, von Rom aus geleitet, der französischen Politik sich dienstbar mache, um Rache an Deutschland und Italien zu nehmen und die französische Hegemonie zu Gunsten des Papstes wieder herzustellen. Das muß aber den alten König, der gewiß bona fide zu handeln geneigt ist, mit Entrüstung gegen die Katholiken, den katholischen Klerus und ihr Oberhaupt zu Rom erfüllen. Nach dieser Seite ist

daher auch jenes Aktenstück ein entsetzlich boshafter Streich. Es wissen aber alle Katholiken, daß dieser ganzer Bericht erlogen ist. Daher ist es im Interesse der öffentlichen Moral zu bedauern, daß es für „solche gewiegte und erfahrene Diplomaten" keine Gerichte, nicht einmal Ehrengerichte gibt, vor denen sie wegen ihrer Lügen und Verleumdungen, die oft geradezu international sind, zur Verantwortung gezogen werden können. Man kann und soll aber solche Frevler, für die unsere ganze, große deutsche Sprache nur einen einzigen Namen hat, nämlich Schurke, nicht ungeahndet schalten und walten, berichten und lügen lassen. Wenn ich daher den „gewiegten und erfahrenen Diplomaten," der es wagt, solche Anschuldigungen gegen die Katholiken Europa's an seinen Fürsten zu berichten, so lange einen — Schurken nenne, bis er rechtsgiltige Beweise beibringt, so glaube ich nur eine „persönliche Meinung" aller verdächtigten Katholiken aussprechen zu sollen.

Der Bericht hatte dann zweitens noch den Zweck, im preußischen Herrenhause als — Vogelscheuche zu dienen, um die hohen Senatoren fürchten zu machen und sie zum Jasagen für das Schulgesetz einzutreiben. Es ist nämlich heutzutage so eine Sache mit den Deutschen aller Klassen: der Charakter mit dem Mann ist durchgegangen, die conservativen Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit sind über dem Siegesrausche verdunstet, dafür sind der Größenwahnsinn als gangbarer Handelsartikel von außen importirt, servile Kriecherei, Wortbruch, Charakterlosigkeit, Anbetung des Erfolges zu Staats- und Bürgertugenden erhoben und Allen zur Ausübung — oft gegen stattliche Belohnung, empfohlen. Vor vielen Jahren schrieb einmal Baron von Eckstein: „Der Welt- und Menschengeist unserer Tage hüstelt sich durch unser Jahrhundert elendiglich dahin. Ohne politisches Gewissen im Staate und ohne religiöses Gewissen im Leben gibt es kein Opfer, und ohne Opfer taugt der Mensch nichts, möge er auch von Gelehrsamkeit starren und von Gold erglänzen. Das Leben ist die Liebe, nicht der Egoismus; wir aber sind todt in Europa, ausgestorben, wie die Mumien, Dank der vollkommenen Ausgestorbenheit alles selbstständigen männlichen Charakters und alles religiösen Gefühls. Daher unser sittlicher Ruin; denn die einzige Stütze aller öffentlichen Dinge ist Charakter und eine große Moral." Was würde dieser

Mann heute sagen? Trotz alledem gibt es aber Anläße, wo der bessere Theil der Menschennatur, von einem sittlichen Instinkte getrieben, selbst im Sklaven, die geraden, der Wahrheit und dem Rechte entsprechenden Wege ginge, wenn er nicht durch gewaltsame Mittel auf gewaltthätige Weise aus dem rechten Geleise herausgedrängt würde. Bei solchen Anlässen also, wo ein Gewaltiger sein Interesse daran hat, daß seine Dienstleute auf den ihnen gewiesenen krummen Schleichwegen fortwandeln, da bedarf es manchmal einer Vogelscheuche, eines Quos ego oder auch des Berichtes eines „gewiegten und erfahrenen Diplomaten", um die Dienstleute einzuschüchtern und dahin zu treiben, daß sie nöthigenfalls gegen ihr besseres Urtheil und selbst gegen ihr Gewissen handeln. Einen solchen Anlaß bot nun die Abstimmung über das Schulaufsichtsgesetz im Herrenhaus zu Berlin Anfangs März. Darum traf jener Bericht denn auch gerade in demselben Augenblicke per Post an, wo es galt, den noch unschlüssigen Mitgliedern des preußischen Herrenhauses ein Gespenst vorzuführen, und welches leistet denn da bessere Dienste, als das alte schreckliche Gespenst einer ultramontan-klerikal-französischen Revanche-Verschwörung gegen das neue deutsche Kaiserthum? Der Erfolg hat es wieder gezeigt.

Solchem Verfahren des „großen Staatsmannes" gegenüber bemerkt sogar das „Frankfurter Journal": „Wenn wirklich das deutsche Reich, besser gesagt, die „protestantische Kaiserdynastie", in Deutschland so in Gefahr schwebt, wenn eine aus Polen, Geistlichen und Franzosen verschworene Liga an den Fundamenten des „mitteleuropäischen Staatengebildes" (Preußen-Italien) minirt, warum greift man zu so kleinen und kleinlichen Mitteln? Ist der Ultramontanismus ein Uebel, so muß ihm gründlich und grundsätzlich und auf allen Gebieten, nicht blos auf dem der höheren Staatsraison, begegnet werden; ist er eine generelle Krankheit, so hilft kein Palliativmittel dagegen, am wenigsten dieses Schulgesetz, welches den Ultramontanismus lediglich in einen Cismontanismus umzuprägen — geeignet — vielleicht sogar bestimmt ist." Soviel ist nun freilich sicher, die Katholiken fürchten das neue preußische Schulaufsichtsgesetz nicht, und der Schlag, den man damit gegen die Sache der Ultramontanen führen wollte, trifft schlecht. Daher könnte das Frankfurter Blatt wirklich Recht haben: das Mittel ist kleinlich und nur geeignet, die Katholiken für die Interessen ihrer Religion und ihres Gewissens, Mann an Mann aufzurufen.

Endlich hat das neue Kaiserreich noch das Eigene an sich, daß es — evangelisch, protestantisch ist wie, ja noch mehr, als sein gegenwärtiger Inhaber und Träger.

Im preußischen Herrenhaus hat anläßlich der Schulgesetzdebatten der Graf Münster wörtlich gesagt: „Die Gefahr, die uns droht, liegt darin, daß es eine Partei gibt, die antinational ist, die das protestantische Kaiserthum nicht will, der das protestantische Kaiserthum ein Dorn im Auge, ein Stachel im Herzen ist." Der Graf hat dann diese Behauptung aus der Geschichte zu erweisen versucht und ist zu diesem Zwecke bis zum dreißigjährigen Krieg zurückgegangen; dann fuhr er fort: „Wenn Ihnen dies Alles nicht genügt, sehen Sie sich die Bildung der Centrumspartei an, sehen Sie, wie sie sich verbündet mit allen antinationalen Elementen." Das war aber dem ritterlichen Grafen Landsperg-Velen doch zu arg; daher hat er am Schlusse der Debatte folgende Erklärung abgegeben: „Ich muß darauf aufmerksam machen, daß der geehrte Herr Graf von Münster, wenn er einen Dorn in unseren Augen gesehen hat, für sein eigenes Auge vielleicht durch einen kleinen Balken verhindert worden ist, die Verhältnisse der Verfassung des deutschen Reiches klar zu sehen. Graf Münster hat nämlich behauptet, das protestantische Kaiserthum sei uns ein Dorn im Auge und ein Stachel im Herzen. Für mich und meine Gesinnungsgenossen, welche die Verfassung des deutschen Reiches kennen, gibt es kein protestantisches Kaiserthum. Wir haben ein deutsches Reich, und an der Spitze dieses deutschen Reiches, ich sage dieses nicht mit einem Stachel im Herzen, ich sage es mit Freude und großer Genugthuung, und an der Spitze dieses deutschen Reiches einen gläubigen, christlichen Mann, einen erhabenen Fürsten, der die Kaiserkrone trägt, der allerdings einem protestantischen Bekenntnisse angehört. Das ist die Thatsache, wie sie vorliegt. Ein protestantisches Kaiserthum gibt es nicht. Die Verfassung des Staates schreibt die Gleichberechtigung der Confessionen für Alle vor, und ich halte das für die beste Grundlage des religiösen Friedens, für den mitzuwirken gerade die Aufgabe meiner Gesinnungsgenossen ebenso wie die meinige ist. Ich glaube in meinem und meiner Gesinnungsgenossen Namen also gegen das, was hier gegen uns gesagt worden ist, mit vollem Recht Protest einlegen zu dürfen."

Trotz dieser Erklärung fragt es sich aber erst recht, wer von beiden Grafen das Richtige getroffen, der Graf Münster mit seinem „protestantischen Kaiserthum", oder der Graf Landsperg-Velen mit seinem Hinweis auf die Reichsverfassung, die „Gleichberechtigung der Confessionen" vorschreibe. Der Fürst Bismarck wird jedenfalls wissen, was das für ein Kaiserthum ist, das er errichtet; denn ohne ihn wäre es gewiß nicht da. Er aber hat, entweder Tags zuvor oder Tags darauf, in seiner Herrenhausrede das deutsche Kaiserthum geradezu auch ein „evangelisches Kaiserthum" genannt, und zwar in einem Zusammenhange, der keinen Zweifel übrig läßt, daß er in seiner Ansicht von dem neuen Kaiserthum mit dem Grafen Münster, keineswegs aber mit dem Grafen Landsperg übereinstimmt. Der betreffende Passus lautet: „Es war das ein Verdienst, welches die preußische Staatsregierung hatte, auch mit derjenigen Confession, mit welcher für eine evangelische Dynastie es am schwierigsten zu leben ist (!) mit der römisch-katholischen Confession, in einem von dieser unumwunden anerkannten guten Vernehmen zu leben. Dieser Friede begann aber minder sicher für uns zu werden von dem Augenblicke an, wo Preußen mit seiner evangelischen Dynastie eine stärkere politische Entwickelung nahm. So lange neben Preußen zwei katholische Hauptmächte in Europa waren, von denen jede einzelne gedacht für die katholische Kirche eine stärkere Basis zu sein schien als Preußen, das kleinere Land, da haben wir diesen Frieden gehabt; er wurde schon bedenklich und angefochten nach dem österreichischen Kriege, nachdem die Macht, welche in Deutschland eigentlich den Hort des römischen Einfluß bildete, im Jahre 1866 im Kriege unterlag, und die Zukunft eines evangelischen Kaiserthums in Deutschlans sich deutlich am Horizont zeigte. Aber man verlor die Ruhe auf der andern Seite vollständig, als auch die zweite katholische Hauptmacht in Europa denselben Weg ging, und Deutschland einstweilen anerkannt die größte Militärmacht und einstweilen, und vielleicht auf längere Zeit, die größte Schwerkraft in der politischen Waage wurde, ohne unter einer katholischen Dynastie zu stehen." [1]) Man hat übrigens auf

[1]) Was mochten wohl dazu jene Katholiken sagen, die da vielfach in überschwänglicherem Gefühl das neue Kaiserthum begrüßten, als die Protestanten selbst, wenn sie die Anklage zu verschlucken bekamen, daß sie

protestantischer Seite gleich von vornherein das neue Kaiserthum als evangelisches bejubelt und den Katholiken gegenüber gar kein Hehl daraus gemacht. Schon in der zehnten Sitzung des ersten Reichstages hat sich Hr. Miquel an die katholische Centrumsfraktion gewendet mit den Worten: „Meine Herren, wir können wohl sagen: das Deutschland von heute ist gegen Sie zu Stande gebracht, Sie haben es verhindert mit allen Mitteln, Sie sind heute die Geschlagenen." Damals schrieb Hr. Jörg: „Auch das mußte vom Standpunkte der Reichsidee sehr unangenehm berühren, daß den Rechtsansprüchen der Centrumspartei gegenüber wiederholt der protestantische Charakter des neuen Reichs hervorgehoben wurde, da, wie Miquel sagte, „mindestens fast drei Fünftel des Staates protestantisch seien." Zwar versicherte der Hesse Wehrenpfennig sehr gnädig: „Wir wissen sehr wohl, was das für ein Problem für das deutsche Reich ist, daß im deutschen Volke neben der protestantischen Bevölkerung sich fünfzehn Millionen Katholiken befinden." Aber die Antragsteller der Centrumsfraktion hatten gerade durch ihren Antrag dem Kaiser als dem unparteiischen obersten Schutz- und Schirmherrn ihr Vertrauen entgegengetragen, obwohl er das Haupt einer protestantischen Dynastie ist; sie verlangten auch in keiner Weise für die deutschen Katholiken besondere Rechte, und daß man ihnen trotzdem sofort den vorherrschend protestantischen Charakter des Reichs entgegenhielt, das konnte der Abgeordete Greil mit Recht für sehr verletzend erklären. Es

„vollständig die Ruhe verloren," als auch Frankreich geschlagen und Deutschland unter einer evangelischen Dynastie das militärische und politische Uebergewicht erhielt? Das ist wieder ein absonderlicher Dank für den modernen Patriotismus gewisser Katholiken! — Und erst die beiden katholischen Großmächte! — Diese waren weiß Gott im letzten halben Jahrhundert nicht schuld, daß die katholische Kirche noch da ist. Man lese nur Görres: „Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung", Seite 14, was da über die deutsche katholische Hauptmacht und die Weise, wie sie seit Ende des letzten Jahrhunderts die Schirmvogtei über die katholische Kirche wahrgenommen, gesagt ist. Und was das anbelangt, daß der confessionelle Friede für die Protestanten mit dem Ausbruch des sechsundsechziger Krieges minder sicher zu werden angefangen habe, so gibt es nur im Heidenthum ein Beispiel und zwar ein einziges Beispiel, das mit dieser Anschuldigung gegen die Katholiken Aehnlichkeit hat; es ist der Christenschinder Nero, der zu seiner Plaisir die Stadt Rom in Brand steckte und dann niederträchtig genug war, die Schuld den Christen aufzubürden und sie dafür zum Martertod zu verurtheilen. Wenn es noch unbekannt sein sollte, wer seit 1866 in Deutschland den confessionellen Frieden gestört, der lese nur in den „Historisch-politischen Blättern" nach.

war noch mehr: „es war rechtswidrig und unpolitisch". Doch officiell und von Seite der Regierung hatte man noch nicht mit nackten Worten erklärt, daß das neue Kaiserreich – protestantisch sei. Jetzt aber hat es Fürst Bismarck in Worten ausgesprochen und mit Thaten illustrirt: „Die Macht Deutschlands, sagt Bismarck am 10. Februar, ist mit Gottes Hilfe in die Hände eines evangelischen Staates gelegt worden." Es unterliegt also jetzt keinem Zweifel mehr: nicht blos der Kaiser und seine Dynastie, nein, auch das Kaiserreich ist protestantisch, und der Graf Landsperg mit seiner Berufung auf die Verfassung wird sich dem Grafen Münster gegenüber geschlagen erklären müssen; denn wer fragt heutzutage, wenn es gegen die Katholiken losgeht, nach etwas nach einer Verfassung?

Der protestantische Charakter des deutschen Kaiserthums wird es aber, so lange dasselbe besteht, mit sich bringen, daß man keine andere Kirchenpolitik zu befolgen sucht, als jene, die der Verfasser des Buches: „Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche" vorgezeichnet hat in dem Ausspruch: „Ein unbeschränkter Fürst wird überall das kirchliche Regiment nur demjenigen Prälaten überlassen wollen, den er unter seinen Augen und Händen hat." Und diese Politik wird man nicht blos der protestantischen Confession, sondern auch, wir täuschen uns nicht, der katholischen Kirche gegenüber, so gut es eben gehen mag, zu befolgen trachten. Was das Verhältniß von Kirche und Staat betrifft, so haben die protestantischen Theologen darüber von jeher eine für die Kirche fatale Ansicht gehegt und gelehrt. Freilich, die Reformatoren habe diese Theorie in die Welt gesetzt, so daß der edle protestantische Geschichtsforscher Böhmer einmal sagte: „Das kann ich den Reformatoren nicht verzeihen, daß sie die Kirche den weltlichen Fürsten als Magd überantwortet haben." Die nachfolgenden protestantischen Theologen haben sich aber ebenso wenig ein Gewissen daraus gemacht, wie die Reformatoren, die Kirche den weltlichen Machthabern auszuliefern. Daher ist es denn geschehen, daß seit drei Jahrhunderten bei den Protestanten diese Lehre sogar als evangelische Wahrheit gilt, daß der weltliche Fürst — oberster Bischof auch in der Kirche ist; namentlich hat diese Lehre von jeher das vollste Wohlgefallen aller weltlichen Machthaber gefunden,

die sie denn auch in allen Schulen und Büchern begünstigten. Protestantische Theologen, wie Marheinecke, suchten sie als alt und urchristlich zu legitimiren und führten sie namentlich auf den oben schon citirten Ausspruch des Kaisers Constantin zurück: über die inneren Angelegenheiten der Kirche seien wohl die Bischöfe gesetzt, aber über die äußeren Angelegenheiten sei er Bischof; wie denn Marheinecke wörtlich zu diesem Ausspruche schreibt: „Und das ist der Punkt, auf den die Glaubensverbesserung zurückgekehrt, und diesem berühmten Worte des Kaisers zu Anfang des vierten Jahrhunderts verdanken es auch die evangelischen Könige und Fürsten, daß sie den Titel oberster Bischöfe mit Recht führen; denn darin ist unmittelbar die Einheit der Kirche und des Staates ausgesprochen, von welchem Einheitspunkte aus nun beide, Staat und Kirche, in ihre besonderen Sphären übergehen können." Das ist aber gewiß recht deutlich gesprochen und haben es namentlich die protestantischen Fürsten von jeher schnell und leicht begriffen, daß in ihnen alle Staats- und Kirchengewalt in eine Hand zusammenlaufen und umgekehrt, von ihnen als Einheitspunkt nach zwei besonderen Gebieten ausgehen. Daher bemerkt denn auch zu den Worten Marheinecke's treffend der alte Görres: „An den Folgen hat sich auch in der protestantischen Confession die Heilsamkeit dieses Rückgangs (auf Constantin) nur allzu klar ausgewiesen. Die Episcopi ad extra haben auch des Episcopats ad intra sich zu bemeistern gewußt; alles Kirchliche ist ein Departement des Polizeistaats geworden, der den Weinberg des Herrn durch seine schreibenden Hände bebaut, und den Ertrag in seine Rentkammer versiren läßt: die modernen pontifices stehen, wie Constantin am Uebergange des alten Heidenthums ins Christenthum gestanden, so an dem anderen Scheidewege, der aus dem Christenthum ins moderne Heidenthum hinüberführt."

Dieser Theorie gegenüber bekennen sich die Katholiken über das Verhältniß von Kirche und Staat zu folgender Lehre, die in Görres Worte gekleidet also lautet: „Wahr ist, wenn gesagt wird: es komme der Kirche nicht zu, Staat zu sein, vorausgesetzt, daß auch auf der andern Seite der Gegensatz Anerkenntniß findet, es komme dem Staate nicht zu, Kirche zu sein; was jedoch nur halb zugegeben wird in dem Satze: es sei ein ganz anderes Verhältniß, wenn die Kirche den Staat in sich herüberziehe, oder

der Staat die Kirche mit zu regieren unternehme. Es ist vielmehr gar kein Unterschied; beide sind gleich sehr im Unrecht, wenn der eine in die eigenthümliche Rechtssphäre des andern gewaltsam hinübergreifend, sich ihm zu substituiren versucht; beide sind gleich sehr im Rechte, wenn in der ihnen gemeinsamen Sphäre die Kirche den Staat in ihrer Weise, der Staat die Kirche in seiner Weise mit zu regieren unternimmt. Wo nun der Staat des Glaubens der Kirche ist, und mithin innerhalb derselben sich befindet, von ihr ganz erfüllt, obgleich sie keineswegs von ihm; da wird diese Sphäre der Gemeinsamkeit so weit gehen, als die Kirche, aus Staatsangehörigen zusammengesetzt, die ja zugleich auch ihre Angehörigen sind, in der Erscheinung sich ausbreitet; so weit also wird auch nach beiden Seiten das gleichmäßige Regieren und Gehorchen sich austheilen. Ist dagegegen der Staat, einem andern Glauben zugefallen, nicht des Glaubens der Kirche, und steht er also außer ihr, dann findet eben deßwegen keine solche gegenseitige Durchdringung und Durchwachsung Statt. Bei einer solchen Ordnung oder vielmehr Unordnung der Dinge kann nun aber von einer durchgebildeten lebendigen Vermittlung der Gegensätze von Staat und Kirche in ein ungetheiltes Ganze nicht die Rede sein; es bleibt daher nichts übrig, als nachdem die eine der beiden Mächte die andere in ihrer Selbstständigkeit nach Gebühr anerkannt, jeder eine eigene Sphäre einzuräumen, in der sie von der andern nicht genirt werden darf. Obwohl nun aber beiden Mächten in solchem Falle die natürliche Einheit fehlt, so können sie doch in eine künstliche, geschaffene zusammengehen. Es wird darum das gegenseitige Verhältniß durch gütliche Uebereinkunft zwischen dem besonderen Staat und der Gesammtkirche geordnet werden müssen, und es gibt keine andere Weise, zum Ziel zu kommen. So steht denn die Kirche zu solchen Staaten in keinem anderen als einem Bundesverhältniß, das von allen Garanten des Europäischen Friedens gehandhabt werden müßte.

Die Kirche will darum nichts als ungekränkt und ungefährdet Kirche im Staate und ihm gegenüber sein, und gestattet gern, daß auch der Staat seinerseits ungefährdet als Staat in ihr und ihr gegenüber bestehe. Wie sie aber sich nicht herausnimmt, den Staat zu spielen im Staatsgebiet und Staatsgeschäfte zu betreiben, so gestattet sie auch nicht, daß der protestantische Staat die Kirche

spiele im kirchlichen Gebiete und Kirchengeschäfte treibe, wie er es innerhalb seiner Confessionen sich herausnimmt." [1])

Hier ist aber für die Katholiken noch ein wichtiger Punkt zu erwähnen, den man heutzutage, ich weiß nicht aus was für Menschenrücksichten, auf katholischer Seite—zum großen Schaden der Kirche—gern todtschweigen möchte. Es betrifft freilich eine Theorie, die den Gläubigen und Anbetern des modernen Staates ein Greuel ist. Aber der moderne Staat, mit seiner so keck hervortretenden Tendenz der absoluten Trennung von der Kirche, um diese dann erfolgreicher bekämpfen und womöglich vernichten zu können, hat, nach unserm katholischen Dafürhalten, kein Recht auf sein „Dasein und seine süße Gewohnheit" unter den Christen. „Es ist die katholische Anschauung, sagt Görres einmal in seinem „Athanasius", daß absolute Trennung der Kirche und des Staates widernatürlich und verwerflich sei." Und es war von katholischem Standpunkte ein ganz verkehrter Schritt, dem Vatikanischen Concil zuzumuthen, die Trennung der Kirche vom Staate, die man unter die Worte „Befreiung der Kirche von der Staatsgewalt" recht verfänglich gekleidet, als Princip auszusprechen, während doch nicht die Trennung der Kirche vom Staate, sondern die engste Verbindung zwischen Kirche und Staat den Katholiken als normaler Zustand zu gelten hat, von dem die katholischen Völker nur aus Nothwehr und Nothstand abweichen können. Hr. Jörg hatte Recht, wenn er bei Beginn des Concils auf eine von Coblenz ausgegangene antikatholische Adresse gesagt: „Nein, die Kirche wird nie die Geschichte und ihre eigene Vergangenheit verläugnen, und das Concil wird nichts anderes sagen können als was der heilige Stuhl von jeher und zuletzt noch in der Encyclica ausgesprochen hat: es sei der von Gott gewollte Normalzustand der christlichen Gesellschaft, daß Kirche und Staat in heiliger Eintracht und inniger Verbindung schaffen an dem zeitlichen und ewigen Wohle der Menschheit. Wenn an die Stelle dieses Zustandes irgendwo die Spaltung und Trennung treten muß, dann ist dies die Folge der Fehler und Sünden ganzer Generationen und unserer eigenen, aber nicht ein wünschenswerthes Ideal, nicht der normale Zustand." Darum soll

[1]) Die Triarier.

auch das wieder einmal offen herausgesagt sein, was die Katholiken in dem wichtigen Punkte, den wir meinen, zu glauben haben. Es handelt sich nämlich um die richtige Antwort auf die Frage, welche der beiden von Gott zum Heile der Gesellschaft bestellten Gewalten uud Ordnungen über der andern stehe, ob die Kirche über dem Staate oder der Staat über der Kirche. Wir haben oben schon gesagt, was protestantische Ansicht seit dreihundert Jahren ist. Diese Ansicht aber ist jetzt, im modernen Staate, die allein maßgebende, die allein berechtigte geworden. Darum wird jetzt ein Jeder, der es wagt, die Ansicht vertreten, wonach der Staat der Kirche untergeordnet ist, so sehr in Verruf erklärt, daß wir selbst entschiedene Katholiken Bedenken tragen sehen, offen zu dieser Ansicht sich zu bekennen. Und doch ist diese Ansicht durch und durch katholisch und historisch, theologisch und philosophisch, allein wahr und begründet. [1]) Staat und Kirche nämlich sind dem Zwecke nach zwei verschiedene Gesellschaften, die aber aus denselben Mitgliedern bestehen können. In diesen beiden Gesellschaften muß aber im gewöhnlichen Weltlaufe jeder Mensch als Mitglied leben, um sein Ziel, sein zeitliches und ewiges Wohl zu erreichen. Es sind also Staat und Kirche—in der Christenheit wenigstens sollte es immer so sein—sensu concreto genommen, gleichsam in hypostatischer Einigung zu einem Subjekt verbunden, aber so, daß beide ihrer Natur nach verschiedenen Ursprungs weder sich theilend und sondernd, noch auch sich in einander verwandelnd, sondern beide in ihrer Eigenthümlichkeit fortbestehen. [2]) Was nun aber den Zweck anbelangt, welcher beide unterscheidet, so ist der Zweck der Kirche übernatürlich, geistig: die ewige Wohlfahrt der Menschen, der Zweck des Staates natürlich, irdisch: die zeitliche Wohlfahrt der Menschen, beide jedoch sind nicht entgegengesetzt, sondern so geordnet, daß der Zweck des Staates dem Zwecke der Kirche nicht nur untergeordnet ist, sondern auch zu dessen Erreichung beizutragen hat; denn der Zweck des Staates, die zeitliche Wohlfahrt der Gesellschaft, darf nicht so gesucht und gefördert werden, daß darüber der Zweck der Kirche, die ewige Wohlfahrt der Gesellschaft zu Schaden kommt oder gar unmöglich gemacht wird; im Gegentheil, in Fällen des

[1]) Siehe Görres, der Kampf der Kirchenfreiheit mit der Staatsgewalt in der katholischen Schweiz.

[2]) Görres: Athanasius.

Conflikts, hat sich das Untere nach dem Oberen, nicht aber das Obere nach dem Unteren zu richten. In diesen beiden Formen, in Kirche und Staat, sagt Görres, sucht der Mensch die Freiheit der Kinder Gottes und die Freiheit der Kinder der Menschen, jene in der Kirche, diese im Staate; diese Letztere aber ist endlicher Art, und wird in der Verbindung vieler Individuen selbst allmählich in der Naturwendigkeit in und außer seiner Persönlichkeit abgedrungen; jene ist unendlich wie Gott selber, sie wird mehr als Preis des innern als des äußern Kampfes, und weniger errungen, als gewährt, und hat darum keine andere Grenzen als Gottes Macht und Wohlgefallen. Nun ist doch aber die Freiheit der Kinder Gottes höher als die Freiheit der Kinder der Menschen; es kann doch das Umfassende nicht ausgehen vom Umfaßten und das Höhere ohne Lästerung nicht abgeleitet werden von dem was niederer als es selber ist; es kann somit auch die kirchliche Freiheit ihren Ursprung nicht in der politischen haben; es kann der Staat nicht über der Kirche stehen, wohl aber umgekehrt ist es richtig zu sagen: die Kirche ist dem Staate übergeordnet. Denn, um es zu wiederholen, das Streben der Staatsangehörigen soll nur so der irdischen Glückseligkeit zugewendet sein, daß darüber das Streben nach überirdischer Glückseligkeit keine Noth leidet, sondern daß das irdische Streben dem überirdischen vielmehr als Mittel zum Zwecke dient. Mit der Besorgung der überirdischen Ordnung der Dinge ist aber die Kirche betraut, mit jener der niederen, irdischen, natürlichen Ordnung, der Staat. Es ergibt sich also jetzt ganz leicht, daß nicht die Kirche dem Staate, sondern der Staat der Kirche untergeordnet ist, wie auch nicht der Zweck der Kirche dem Staate als Mittel, sondern der Zweck des Staates der Kirche als Mittel dienen soll, und es haben somit die Katholiken, namentlich in den Gesetzeskammern, gar keinen Grund, dieser Lehre sich zu schämen: sie dürfen und sollen sie vielmehr offen und freimüthig bekennen, wie sie in der weiter oben citirten Stelle der Encyclica offen und freimüthig bekannt ist; denn diese Lehre, und nicht ihr Gegentheil, ist zum Heile der Menschen: was aber den Menschen zum Heile ist, muß man aussprechen, ob es gefällt oder nicht.

Es ist nun aber, nach Allem, was man jetzt von Berlin her hört und liest, nicht nur der protestantische Kaiser — (nicht der

katholischen, sondern) der oben dargelegten protestantischen Auffassung des Verhältnisses von Staat zur Kirche zugethan, sondern auch die ganze deutsche Regierungsmaschine, mit wenigen Ausnahmen durchweg mit protestantischen Organen und Werkmeistern besetzt, welche keine andere Auffassung über jenes Verhältniß haben dürfen als der oberste Landes- und Reichsbischof, der nebenbei auch Kaiser ist, ihnen zu haben erlaubt, und die, wenn sie auch eine andere hätten, doch nicht nach ihrer, sondern nach der ihnen von Oben aufgetragenen Auffassung zu handeln, zu segnen, was man von Oben gesegnet, und zu verfluchen haben, was man von Oben verflucht wissen will. Am allerwenigsten wird man in dem neuen Kaiserreiche dulden, daß Diejenige, die man bisher als Magd behandelt, jetzt die Herrin, und Derjenige, der sich bisher in Allem, auch in Kirchensachen, als Herr benommen, jetzt den Knecht spiele: man will im modernen Staate eine Art Mandarinenwirthschaft einrichten, worin der Regent Alles in Allem ist: Der Pensionisten Großpensionarius, aller Schreiber Oberschreiber, aller Kanzeleien Großkanzler, aller Polizei Obervogt, aller Gerichtsbehörden Oberprofoß, beim großen finanziellen und fiskalischen Pumpenwerke Oberbrunnenmeister und natürlich auch aller Priester Oberpriester, der sich aber mit den Namen begnügt und den Reichskanzler schalten und walten läßt, nicht blos in der Politik, sondern auch in der Religion; dieser mag dann von den Evangelien als veraltet Abstehen nehmen, dafür aber, da das unmündige Volk doch etwas dergleichen haben müsse, eine Art von Staatsreligion, vorab eine „reine Moral" aus dem Besten aller Sekten durch irgend einen modernen Theologieprofessor entwerfen, durch einen Bundesrath approbiren und durch einen Reichstag als dogmatisches Nationalconcil festsetzen und durch die vom Staate beauftragten Beamten der Religion an das dumme Volk bringen lassen. Es ergibt sich daher für uns Katholiken eine keineswegs frohe Aussicht in die nächste Zukunft: wir haben nur Conflikt zu erwarten. Es müßte denn, was — sogar im Interesse des deutschen Kaiserreichs recht wünschenswerth wäre, der „evangelische Kaiser" und seine Regierung die Rechte des protestantischen Oberbischofthums, das nach dem Bekenntniß der evangelischen Confession auch in dem Kaisertitel steckt, wie es recht und billig wäre, nur auf das ihnen zuständige evangelische Gebiet beschränken wollen:

leider aber hat man jetzt in der Berliner Reichskanzlei die Absicht, was man für die Protestanten auf kirchlichem Gebiete ist, dasselbe auch für die Katholiken zu werden, und das bedeutet Conflikt.

Endlich ist an dem neuen deutschen Kaiserthum noch eine, und zwar recht fatale Eigenschaft zu erwähnen, nämlich die, daß seine Eltern — Unrecht und Gewaltthat heißen und sind. Ich will da nicht selbst reden, sondern einen Todten, und zwar einen großen Freund Preußens, den Historiker Gervinus, reden lassen, der da in seinen unlängst erschienenen: „Hinterlassene Schriften" so furchtbar über die neuere „deutsche Entwicklung" zu Gerichte sitzt, daß selbst die „allgemeine Zeitung" in ihrer Kritik sagt: „Nach seiner Ansicht haben Beispiele und Einflüsse anderer Nationen, Zeitströmungen und Einwirkungen überlegener, der Nation schädlicher Personen und Parteien zusammenwirkend die deutsche Nation auf jene Abwege geführt, auf denen er sie erblickt und von den er sie mit der ganzen Energie seines Wesens, aus der ganzen Tiefe und Mächtigkeit seines patriotischen Gefühls zurückzureißen bestrebt ist—zurückzureißen, ehe sie in den Abgrund stürze, denen er am Ende seines Abwegs gähnen sieht. Sein Schmerz und seine Indignation über die Fehlwege, auf denen er die deutsche Entwickelung sah, wurden ganz besonders dadurch erhöht und verschärft, daß gerade die von Natur am meisten rein geistig angelegt und im Geistigen lebende Nation so brutal von blos rohen Macht- und Gewaltinteressen und Gesichtspunkten geleitet und beeinflußt werden sollte."

Er selbst prophezeit nun in der dem citirten Buche einverleibten „Denkschrift zum Frieden an das preußische Königshaus", das verletzte Recht der 1866 unterdrückten deutschen Stämme werde in jenen sequestrirten Landen — was auch leichtfertige Rathgeber dem preußischen Königshause einflüstern möchten — auch durch den blendendsten Ruhm dieser Tage und durch die gesteigerste äußere Macht des preußischen Staates nicht zum Schweigen gebracht werden, und „ließe es sich mitsammt den Stämmen erdrücken und ertödten, es würde in der Geschichte fortredend zeugen und einen dunklen Flecken auf dem Ehrenschilde der Hohenzollern zurücklassen, der ihre Zukunft nicht zieren und fördern kann. Wie sehr diese Wahrheit eben in die übereinstimmenden Preisrufe der deutschen Völker grell mißtönend hineinschallen mag, diese Wahrheit sollte

gerade jetzt in diesem feierlichen Momente nicht verhehlt werden. Es gehört Muth dazu, sie gerade in diesem Augenblicke laut zu machen: aber die Wahrheit selbst muß den Muth zu ihrem Bekenntniß geben. Die Stimme der Geschichte wird einst — wenn die Glorie dieses Krieges nicht mehr blenden kann, ohne Erbarmen die Thaten jener Annexionen bei ihrem wahren Namen nennen, und der Name wird, wie schonend sie verfahre, nicht schonend klingen können." Natürlich — Raub klingt niemals schön!

Ueber das „Schicksal des Holstenstammes", schreibt Gervinus, es sei nicht zu läugnen, daß dieser Stamm von „Preußen in seinem Widerstande gegen die Dänen zu einer Zeit ermuthigt und unterstützt, zu anderer Zeit dem fremden Joche wieder überantwortet wurde, wieder zur andern Zeit von der Fremdherrschaft befreit wurde, aber nur um unter einem heimischen Joche aller Selbstständigkeit vollständig beraubt zu werden; — daß der angestammte Fürst des preisgegebenen Volkes zu einer Zeit von einem preußischen Könige feierlich vor aller Welt in seinem Erbrechte anerkannt, ja persönlich zu voreiligem Antritt seiner Herrschaft aufgefordert, dann von demselben Könige aufgeopfert ward bis zur Verbannung aus seinem Vaterlande, bis zur Vertreibung aus seinem Hausbesitze; — daß später in dem Sohne dieses Fürsten dasselbe Erbrecht in Schleswig-Holstein wieder von einem preußischen König in dem Rathe der europäischen Staaten als das beste anerkannt wurde, um dann unter demselben Könige von einem Juristenrathe wieder aberkannt zu werden; — kurz, daß eben das Erbrecht, ohne welches ob es falsch oder ächt, niemals ein preußischer Fuß nur den Boden der Herzogthümer betreten hätte, *von Preußen als eine Leiter gebraucht wurde*, um auf den Schultern jener Fürsten die Machtstellung zu erklimmen, auf der man sie dann, die Leiter und die Fürsten, hinwegwerfen konnte."

„Dieser Handel wurde dann unter einem fadenscheinigen Gespinnst von Vorwänden und Vorwürfen zum *Anlasse eines Bürgerkrieges gegen Oesterreich ausgenützt, um die nebenbuhlerische Großmacht mit fremder Kriegshilfe zu stürzen und aus der deutschen Gemeinschaft zu stoßen.*"

„Preußen ergänzte den einzigen *polnischen* Raub, der vor einem Jahrhundert die Gebietskluft zwischen Brandenburg und

Ostpreußen ausgefüllt hatte, wie dem Seitenstück eines deutschen Raubes, durch den die Scheidung der Ost- und Westprovinzen aufgehoben wurde. — Fünf der überrumpelten Kleinstaaten wurden unter die Füße getreten, um schuldlose Bevölkerungen, deren Gebiet man erst mit der feierlichen Erklärung betreten hatte, ihre Unabhängigkeit zu achten, ihrer selbstständigen Existenz zu berauben. — Das sind die Großthaten der Vergangenheit, wie sie die Geschichte einmal, wenn der nationale und unitarische Parteirausch dieser Zeit verflogen, in groben Zügen umschreiben werde."

„Es hieße in der That eine noch offene Wunde zu grausam aufreißen, sollten diese Umrisse noch mit den Einzelheiten der Mittel ausgezeichnet werden, die damals wahllos und gewissenlos ergriffen wurden, um auf kürzestem Wege zu den Zwecken der preußischen Sonderinteressen zu gelangen."

Ein „dunkler Nachahmungstrieb" verlockte Preußen und Deutschland, den Spuren Italiens nachzugehen. „Der König von Preußen verkündete 1865 in öffentlicher Rede, sein Bündniß mit Oesterreich habe eine feste, dauernde Grundlage in den deutschen Gesinnungen beider erhabenen Verbündeten, und in dem Bündnisse wie in der Treue gegen die Verträge liege die Bürgschaft für die Erhaltung des Bundes—und achtzehn Monate später zertrümmerte Preußen dieses Oesterreich und diesen Bund und diese Verträge!"

Das ist Einiges aus den Erwägungen, auf welche hin der unlängst verstorbene Historiker Gervinus, unmittelbar ehe er sich sterben gelegt, sein Urtheil über das moderne deutsche Kaiserreich gefällt. Und Gervinus war kein Ultramontaner, kein „fanatischer Katholik, der antinational ist", sondern ein Protestant.

Mag es nun sonst wohl im Leben manchmal vorkommen, daß ein Kind aus der Art schlägt und in diesem oder jenem Stücke seine Eltern verläugnet, so steht doch das, so wünschenswerth es wäre, wenn nicht alle Anzeichen trügen, von dem deutschen Kaiserreiche nicht zu hoffen: das wird Unrecht und Gewaltthat, denen es unter dem Hebammendienste der „von oben entfesselten Revolution" sein Dasein und Wachsthum verdankt, nicht verläugnen: denn von beiden ist ihm nicht diese oder jene Eigenschaft eingeimpft, sondern es hat ihre ganze Natur überkommen und diese läßt sich nicht verläugnen.

Wir fürchten darum, das moderne deutsche Reich werde, so

lange es besteht, seine Lebenskraft, mehr oder weniger hervorstechend, in der Entfaltung jener doppelten Naturanlage, des Unrechts und der Gewalt, äußern, und das ist nicht blos für uns, sondern auch für das Reich selbst fatal. Denn jedes Unrecht, sagt Görres, ist von Gott verlassen, der allein der gerechten Sache hilft; mag auch die Gewalt auf der Seite des Unrechts stehen, es verwickelt sich nur allzubald in seine eigene Widersprüche, wird verfangen in seinen Sophismen und verstrickt in seinen Inconsequenzen, daß ihm zuletzt kein Entrinnen mehr möglich ist. Alle Heere der Welt vermögen nicht eine einzige mathematische Wahrheit zu nichte zu machen, noch weniger vermögen sie ein ethisches Weltgesetz zu erschüttern. Man wolle also bedenken, daß Alles sein Maß und Ziel hat auf Erden. Wir beladen den Wagen langsam mit unsern Fehlern, Irrthümern, Mißgriffen, halben und ganzen Schlechtigkeiten; die Ladung häuft sich und wächst langsam heran. Alles scheint auf's Beste zu gelingen; die Dinge fügen und schmiegen sich wider Erwarten zusammen; früher Aufgelegtes läßt immer einem Neuaufzulegenden Raum, und der Muth wächst mit der scheinbaren Sicherheit. So wird ein Stockwerk des Unrechts über dem andern erbaut; es baut sich so schön und so leicht, warum sollte man nicht noch weiter gehen? Endlich legen wir zum Schlusse noch ein Kleinstes zu, und nun kippt das ganze Gethürm um, der Fuhrmann liegt unter der Last begraben und die wildgewordenen Pferde gehen mit dem zerbrochenen Wagen durch. — Durch die ganze Geschichte aber ist das immer und immer sich wiederholende Schauspiel, daß die Menschen, nachdem sie alle möglichen krummen Wege durchversucht, um zu ihren verbotenen Zwecken zu gelangen, zuletzt wie in der Verzweiflung jenen gerade aus gehenden Sprung versuchen, der dann zum schnellen Abschlusse ihres Versuches führt. Der Himmel, der die Menschen nicht mit pedantischer Hofmeisterei behelligt, sondern ihnen gern alle mögliche Freiheit in ihrem Thun gestattet, läßt, nachdem er ihnen die rechten Wege überall gewiesen, wenn sie die gewiesenen durchaus nicht gehen wollen, scheinbar unachtsam auf allen ihren Gängen sie gewähren. Er möchte wohl, daß sie etwas Tüchtiges, Dauerhaftes, auf alle Zeit Vorhaltendes, nach dem Vorbild, das er ihnen (in seinen Werken, namentlich in seiner Kirche) aufgestellt, erbauten; er würde ihnen gern in Allem hilfreich sein, und seinen

Segen auf das Werk ihre Hände legen. Stoßen sie aber die segnende Hand zurück; wollen sie auf eigene Faust, nachdem sie die Bauhütte aufgeschlagen, in der alten Liebhaberei, die schon ihre Urväter gehegt, immer wieder auf's Neue sich ihren Thurm erbauen, um seine hohe Burg mit den zwölf Bollwerken und dem Säulenpalast zu ersteigen und zu erstürmen; dann läßt er langmüthig einstweilen auch das geschehen; er läßt sie sich abmüden, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt und die Kniee vor Anstrengung zittern. Wenn sie nun aber meinen, sie seien jetzt oben auf der höchsten Zinne angelangt, und nun jenen letzten Sprung in der stolzen Zuversicht ihres hochmüthig verzagten Herzens springen: dann pflegt er, ohne aus seiner gleichmüthigen Ruhe hervorzugehen, ein Einsehen zu nehmen in das Treiben des eigenwilligen Geschlechtes, und es bedarf nur eines leichten Flügelzuckens seines Geistes, jenes Geistes, der die Herzen der Völker wie Wasserbäche lenkt, — und alle Mühe und Arbeit vieler Jahre ist in einem Augenblick verloren. Vom Wesen dieses Geistes angeregt, rühren dann alle Steine des Baues sich in ihrem Lager; hörend auf den höhern Ruf wollen sie nicht länger dem Worte des geschlagenen Meisters Folge leisten; sie streiten und zanken mit ihm und zanken mit einander, und laufen im Gezänke allesammt in die Weite auseinander, so daß keine Spur und Trümmer des Baues übrig bleiben. Das haben die jetzigen Bauleute schon alle einmal vor Kurzem im Thurm des ersten Napoleon (und wie erst vor zwei Jahren in dem des dritten Napoleon!) erlebt, und in eigener Person mitgemacht; die Erfahrung hat sie aber nicht abgehalten, dasselbe in kleinerem Maßstab noch einmal auf eigene Rechnung zu versuchen. Damals hatte der Bauherr ganz Deutschland in allen Richtungen durchwandern und durchsuchen lassen, und es überall gemein, und platt, und nichtig, und niederträchtig, wie es schien, befunden. Es ist Alles fein ruhig, dort ist keine Gefahr, sie halten in ihrer Feigheit sich selbst gebunden, hatten sie zu einander gesagt: laßt uns unsere Sache zum Ende führen! Und sie hatten sie zu Ende geführt, bis auf den letzten Sprung. Da war ein Blitz ausgefahren, und aus den Furchen, die er in die deutsche Erde hineingepflügt, waren wie dichtgedrängte Halmen eines Ackerfeldes, das der Abend mit Saat angesäet und die über Nacht gereift, Hunderttausende von Bewaffneten aufgesprungen,

und in Kurzem war das Werk so viel mühsamer Jahre, so vielen Blutes und Greuels, so vielen Lugs und Trugs, zerronnen und zerstoben, wie ein böser Dunst, den der Sturm zerstreut. Eben so haben seither, die es in anderer Weise versuchen wollten, nicht etwa in Preußen allein, sondern durch ganz Deutschland, ja durch ganz Europa und darüber hinaus, als sie ihr Werk gegen die alte Kirche aufgeschüttet, zu einander gesagt: es ist fein stille, sie gehen emsig ihren Geschäften nach, es merkt und schaut Niemand auf unser Thun, nichts wird uns hindern, es glücklich zum Ende zu führen. Thoren ihr, über alle Thorheit thöricht! Das Auge des Allmächtigen hat eurem Treiben still und unverwandt zugeschaut; es hat nur eines Strahles bedurft, der aus diesem Auge aufgeleuchtet, und die Augen von Millionen sind alle auf einen Punkt gerichtet. Der Stock, in dem die Bienen ruhig und emsig ihrer Arbeit obgelegen, ist umgeworfen; die Zürnenden umfliegen erbittert die Häupter der Friedensstörer; sie mögen lange sinnen, bis sie die Melodie ersinnen, die die Gestörten wieder zur vorigen Ruhe singt. — So schrieb Görres schon 1820 und 1838. [1]) In diesen allzeit beherzigenswerthen Zeilen aber dürfte auch der Gang vom Ende gezeichnet sein, den es über kurz oder lang mit dem deutschen Reiche nehmen werde. Denn das ist mit seinem Reichskanzler — ich schreibe am 20. März, wo das Fiasko der Berliner Polizei in dem inscenirten Westerwelle'schen Attentat und der resultatlosen Haussuchung beim Domcapitular Kozmian eklatant geworden — so sehr auf dem Wege des Unrechtes und der Gewalt, des Luges und Truges begriffen, daß man unwillkürlich an das geflügelte Wort Georg v. Vincke's erinnert wird: „Das Unrecht hat alle Scham verloren."

Hätten darum die Katholiken schon von Anfang an auf diese Eigenschaften des neuen deutschen Kaiserreiches geachtet, so hätten sie es sicher nicht so eilig gehabt mit ihrer Losung: „Wir gehen zum Kaiser!" — Vom alten Kaiserreich schrieb noch an der Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts der deutsche Philosoph Leibnitz: „Die deutsche Nation hat unter allen christlichen den Vorzug wegen des heiligen römischen Reiches, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogtei der allgemeinen

[1]) Deutschland und die Revolution; Athanasius.

Kirche, und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit obliegt: daher ihm auch der Vorsitz über andere hohe Häupter unzweifelhaft gebührt und gelassen worden." Und er hob in diesen Worten eine Hauptpflicht des Kaisers hervor. Dieser hatte aber noch eine zweite, jene, die ein Jahrhundert später der deutsche Dichter in seinem: „Rudolph von Habsburg" in die Worte gekleidet:

Und ein Richter war wieder auf Erden.

Denn neben der Schirmvogtei der Kirche war es das wichtigste Attribut des Kaiserthums: der Eck- und Grundstein des menschlichen Rechtes auf Erden zu sein, wie es Peter von Andlau im Jahr 1461 mit diesen Worten ausgesprochen: „Nimm hinweg das Recht des Kaisers, und wer kann noch sagen, dieses Haus, dieses Gut ist mein?" [1]) Diese beiden wesentlichen Attribute finden sich aber leider Gottes an dem modernen deutschen Kaiserthume nicht, das Gegentheil wohl und in großem Ueberfluß. Jene Katholiken also, die voll Hoffnungen für das gute Recht ihrer Kirche haufenweise „zum Kaiser gelaufen," sie sehen sich nunmehr schmerzlich getäuscht.

Warum haben sie denn auch solche Hoffnungen gehegt? Seit 1866 wenigstens hatten sie doch wahrlich keinen andern Grund mehr als das bloße negative oder vielmehr passive Verhalten Berlin's gegen die Katholiken und ihre Kirche: man ließ diese in ihrem Thun noch ungestört; aber man ließ auch jene große journalistische und literarische Meute, wie sie das Jahr 1866 auf die katholische Kirche losgehetzt, in ihrem Treiben und Verfolgen der Katholiken ungestört; dagegen war das aktive Verhalten Preußens auf dem Felde theoretischer und praktischer Politik schon lange durch und durch das stürmende und drängende Unrecht, wie wir's oben von Gervinus gehört. Nun weiß ich nicht, was vielen Katholiken Vertrauen zu Jemanden einzuflößen vermag, den sie auf dem Wege des Unrechts und der nackten Gewalt wandeln sehen, der aber bislang noch nicht gerade zu ihnen und ihrer Gerechtsame herangekommen? Glaubt man denn, Einer, der Unrecht thut, sei nicht fähig, am Ende auch der Kirche und Religion Unrecht zu thun? Das heißt sich täuschen und ohne Grund vom Ungerechten eine gute Meinung haben; denn hielte er etwas

[1]) Vergl. Historisch-pol. Bl. 69. Bd. S. 104.

auf Religion und hätte er Scheu vor der Kirche, so würde er überhaupt kein Unrecht thun, weil diese es im Namen Gottes untersagen. Es ist darum recht sonderbar von vielen Katholiken gehandelt, wenn sie erst jetzt zu dem Unrecht, das vom deutschen Reich und seinem Kanzler ausgeht, den Kopf schütteln, wo und weil es gegen sie und ihre Kirche losgeht und anrennt, während sie mehrere Jahre lang zu allem Andern, was vor ihren Augen vorging, schwiegen, als sei Alles, was man in Deutschland bisher gethan, in der Ordnung gewesen. Das erinnert an das ähnliche Verfahren, welches viele Katholiken in Bezug auf den Kirchenstaat sich vielfach zu Schulden kommen ließen. So lange der italienische Ehrenmann und Compagnie nur Modena, Parma, Toskana, Neapel zur „Einigung Italiens" conglomerirten, oder wie die modernen Ausdrücke für Stehlen und Rauben sonst alle heißen, da machte man auch bei uns Katholiken nicht allzuviel Lärm: als aber die langen Finger jener biedermännischen Gesellschaft auch nach dem Patrimonium Petri griffen, da erhoben wir von allen Seiten ein — gewiß berechtigtes Geschrei, und ich verkenne den Unterschied gar nicht, der zwischen einem Raube am König von Neapel und einem solchen an Pius IX. obwaltet. Aber darin kommen diese Diebstähle doch überein, daß beide — ein Unrecht sind und daß die Katholiken das Unrecht niemals gutheißen oder dazu stillschweigen dürfen, mag dasselbe nun gegen den Papst, oder einen weltlichen Fürsten oder den letzten Bettler verübt werden. Daher sollten sich die Katholiken künftighin angelegen sein lassen, gegen einen Jeden, den sie über dem Unrechtthun ertappen, wenn er auch noch nicht gerade auf die Kirche zumarschirt, rechtzeitig Lärm zu schlagen, damit die Leute auf ihn aufmerksam werden; aber sie sollen sich wohl hüten, einem solchen zu trauen, selbst wenn er von einem Reiche der „Sitte und Gottesfurcht" mit vieler Salbung zu reden versteht: er greift gelegentlich auch die Rechte der Kirche an.

Was mich betrifft, so ist mir im ganzen Leben noch nie in Sinn gekommen, von einem Dornbusch Feigen zu erwarten: diese zu tragen ist ein für allemal nicht dessen Natur. Wer sich aber die Zeit nimmt, um Preußens wahre Geschichte zu studiren, dem wird sicherlich das Eine unzweifelhaft klar, daß es ein Dornbusch ist, der, den Katholiken wenigstens, eine endlose Menge

stacheliger Dornen getragen und seit 1866 und noch mehr seit 1870 mit dieser Frucht für die Katholiken täglich noch ausgiebiger zu werden verspricht. Was hat man nicht Alles gehört und gelesen, wie gut es doch in Preußen um die Katholiken und ihre religiöse Freiheit bestellt sei! Nachgerade wird es von Tag zu Tag klarer, und wachsen die Beweise schockweise aus dem Boden, daß es damit lange nicht so weit her gewesen. Soviel die Katholiken an Freiheit und Recht erhielten, beschränkt sich für's erste auf eine ganze kurze Zeit, auf die Regierungsdauer des edlen Königs Friedrich Wilhelm's IV., und hatte zunächst nur in dessen persönlichem Wohlwollen gegen die Katholiken und seiner confessionellen Friedensliebe seinen Grund, und dann in den Zeitumständen, insofern als nämlich der Liberalismus von 1848 oder wie ihn die Herren Bluntschli, Treitschke und Miquel nennen, der „Liberalismus in den Kinderschuhen", d. h. der vielfach ehrliche aufrichtige Liberalismus, auf dem Boden der wahren Freiheit auch den Katholiken auf politischem wie religiösem Gebiete Freiheit ließ und das Recht, ihre Ansichten und Grundsätze zu vertheidigen. Von diesem „Liberalismus im Kindesalter" will man aber freilich heute in Deutschland nichts mehr wissen; dafür redet man viel von einem „Liberalismus im reifen Mannesalter" und versteht darunter, wie es der Bischof von Mainz in seinem offenen Sendschreiben an den Freimaurer Bluntschli gesagt, nicht die Meinung und das Bestreben, durch Freiheit, verbunden mit der Duldung anderer politischer und religiöser Ansichten, die eigenen politischen Doctrinen verwirklichen zu wollen, sondern die unerträgliche Willkürherrschaft einer religiös-politischen Partei, und zwar des Maurerbundes, der keine andere politische und religiöse Meinung neben sich duldet, sondern diese mit denselben Mitteln, womit einst der Absolutismus die Völker erniedrigt, zu Boden zu treten sucht.

Was dann die bekannten Artikel von Religions- und Gewissensfreiheit in der preußischen Verfassung anbelangt, auf welche hin man Preußen vor Allem loben zu müssen meinte, so sind sie freilich schön und gut, aber doch hauptsächlich nur auf dem Papier; sie hinderten die protestantischen Behörden der Regierungsmaschine, namentlich in der nordöstlichen Hälfte des Landes, vielfach gar nicht, die Katholiken inconstitutionell zu behandeln und sie sehr

gewaltthätig gegen ihre katholische Natur über den protestantischen Leisten zu schlagen, wenn man auch in den katholischen Rheinlanden etwas mehr Rücksichten nahm und diese zunächst nur mit Ansiedelung protestantischer Beamtenfamilien zu protestantisiren suchte. Mir scheint daher, und es ist nicht schwer, Belege dafür beizubringen, man habe bei den Katholiken anderer Länder Preußen in einen viel zu guten Ruf gebracht, und daran sei Niemand schuld gewesen als die Katholiken Preußens selbst, die freilich vielfach gewohnt waren, ihre Rechte als Gnaden zu empfangen: gar so arg weit her war es mit der vielgepriesenen Gewogenheit Preußens gegen die katholische Kirche immer nicht gewesen. Leider wurden aber in vielen katholischen Ländern die Katholiken in Einem fort so malträtirt und chikanirt, daß sie sich mit Recht glücklich fühlten, wenn ihnen irgendwo nicht Luft und Feuer versagt wurden; nur insofern also hatten die Katholiken Preußens zu Zeiten Grund, ihrer protestantischen Regierung, die auch die Katholiken leben ließ, dankbar zu sein.

In Anbetracht dieser Dinge habe ich daher niemals jene so preiswürdige gute Meinung von Preußen haben können, welche sogar die meisten deutschen Katholiken hatten und darauf hin sich schöne Hoffnungen auch für die Zukunft machten: ich hatte freilich auch so manche Schrift des alten Görres gelesen, und dieser Mann ist, auf Gründe gestützt, gar oft nicht gut auf Preußen zu sprechen, daher sehe ich mich denn jetzt auch nicht so bitter getäuscht, als viele Katholiken dies sind.

Unter diesen also Getäuschten mag wohl der Hochwürdigste Bischof von Mainz einer von denen sein, die es am bittersten sind. Er hat, wie es aus den meisten seiner Schriften hervorgeht, bisher von Preußen und seiner den Katholiken günstigen Verfassung eine überaus gute Meinung gehabt, wie er überhaupt vom deutschen Volke und Vaterland eine so pietätsvolle patriotische Ansicht von jeher kund gab, daß man ihn manchmal bewundern mochte. Namentlich ist Vielen seine Meinung über die großen Siege in dem deutsch-französischen Kriege aufgefallen. Verstehen wir ihn recht, so ist der geniale Bischof der Ansicht, die großen deutschen Siege seien auf Rechnung des christlichen, gläubigen Deutschlands und die großen französischen Niederlagen auf Rechnung des unchristlichen, liberalen, voltairianischen Frank-

reichs zu schreiben. Während er in einem zur Zeit des Krieges erlassenen Hirtenbriefe sagte: „Nicht das ungläubige Deutschland, das in Zeitungen und öffentlichen Blättern, auf den Rednerbühnen, auf so vielen Lehrkanzeln und in geheimen Gesellschaften für die Trennung der bürgerlichen Gesellschaft von der Religion thätig ist, hat jetzt Frankreich auf den blutigen Schlachtfeldern geschlagen, sondern das christliche, gläubige Deutschland," schreibt er in seiner neuesten Schrift: [1]) ... „Auch die preußischen Könige, die preußische Regierung, die conservativen Parteien hatten noch gewisse alte christliche Traditionen festgehalten, welche den französischen Revolutionsideen nicht ganz geopfert waren. Darin lag der eigentliche innerster Grund der besonderen Kraft seines staatlichen Organismus und der Siege vom Jahre 1870.... Der Krieg selbst, die Worte des Königs, der Geist der Armee, die Gebete, mit welchen das deutsche Volk seine Krieger begleitete, der Eindruck dieser gewaltigen Ereignisse, das Alles fiel zunächst in die Waagschale nicht der liberalen, sondern der christlichen Anschauungen. Je tiefer eine Bewegung im Volke geht, desto sicherer regt sie immer die auf dem Grunde der menschlichen Seele ruhenden religiösen Empfindungen auf. Die Frage war nun, wer bei der Neugestaltung des deutschen Reiches die Ernte dieser gewaltigen Blutarbeit einthun sollte, der reformjüdische französische Liberalismus oder das christliche deutsche Volk?" — Ich habe diese Worte mehrere Mal gelesen. Leider sehe ich mich aber nicht in der Lage, dem ritterlichen Freiherrn zustimmen zu können, wenn er meint, der Krieg selbst und die Siege fallen in die Waagschale der christlichen Anschauungen. Der Redakteur der „historisch-politischen Blätter", Dr. Jörg, dem politischen Blick Niemand absprechen kann, schrieb gegen Ende von 1870: „Es ist schlechterdings unläugbar, daß die Ursache des Krieges als solche ein so zu sagen persönlicher Handel zwischen beiden seit 1859 und insbesondere seit 1866 so eng verbundenen Kabinetten von Berlin und Paris gewesen ist. Denn der Friede von 1866, fügt er bald darauf hinzu, hat einen unterlegenen Feind und einen großen Unzufriedenen an dem heimlichen Freund

[1]) Wilhelm Emmanuel von Ketteler, Bischof von Mainz: die Centrumsfraktion auf dem ersten deutschen Reichstag. Mainz 1872.

von gestern (zu Paris) zurückgelassen." Und bei Ausbruch des Krieges schrieb er: „Wahrlich, ein grausames Schicksal für den altersschwachen Revolutionär auf dem Throne Frankreichs: seine Zauberbücher hat ihm der Graf Bismarck entführt und mit dem zerfetzten Katechismus der Legitimität soll er nun den Zauber paralysiren. So ist es: der Napoleonismus beherrscht seit 1866 in Berlin und der Legitimismus in Paris die Politik: die Rollen sind getauscht. Die Gleichgewichtstheorie prangte in den französischen Proklamationen, das Nationalitätsprincip feierte in den preußischen seinen ersten Kriegszug unter deutschen Bannern .... Schreiber dieser Zeilen geht mit der Wahrheit gewohnheitsmäßig mitten durch und der Napoleonismus in Berlin ist ihm stets gerade soviel werth gewesen wie der Napoleonismus in Paris." Und damit scheint Hr. Jörg weit besser das Richtige getroffen zu haben, als der Bischof von Mainz. Denn es ist nicht einzusehen, was das christliche, gläubige Deutschland mit dem Napoleonismus zu Paris und Berlin, mit den beiden Kartenmachern hüben und drüben gemein haben solle; und die Sache beim Lichte besehen, sind die deutschen Soldaten ebenso, wie die französischen, für eine und dieselbe schlechte Sache, die nie und nimmer in die „Waagschaale christlicher Anschauungen" fallen kann, in's Feld gezogen und in den Tod gegangen. Und was die großen Siege anbelangt, so haben auch sie ihren Grund, nach meiner Ueberzeugung wenigstens, durchaus nicht in den „christlichen Anschauungen" des deutschen Volkes und dem christlichen Geiste der preußischen Armee, sondern, faktisch genommen, in der großen Uebermacht der deutschen Heere, die nach neueren Eingeständnissen so bedeutend war, daß es eine Schande gewesen wäre, wenn die Siege den Deutschen nicht zugefallen; [1]) — und christlich aufge-

[1]) Folgendes berichtet das preußische „Militär-Wochenblatt" über die Stärke der deutschen Heere im Feldzuge der Jahre 1870—71.

Aus dem Material, welches der Reichs-Commission für Ermittelung der Leistungen der deutschen Staaten in dem Kriege gegen Frankreich vorgelegen, ist eine Zusammenstellung von der Stärke der deutschen Heere in dem Kriege 1870—71 angefertigt worden, welche nicht die Werthzahlen für den Maßstab zur Vertheilung der Kriegs-Entschädigung, sondern die effektive Durchschnittsstärken in den einzelnen Monaten enthält.

Wir entnehmen der Zusammenstellung Folgendes:

Die Gesammt-Armee, welche im Monat August 1,183,389 Mann mit 250,373 Pferden zählt, zeigte im Monat September, nach den kolossalen

faßt — um den Ruhm der deutschen Soldaten nicht zu bemäckeln, in dem Walten der göttlichen Gerechtigkeit, die das gefällte Gottesurtheil an dem einen „bösen Dämon der europäischen Staatenordnung wie der christlichen Gesellschaft" durch den andern vollstrecken ließ, um dann sicherlich auch diesen, wenn es ihr einmal an der Zeit scheint, in Verhör und Exekution zu nehmen. Auch ist es meiner Meinung nach nur zum Theile richtig, wenn man sagt, der Eindruck, den die gewaltigen Ereignisse auf's deutsche Volk hervorgebracht, falle in die Waagschale christlicher Anschauungen. Denn aus dem Siegesgejohle heulte alsbald ein infernaler Geist heraus, der ebenso unheimlich gegen die Katholiken in Deutschland, wie gegen das unglückliche, tapfere Franzosenvolk seine grimmigen Zähne fletschte. Sollte denn von diesem Geiste, der den letzten Krieg in der Unmasse schlechter deutscher Blätter offen als Religionskrieg, als Krieg gegen Frankreich und Rom proklamirt und geführt wissen wollte, der Hochw. Herr Bischof von Ketteler zu Mainz nichts wahrgenommen haben? Oder hält er diejenigen, die zu diesem unchristlichen, antikatholischen, infernalen Geiste geschworen, unter dem deutschen Volke nur in geringer Anzahl vorhanden? Dann irrt er aber sicher: denn die Anhänger dieses Geistes haben jene übergroße Mehrzahl deutscher Reichsboten in den deutschen Reichstag geschickt, die nun, immer siegreich über die wenigen Abgeordneten des christlichen deutschen Volkes hinwegschreitend, diesem noch gläubigen Volke ihren ungläubigen,

Kämpfen des August und 2. September, eine Verminderung von ppr. 30,000 Mann, während der mobile Theil der Armee selbst für diesen Monat durch die Nachschübe eine Verstärkung um ppr. 30,000 Mann nachweist. Für alle übrigen Monate tritt bis zum Friedensschluß eine Steigerung ein und im Monat Februar war die Gesammtarmee 1,350,787 Mann stark, mithin um ppr. 167,000 Mann stärker als im August.

Im Monat September zählte die preußische Armee allein 870,534 Mann, im Monat Februar 1,028,126 Mann. Dies ergibt eine Zunahme im letzten Monat um 157,592 Mann, was unter Hinzurechnung der Verluste eine sehr bedeutende Leistung an Nachersatz ist. Die Contingente, welche von den übrigen Staaten gestellt wurden, beziffern sich folgendermaßen: Sachsen (im August) 59,423 M., (im Februar) 66,942 M., Mecklenburg (im August) 12,109 M., (im Februar) 12,625 M., Baiern (im August) 128,964 M., (im Februar) 141,626 M., Würtemberg (im August) 37,180 M., (im Februar) 38,095 M., Baden (im August) 35,181 M., (im Februar) 38,858 M., Hessen (im August) 22,278 M., (im Februar) 24,515 M. Diesen ungeheuren Heeresmassen standen aber, wie Hr. Thiers, bis jetzt unbestritten, gesagt, anfangs nur 250,000 Mann Franzosen gegenüber.

antichristlichen Willen als Gesetz auferlegen. Das ist aber Beweis genug, daß jener Geist und seine Anhänger in Deutschland jetzt entschieden die Oberhand haben und herrschen. Darum waren wir, leider Gottes ohne unser Verschulden, keinen Augenblick im Zweifel, wie die Frage, „wer bei der Neugestaltung des deutschen Reiches die Ernte der gewaltigen Blutarbeit einthun sollte," gelöst werden würde; wir erwarten nicht, wie der Bischof von Mainz, „mit zweifelloser Zuversicht", daß die christlichen Principien und nicht die Principien von 1789 bei der Neugestaltung des deutschen Reiches maßgebend sein würden; nein, wir sahen uns vielmehr aus der Seele gesprochen, als das „Mainzer Journal" den Katholiken Deutschlands zu Neujahr 1871 zurief: „Hoffen wir das Beste, seien wir aber auf das Schlimmste gefaßt." Und darum sehen wir uns heute über das, was über uns Katholiken bisher schon gekommen, leider — nicht getäuscht. Wahrlich, schmerzlich aber ist es, was der geistreiche Oberhirte von Mainz den obigen Worten beifügt, um seine Enttäuschung zu constatiren: „Alles ist anders gekommen. Der Liberalismus hat vollständig gesiegt und nun soll ganz Deutschland ihm als Beute anheimfallen. . . . Wir sind äußerlich Sieger und innerlich die Besiegten. Die französischen Waffen haben unterlegen und — die französisch-revolutionären Grundsätze unterjochen uns. Wer sich nicht knechtisch allen Consequenzen dieses Reichsliberalismus unterwerfen will, wer noch ein christliches Deutschland mit christlichen Institutionen fordert, wird als Reichsfeind, Ultramontaner u. s. w. verfehmt. Möge Gott unser deutsches Vaterland davor bewahren, daß es nicht ebenso wie Frankreich durch die Principien der Revolution in Mark und Bein vergiftet werde!"

Wenn nun aber das Letztere doch geschähe, wenn die „französisch-revolutionären Grundsätze" (-- sie sind übrigens schon längst auch deutsch geworden und vermögen deutsches Bürgerrecht aufzuweisen!), die antikirchlichen, unchristlichen, ungläubigen Principien, denen man von Berlin und München und Karlsruhe aus die Thoren in's deutsche Reich geöffnet, doch hereinstürmten, was dann? sollen sich die Katholiken ihnen in den Weg stellen? — Der berühmte Ritter von der Mancha, Don Quixote mit Namen, stellte sich einmal mitten in die Heerstraße, um ein großes Abenteuer zu vollbringen und alle Fremde, Reisende, Ritter, Knappen,

Fußgänger und Reitende, welche des Weges kommen oder in den nächstfolgenden Tagen des Weges kommen würden und es wagten, ihm zu widersprechen, zum Zweikampfe herauszufordern, da er sie erwarte. Da wollte es das Schicksal, das dieses fahrenden Ritters Angelegenheiten in der Regel lenkte, daß eine wilde Ochsenheerde, auf der Reise zu einem spanischen Stiergefechte begriffen, des Weges daher rannte. Diese aber pflegten mit einem Ritter, wie Don Quixote einer war, keinen Spaß zu verstehen, das wußte der Ochsentreiber gar wohl. Daher rief er dem Don Quixote mit lauter Stimme zu: „Geh aus dem Wege, Teufelskerl, sonst reißen dich diese Stiere in Stücke!" Er aber, gewohnt, „seine Ritterehre zu wahren und sein Wort zu halten", war nicht gesonnen, auszuweichen. Darum herrschte er die wilden Ochsen an: „Ha, schlechtes Gesindel, ich fürchte mich nicht! bekennet, daß es wahr ist, was ich für gut halte, oder ihr seid mit mir in Fehde!" Was fragen denn aber wilde Ochsen, die auf dem Weg zu einem Stiergefechte begriffen sind, nach dem, was der fahrende Ritter von der Mancha für wahr und gut hält! Sie schritten darum kurzweg über Don Quixote und seinen Muth hinweg, rannten gar noch seinen Rocinante zu Boden und machten sich davon. Er aber legte ein solches Gebahren als unritterlich aus und rannte darum in aller Eile der Ochsenheerde nach laut schreiend: „Haltet inne, wartet, spitzbübisches Gesindel! Ein Ritter erwartet euch, der nicht der Meinung ist, wie jene, welche sagen, man müsse dem fliehenden Feinde silberne Brücken bauen." Die eiligen Renner aber ließen sich dadurch nicht irre machen, sondern zogen, der Drohungen nicht achtend, ihres Weges. Das ist doch aber gewiß eine traurige Rolle, die dem berühmten Ritter in diesem Abenteuer zugefallen, und keineswegs zur Nachahmung einladend. Im Interesse der katholischen Ehre bin ich daher der Ansicht, daß die deutschen Katholiken sich nie herbeilassen, eine solche Rolle zu spielen. Diese könnte ihnen aber gar leicht zufallen, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind: Fürst Bismarck und seine nationalliberalen Sancho Pansa's haben nämlich eine große wilde Ochsenheerde bestellt, um auf dem christlichen Boden der deutschen Schule u. s. w. das Schauspiel eines Stiergefechts zu genießen; ich will sagen, sie haben alle antichristlichen, liberalen, ungläubigen, gottlosen religionsfeindlichen, schlechten Lehrsätze aus der ganzen Welt be-

stellt und eingeladen, in's neue deutsche Kaiserreich zu kommen und allhier in Schule, Kirche, Familie Teufelssprünge aufzuführen; und diese wilde Ochsenheerde ist bereits auf dem Wege, die Avantgarde ist bereits in dem Schulaufsichtsgesetz, dem Verbote der Jesuitenmissionen, der Ausweisung ausländischer Ordensleute u. s. w. angekommen. Es fragt sich nun sehr, ob die Katholiken wohl daran thun, dieser wilden Ochsenheerde, die im Anzuge ist, sich à la Don Quixote mitten in den Weg zu stellen. Ich meine, sie thun besser, sich gegen diese Gäste, so lange es geht, abwehrend zu verhalten: diese mögen sich in dem modernen deutschen Reich einstweilen als einem recht tauglichen „Stalle" einlogiren: die Katholiken haben zunächst nur eins zu thun, nämlich zu wehren, daß die wilden Gäste nicht in ihre Kirche dringen. Wenn das deutsche Reich an diesen wilden Ochsen und ihren Sprüngen und Kämpfen seine Freude hat, wollen wir sie ihm nicht stören: es mag sehen, wie weit es damit kommt; wir Katholiken haben, außer den gewöhnlichen Schikanen, an die wir uns im Lauf der Jahrhunderte bereits gewöhnt haben, für unsere auf Felsengrund gegründete Kirche nichts zu befürchten. Ich rathe darum nicht den Ritter Don Quixote nachzuahmen, was einstweilen doch nichts nützte, sondern die ersten Christen, wie sie auf dem Bilde der Zerstörung Jerusalem's in der Pinakothek zu München, abgesondert von den Juden und Heiden, von ihren Schutzengeln begleitet, Oelbaumzweige tragend, friedsam, aber doch muthig und entschlossen ihrer großen heiligen Sache hingegeben, ihren Beruf erfüllen, in der Hoffnung: es kann ja nicht immer so bleiben!

Das deutsche Kaiserreich und die Katholiken.

Ein Franzose, schreibt ein geistreicher Mann, hat vor nicht gar langer Zeit einmal gesagt, der Regent der heutigen Welt sei die Furcht. Das ist schneidend gesagt, aber nichts kann wahrer sein. Unter andern regiert die Furcht schon dadurch die Welt, daß sie die Regierung selbst regiert. Diese Zustände sind unsern Tagen wirklich eigenthümlich. Vor Zeiten fürchtete Jedermann die Gewalt; heute fürchtet die Gewalt Jedermann. Man fürchtet alle Parteien, alle Richtungen, alle Stände, alle Thätigkeiten, alle Interessen, jede einzelne Bedeutenheit und Unbedeutenheit, jeden ehrlosen Journalisten, jeden Lotterbuben. Und diese vielfältige Furcht kommt mit sich selber in's Gedränge; indem sie vor den Einen flieht, rennt sie den Andern in die Hände. Bei alledem fürchtet man zu wenig. Denn man fürchtet nicht denjenigen, der allein verderben und erretten kann. Und nicht nur, daß man Ihn nicht fürchtet; man erhebt täglich neu die Waffen gegen Ihn, nicht immer gerade aus eigener Bosheit, sondern um der Bosheit derjenigen zu willfahren, die man fürchtet. Es beweist dies eins, nämlich: Vieles ist in dieser Zeit verloren. Eines der Bedauerlichsten darunter aber ist das Bewußtsein der rechtmäßigen Gewalt von sich selbst und ihrer Sendung. Fügen wir noch bei: die Fürsten betrachten heutzutage die Herrschaft wie ein Gut, wie einen Besitz, wie eine Domäne, wie ein nutzbares Eigenthum. Sie ist aber ein Amt, eine Aufgabe, eine Pflicht.

Was nun aber in diesen Worten gesagt ist, gilt jetzt, nach Allem, was man hört und liest, so ziemlich von allen Ländern; von keinem doch sind sie vielleicht so wahr als vom neuen deutschen Reich. Denn darin herrscht jetzt eine gewaltige Furcht — aber nicht vor der Gerechtigkeit Gottes, die immer das Unrecht in flagranti ertappt, sondern vor den — Katholiken, die man unter dem Namen „Ultramontane" bereits mit allen Feinden des modernen Kaiserreiches conspiriren, Verrath spinnen, den Franzosen bei ihrer Revanche helfen, der rothen Internationale als schwarze sich accompagniren sieht, das Alles, um den Untergang des neuen Reiches herbeizuführen. Ich meine, Görres hebt einmal als besondere Eigenschaft der preußischen Regierung das ewige Mißtrauen hervor. Das ist es jetzt in der That, was, mit der Furcht im Bunde, im neuen Reiche regiert. Beide sind aber in der Regel die Merkmale eines bösen Gewissens; daß dies im Busen sitze, gibt Fürst Bismarck offen zu; aber dies gesteht er nicht ein, daß er und die Regierung des modernen Staates das böse Gewissen im Busen sitzen haben, sondern wirft öffentlich den Katholiken vor, wie er es im preußischen Abgeordnetenhause bei Anlaß des Schulaufsichtsgesetzes wirklich gethan, sie hätten das böse Gewissen in der Brust, sie sollten nur einmal hineinschauen. Daher ist es denn auch ganz folgerichtig gehandelt, wenn Fürst Bismarck und die Seinen die Katholiken als „reichsfeindlich" erklären. Diese nationalliberalen Herren haben einmal diese „Ueberzeugung", ob mit oder ohne Grund, das kümmert sie nicht, und haben jetzt auch die Macht, ihre Ueberzeugung auszusprechen. Das ist nun für die Katholiken, die vielleicht mehr als die Hälfte Soldaten in's Feld stellen mußten und opferwillig in's Feld gestellt haben — (interessant wäre es schon einmal zu wissen, wieviele Soldaten im letzten, und überhaupt in den modernen Kriegen — Katholiken waren) die unerhörteste und kränkendste Beschuldigung, die sich denken läßt. Darum wollen wir uns die Sache einmal besprechen, wie das moderne deutsche Reich den Katholiken gegenüber und umgekehrt, wie die Katholiken dem modernen deutschen Reiche gegenüberstehen.

Man kann und darf von uns Katholiken, die auch in politischen Fragen an die Grundsätze des Christenthums, an Wahrheit und Gerechtigkeit als Leitsterne für ihr Denken und Urtheilen

angewiesen sind, nicht verlangen, daß wir, entgegen den Grundsätzen des ewigen Sittengesetzes, unser christliches Urtheil verfälschen und dem modernen deutschen Reiche zu Liebe, das uns so stiefmütterlich und kläglich behandelt, an seinen Aufbau ein anderes Richtmaß anlegen als das Gesetz Gottes: wir können es doch mit keinen günstigeren Augen betrachten, als dies rechtlich gesinnte, Preußen ergebene Protestanten gethan. Wir haben aber oben schon gehört, als was der protestantische Historiker Gervinus kurz vor seinem Grabegehen das neue Reich angesehen, nämlich als ein „brutal, von bloßen rohen Macht- und Gewaltinteressen und Gesichtspunkten geleitetes und beeinflußtes, in den Mitteln wahllos und gewissenlos aufgeführtes Werk des Unrechtes. Als das schaute er es an mit der Versicherung: „Ich wollte, auch auf die Gefahr hin, völlig allein zu stehen, selbst treu bei der geraden, ehrlichen Sache stehen bleiben, für die ich das Wort genommen, ohne jede Selbsttäuschung darüber, daß mich die furchtlose Rede nur noch mehr vereinsamen wird." Und vor ihm schrieb ein gläubiger, hochgestellter Protestant, in dem wir wahrscheinlich den verehrten Berliner Oberappelationsgerichtspräsidenten von Gerlach vor uns haben, an den Herausgeber der Zeitschrift für „gesammte lutherische Theologie und Kirche", den protestantischen Theologieprofessor an der Universität Halle, Dr. Guericke: „So wenig als meine religiöse, hat auch meine politische Ueberzeugung durch die neuesten Weltbegebenheiten irgend eine Veränderung erlitten. Nach wie vor mache ich den Erfolg, den von Oben zugelassenen Erfolg, nicht zu meinem Gotte, noch das jetzt allgemein beliebte Dogma von der über dem Rechte stehenden Gewalt zu meinem Glaubensbekenntniß .... Mir sage Keiner, den jetzigen Krieg hätten die Franzosen vom Zaune gebrochen. Der deutsche Bürgerkrieg von 1866 war der Anfang einer Aera, in welcher Gut und Blut der deutschen Völker zur Befriedigung dynastischen Ehrgeizes aufgeopfert wird. Die bekannten Berliner „Enthüllungen" beweisen mir zwar, daß diesmal die Pfiffigkeit an der Spree größer war, als die Verschmitztheit an der Seine; sie zeigen mir aber weder dort noch hier eine Spur von Ehrlichkeit und Gerechtigkeit. Hätte Oesterreich im Jahre 1866 gesiegt, so würden sogleich die Franzosen als Preußens willkommene Bundesgenossen aufgetreten sein — daran lassen mich jene „Enthüllungen" nicht zweifeln. — Mir thut das

Herz im Leibe wehe, wenn ich bedenke, wie unsere armen Landeskinder jetzt in der That und Wahrheit nur zur Abwehr der gallopirenden Schwindsucht und für die Herbeiführung der schleichenden kämpfen."

Der badische Staatsrath Lamey, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, hat als Minister im Jahre 1866, wenige Tage vor Ausbruch des deutschen „Bruderkrieges", wie er ihn nannte, in der zweiten badischen Kammer von der preußischen Politik, die dem jetzigen deutschen Reiche an's Licht der Welt verholfen, also gesprochen: „Mit tiefem Schmerze sah das Auge des Patrioten seit Monaten die Ereignisse sich entwickeln, welche den Kampf unter Söhnen Deutschlands, unter Brüdern dieses unseres großen geliebten Vaterlandes heraufbeschworen haben. Wir konnten nicht glauben, daß es soweit komme; daß die verblendeten Urheber dieses Krieges, über welche Gott richten wird, um selbstsüchtiger Ziele willen bis zum Aeußersten vorschreiten würden. Dennoch ist es so gekommen. In's Herz von Deutschland sind die Kämpfer gezogen, hingerufen durch die Gewaltthaten des Staates, welchen wir stets die besonderen Pflichten und das Ehrenrecht zugeschrieben, Deutschlands Westgrenze zu schützen.... Zweierlei kann uns trösten in der Lage, die uns betroffen: Wir sind nicht deren Veranlasser; von Beginn der unseligen Interessenpolitik, welche in ihrer ungeduldigen entsetzlichen Sucht nach Vergrößerung die heutige Kriegslage heraufbeschworen, standen wir zur Seite des Rechtes und suchten den Frieden zu erhalten. Das zweite ist: wir stehen auf der Seite dessen, was wir als göttliches und menschliches Recht nach unserer Einsicht nennen und dafür halten müssen, und dies ist ein beruhigendes Gefühl, und treue Pflichterfüllung kann wohl zu Leiden führen, aber Gott wird sie endlich segnen und belohnen." So Herr Lamey am 21. Juni 1866. Schärfer aber kann man doch wahrlich Preußens Politik von 1866 nicht mehr verurtheilen, als es Lamey, der jetzt ebenfalls bei Bismarck den Sancho Pansa spielt, that. Darum möge es genügen, nur noch an die Schrift des Berliner Gerichtspräsidenten, Herrn von Gerlach: „Das neue deutsche Reich" zu erinnern, worin der greise Herr die von Preußen seit 1866 eingeschlagene Politik eben so entschieden, wie Gervinus, verurtheilt. Man hat in neuester

Zeit mit vielem Behagen die Nachricht colportirt, der Reichskanzler habe in seinem Handexemplar von Gerlach's Broschüre die Mahnungen und Warnungen seines ehemaligen Freundes mit dem großen Worte „Blech" kritisirt; es könnte aber doch einmal die Zeit kommen, wo Bismarck sich eines andern Wortes erinnerte, das er in den fünfziger Jahren in Gerlach's Album schrieb, nämlich, daß er noch nie bereut habe, dessen Rathschlägen gefolgt zu sein, oft aber schon bereut habe, wenn er dieselben nicht befolgt.

Wenn daher das moderne deutsche Reich uns Katholiken als dasselbe sich präsentirt, was es diesen rechtlich gesinnten, ehrenhaften protestantischen Männern ist, nämlich ein durch schlechte Mittel aufgeführtes, schlechtes Werk der Gewaltthat und Ungerechtigkeit, [1]) das seinem kecken Urheber bestens gelungen, können wir dann etwas dafür und sollen wir schon Verbrecher sein, wenn wir uns herausnehmen, auch heute noch die sittlichen Weltgesetze von Recht und Gerechtigkeit höher zu stellen als die preußische Politik und das daraus gezüchtete neue deutsche Kaiserthum? Nein, nein, die Katholiken lassen ihr christliches Urtheil nicht verfälschen: sie legen an jede Handlung, an die des Fürsten so gut, wie an jene des Bettlers, als Maßstab und Richtscheid das Gesetz Gottes an und nennen das Unrecht unrecht, auch wenn es die besten Erfolge hat, und sogar ein neues, evangelisches Kaiserreich auf die Beine bringt!

Zu dem Umstande, daß Unrecht und Gewalt die Bausteine zu dem neuen Reiche herbeigeschafft, kommt noch ein anderer, sehr verdächtiger. Als in Frankreich das liberale Heilsystem, womit der gefallene Napoleon „die Gesellschaft zu retten" sich vorgenommen, im öffentlichen Leben zu wirken begann, da rief der Graf Montalembert in patriotischem Schmerze aus: „Ganz Frankreich ist ein Spielhaus geworden." Fügen wir hinzu: „worin die Franzosen verspielt und verloren haben." Nun müßte man blind sein, um nicht zu sehen, daß im deutschen Reiche derselbe Schwindel, mit

[1]) Man lese des Mainzer Bischofs: „Deutschland nach dem Kriege von 1866", das Kapitel VI: Der Zweck heiligt das Mittel, und erinnere sich der Usedom'schen „Stoß-in's-Herz-Note", der frevelhaften Proklamation an die Böhmen und Mähren, der Klapka'schen Legion, theilweise gebildet aus kriegsgefangenen Soldaten, die man zum Treubruche gegen ihren Kaiser verleitet.

dem die Franzosen ihr Spiel verloren, sich häuslich eingerichtet. Vielleicht hat ihn gar Fürst Bismarck über die Grenze mit herübergebracht. Es ist der Liberalismus, und zwar der erbärmlichsten Sorte, der jetzt im deutschen Reiche den Ton anschlägt und für Staat, Kirche und Schule Gesetze fabricirt. Der Minister des Innern hat voriges Jahr schon im Berliner Abgeordnetenhaus die merkwürdige Erklärung abgegeben: „Die Regierung ist einen verbotenen Weg gegangen; jetzt ist sie gezwungen, ihren Gegnern (er meint die liberale Mehrheit in der Kammer) mehr als bisher sich zuzuwenden." Das ist denn auch reichlich geschehen, fügte Herr von Gerlach Mitte 1871 hinzu; — was wohl heute, nach einem Jahre, der alte „Rundschauer" zu den „Zuwendungen" der Reichsregierung zu der liberalen Partei sagen mag? Nun ist doch aber allen vernünftigen Leuten schon längst constatirt, daß der moderne Liberalismus, der „Liberalismus im reifen Mannesalter", dieses schale, gewaltthätige System, alle politischen, religiösen, nationalökonomischen Beziehungen der Gesellschaft nach den Vorschriften der bloßen Vernunft, mit bewußter Ignorirung aller positiven Religion, ohne Rücksicht auf Christenthum und Kirche, zu regeln und zu ordnen, Nichts zum Heile, aber Vieles dem Staate, der Kirche und Schule zum Schaden und Ruin zuwege bringt, was in schwachen Stunden die liberalen Organe selbst schon jetzt im deutschen Reiche mit Angst vor den Folgen eingestehen: „daß nämlich eine allgemeine Verschleuderung des Volksvermögens stattfinde, der Geist der Arbeit und die persönliche Verpflichtung, die Wahrheit und Sittlichkeit dabei zu Grunde gehe." Ist doch von Berlin, der Hauptstadt des modernen Reiches aus der einstimmige Ruf jüngst zu uns gedrungen: „So kann es unmöglich weiter gehen." [1] Und dennoch geht es ungestört so weiter. Den Katholiken also steht das neue deutsche Reich als ein großes — Spielhaus gegenüber, aufgebaut von Unrecht und Gewalt, zur Zeit bewohnt von dem alten, berüchtigten preußischen Mißtrauen und spürsüchtigen Argwohn, sowie von dem jetzigen europäischen Hauptschwindler, dem „Liberalismus im reifen Mannesalter".

Abgesehen aber von allem Andern können und dürfen sich Katholiken an einem Werke der Ungerechtigkeit nicht aktiv

[1] Siehe Historisch-polit. Bl. 69. B. S. 15.

betheiligen: Das verbietet ihnen Religion und Gewissen. Sie haben in Sachen des Rechtes und Unrechtes ganz bestimmte Regeln, wonach sie urtheilen und handeln müssen. Sie sind sämmtlich der Ansicht, die der edle Erzbischof Fenelon einst dem König Ludwig XIV. gegenüber mit katholischem Freimuthe ausgesprochen, als er ihm bezüglich des Krieges mit Holland im Jahre 1672 schrieb: „Dieser Krieg hatte nicht das Siegel der Rechtmäßigkeit. Daraus folgte aber, daß alle Erweiterungen der Grenzen, die ein Erwerb dieses Krieges sind, als ungerechte Eroberungen angesehen werden müssen. Ich weiß wohl, daß die erfolgten Friedensschlüsse die Ungerechtigkeit der Eroberung zu decken scheinen, weil sie Ihnen die genommenen Plätze eingeräumt haben. Aber ein Krieg, der in seinem Anfange ungerecht ist, wird durch ein glückliches Ende nimmer gerecht. Um also Ihre Eroberungen vor Gottes Auge zu untersuchen, müssen Sie bis zum Ursprunge des holländischen Krieges zurückgehen.

Es wäre unnütz zu sagen, gemachte Eroberungen seien für Ihre Staaten nothwendig. Nothwendig kann für mich nicht sein, was das Eigenthum eines Andern ist. Wahrhaft nothwendig ist nur Eines, und dieses Eine heißt: Gerechtsein.

Es läßt sich auch nicht einmal mit Grund sagen: Sie hätten das Recht, jene Plätze zu behaupten, weil sie zur bessern Sicherung Ihrer Grenzen dienen. Denn das Bedürfniß, die Grenze zu sichern, gibt Ihnen keinen Rechtsgrund, Ihrem Nachbarn sein Land zu nehmen. Fragen Sie darüber verständige, biedere Männer, und sie werden Ihnen bekennen, daß meine Behauptung so klar ist, wie der Tag. Dies möge hinreichen, um Sie zur Erkenntniß zu bringen, daß Ihre ganze Lebensbahn außer dem Gebiete der Gerechtigkeit und der Wahrheit umherirrte — also auch außer der Grenzlinie des Evangeliums.

Untersuchen Sie also, ohne sich selbst zu schmeicheln, in einem Kreise von rechtschaffenen Männern, ob Sie alle Ihre Besitzungen behalten dürfen, die Ihnen durch Friedensschlüsse zugesprochen wurden, zu welchen Sie ihre Feinde durch einen Krieg genöthigt haben, der gar keinen Grund für sich hatte und Alles wider sich.

Ich weiß, daß man Sie bedauern, trösten, erleichtern muß, daß das letzte Wort, das vor dem Könige ertönt, die Sanftmuth und den Respect nicht verläugnen darf, aber ich weiß auch, daß

man, möge man es machen, wie man wolle, — am Ende Ihnen doch die Wahrheit sagen muß."

Ja, Religion und Gewissen verbietet den Katholiken nicht blos, Unrecht zu thun, sondern, wofern sie es gethan, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, Schadenersatz zu leisten, zu restituiren. Als gesuchteste Münze gilt ihnen — der letzte Heller: Erst wenn der Schuldner diesen bezahlt hat, mag er kommen und sein Werk den Katholiken anpreisen; vorher nicht und mag das Werk auch ein Kaiserreich sein. Nun kann und darf sich ein Katholik nie und nimmer zumuthen lassen, dadurch am Unrechtthun sich zu betheiligen, daß er es gutheißt; nein, er kann und darf nicht, mag ihm auch ein Kaiser eine solche Zumuthung stellen. Wenn daher Fürst Bismarck mit seinem Gewissen in Sachen der Annexion längst so handelseins geworden, daß er nach „juristischen Zwirnfäden" nichts mehr frägt, so hat das für uns Katholiken gar nichts zu bedeuten: das Gewissen Bismarck's ist für das unserige weder Vorbild noch Richtschnur.

Die Theorie von den „*faits accomplis*", den vollbrachten Thatsachen, begründet bei den Katholiken noch lange kein Recht. Redensarten, wie diese: „Man muß die vollbrachten Thatsachen achten; man muß sie jederzeit acceptiren; der Kampf gegen vollbrachte Thatsachen ist eine Thorheit; eine weise Politik schweigt und unterwirft sich vollbrachten Handlungen," — haben in den Augen der Katholiken einen ganz seltsamen Werth. Der spanische Philosoph Balmes äußert sich darüber also: „Vollbracht bezeichnet eine in ihrer Art vollkommene Sache; eine Sache wird also vollbracht sein, wenn sie zu ihrer Vollkommenheit gediehen ist. Wird dieses Wort auf Vergehen angewendet, so ist es dem Versuche entgegengesetzt. Man kann von einem Versuche des Diebstahls, des Mords, der Brandstiftung sprechen, wenn die Neigung zur Begehung dieser Verbrechen sich durch irgend eine Handlung kundgegeben, wenn man z. B. das Schloß einer Thüre erbrochen, mit einer Waffe Jemanden angegriffen oder angefangen hat, Feuer an einen brennbaren Gegenstand zu legen; das Vergehen aber ist dann vollbracht, wenn man den Diebstahl wirklich begangen, den Mord vollzogen, die Brandstiftung ausgeführt hat. Ebenso kann man in socialer und politischer Beziehung eine Usurpation, mittelst deren der Usurpator eine Stelle, ein Land, eine

Krone erlangt hat, eine vollbrachte Handlung nennen. Diese Erklärung zeigt uns, daß die That ihr Wesen nicht ändert, um vollbracht zu sein: es ist kein Versuch mehr, sondern eine vollzogene That; ob aber recht oder ungerecht, gesetzlich oder ungesetzlich, ist durch das Attribut „vollbracht" keineswegs ausgedrückt. Es folgt also daraus, daß eine vollbrachte Handlung darum noch lange nicht gesetzlich ist, weil sie vollbracht ist, und verdient deßhalb auch noch keine Achtung. Der Dieb, welcher gestohlen hat, erwirbt noch kein Recht an die gestohlene Sache; der Brandstifter, welcher ein Haus in Asche gelegt hat, ist eben so strafwürdig, und verdient eben sowohl zur Schadloshaltung gezwungen zu werden, als wenn er bei seinem Versuche verhaftet worden wäre; alles dieses ist so klar und erwiesen, daß es keiner Erwiederung bedarf. Um das Gegentheil zu behaupten, müßte man ein Feind jeder Moral, jeder Gerechtigkeit, jedes Rechtes sein; man müßte die ausschließliche Herrschaft des Betruges und der Gewaltthätigkeit verkündigen. Wenn die vollbrachten Handlungen der socialen und politischen Ordnung angehören, so verändern sie auch deren Natur nicht; der Usurpator, welcher die Krone dem rechtmäßigen Besitzer entreißt, der Eroberer, welcher unter dem einzigen Rechtstitel der Stärke seiner Waffen eine Nation unterjocht hat, erlangen durch ihren Sieg kein Recht; die Regierung, welche durch große Ungerechtigkeiten ganze Klassen von Bürgern beraubt, unrechtmäßige Steuern erhoben, gesetzliche Rechte aufgehoben hat, wird ihre Handlungen dadurch allein nicht rechtfertigen können, daß sie Macht genug habe zur Durchführung dieser Ungerechtigkeiten. Dies liegt eben so klar am Tage, und wenn hierin einiger Unterschied besteht, so ist es ohne Zweifel dieser, daß das verübte Vergehen, wodurch man ein öffentliches Aergerniß gegeben hat, um so größer ist, je wichtiger die Vorurtheile sind. Solcher Art sind die Principien der gesunden Moral, der Moral der Gesellschaft, des Menschengeschlechts, der ewigen Moral.

Nun gibt es aber freilich Fälle, in welchen eine vollbrachte Handlung, aller ihrer Ungerechtigkeit, ihrer Unsittlichkeit und Abscheulichkeit ungeachtet, eine solche Gewalt ausübt, daß sie nicht anerkennen wollen, oder sie zu vernichten suchen eine Reihe von Wirren und Umwälzungen, und vielleicht fruchtlos und umsonst,

entfesseln hieße. Unter solchen Umständen die ungesetzlichen Interessen nicht angreifen, und sich keine Mühe geben, Ersatz für die Opfer zu erlangen, heißt keine Ungerechtigkeit begehen und ist oft von der Klugheit geboten. Ein Volk ist alsdann einem Menschen ähnlich, welcher die Frucht des Raubes noch in den Händen der Diebe erblickt und keine Mittel besitzt, sie zur Zurückstellung des Gestohlenen zu zwingen. Solcher Art ist darum die Achtung für vollbrachte Thatsachen; man erkennt die Ungerechtigkeit derselben wohl, aber man kann und darf auf der andern Seite auch die Gewalt nicht mißkennen; sie nicht angreifen, ja sich ihr fügen heißt deßwegen nicht auch, sie für gesetzlich anerkennen. Eine gerechte Politik erkennt keine Ungerechtigkeit an; aber eine weise Politik verachtet auch nie den Einfluß der Thatsachen. Sie erkennt dieselben durch keinen Beifall an, auch nicht dadurch, daß sie sich derselben theilhaftig macht; wenn sie jedoch vorhanden und nicht zu vernichten sind, so duldet sie dieselben. Sie verträgt sich mit Würde, ergreift bei schwierigen Umständen die möglichst beste Partei und verschmelzt daher die Principien der göttlichen Gerechtigkeit mit den Forderungen der Klugheit und des öffentlichen Anstandes.

Auf diese Art verstehe ich die Achtung für die vollbrachten Thatsachen, welche man lieber unzerstörliche nennen sollte. Um mich noch deutlicher zu erklären, will ich meinen Gedanken in ein Beispiel kleiden. Ein Eigenthümer, welcher eben erst durch einen mächtigen Nachbar aus seinem Besitze verjagt wurde, besitzt die Mittel nicht, um sich derselben wieder zu bemächtigen. Er hat weder Geld noch Einfluß und der Räuber schwelgt im Ueberfluß. Greift er zur Gewalt, so wird er zurückgeschlagen; geht er zu den Gerichten, so wird ihm sein Eigenthum abgesprochen. Welche Wahl bleibt ihm da übrig? Die der Unterhandlung, um einen Vertrag zu schließen und zu retten, was er noch retten kann, und sich dann in sein trauriges Schicksal zu fügen. Damit ist Alles gesagt. Geschichte und Erfahrung lehren uns, daß die vollbrachten Thatsachen geachtet sind, weil sie nicht vernichtet werden können, d. h. weil sie in sich selbst die Gewalt besitzen, um sich Achtung zu verschaffen: in jedem andern Falle sind sie es nicht. [1])

[1]) Balmes: der Protestantismus verglichen mit dem Katholicismus, 3. Theil, 55. Kapitel.

Solchen „vollbrachten Thatsachen" stehen nun heutzutage die Katholiken fast überall, namentlich aber im neuen deutschen Kaiserreiche in Menge gegenüber: Thatsachen, denen keine andere Legitimation zur Seite steht, als die Gewalt des Stärkeren. Daher wird es, um die Katholiken selbst vor irrigen Urtheilen solchen Thatsachen gegenüber zu bewahren und sie gegen ungerechte oder wie sie auch heißen, berliner Vorwürfe zu vertheidigen, rathsam sein, hier noch Einiges über diesen wichtigen Standpunkt, den die Katholiken jetzt so vielen „vollendeten Thatsachen" gegenüber einzunehmen gezwungen sind, zu sagen.

Alle Gewalt ist von Gott, hört man viele Leute und darunter selbst manchmal Katholiken sprechen, und zwar unter Berufung auf den heiligen Völkermissionär Paulus: er aber versteht unter der „Gewalt", wie er ausdrücklich hervorhebt, die von Gott angeordnete, obrigkeitliche Gewalt. Es gibt nun aber auch eine von Menschen angeordnete, und zwar oft wider Recht und Gerechtigkeit eingesetzte Gewalt. Von dieser also kann man nicht schlechthin sagen: sie ist von Gott; jedenfalls ist sie von Gott nicht angeordnet, sondern blos zugelassen. Ein Recht aber verleiht nur die von Gott angeordnete Gewalt. Denn Recht ist das, was Jedem zukömmt und gebührt. Diese Gebühr hat aber ihren letzten Grund in Gottes Weltordnung, welche die Menschen selbst und ihre Verhältnisse gesetzt hat. Es gibt darum ein göttliches Recht und ein menschliches Recht; aber Gottesrecht geht vor Menschenrecht: jenes ist die Richtschnur für dieses, dieses ist Ausführung, Entwickelung, Anwendung des göttlichen Rechtes, und insoferne heilig, als es sich nicht in Widerspruch mit dem göttlichen setzt. Mit der Menschennatur, von der nur die göttliche Offenbarung genaue und genügende Auskunft gibt, sind eine gewisse Anzahl von Rechten nothwendig gesetzt. Alle anderen Rechte werden erworben. Die Erwerbung eines jeden Rechtes ist aber allemal eine Thatsache, und zwar eine solche, deren Setzung vor dem göttlichen und bestehenden menschlichen Rechte Giltigkeit hat. Darum können Rechte, die auf rechtlich gesetzten Thatsachen beruhen, nur durch andere, gleich rechtlich gesetzte Thatsachen umgeändert oder aufgehoben werden. Das Recht zu herrschen ist aber ein Recht, wie ein anderes auch. Es setzt die Thatsache der rechtsgiltigen Erwerbung voraus. Diese selbst kann nach den

besonderen Grundgesetzen jeder Herrschaft, d. h. nach dem jedesmal und bei jedem Volke bestehenden menschlichen Rechte verschieden sein. Es ist aber allemal das erste Bedürfniß jedes Herrschers, daß ihm die zu übende Gewalt rechtmäßig eigen sei. Denn dieselbe kann auch, wie jedes Eigenthum, geraubt, veruntreut oder betrügerisch erschlichen werden.

Das Recht des Besitzes in seiner Anwendung auf die öffentliche Gewalt heißt Legitimität der Herrschaft. Zwar sind alle Herrscher, auch die unrechtmäßigen, von jeher bemüht gewesen, sich als legitime Gewalthaber darzustellen. Das war aber von Seite der unrechtmäßigen Herrscher weiter nichts als eine dem Rechte von dem Unrecht dargebrachte Huldigung. Ein unrechtmäßiger Herrscher wird also dadurch noch nicht zu einem rechtmäßigen, daß er sich als solchen proklamirt.

Die Legitimität des Gewalthabers ist der Ueberleitungskanal der giltigen Autorität, das Siegel seines höheren Auftrages und sein Beglaubigungsbrief an die Untergebenen. So lange dieses Verhältniß besteht und in den Herzen lebendig ist, sind beide in in ihrer Würde wie in ihren Pflichten gewahrt. Denn die Untergebenen gehorchen in dem Träger des Befehles und der Gewalt nur dem höheren Willen und der ewigen Weltordnung; dieser Träger selbst aber ist durch das in demselben Rechtsgedanken wachgehaltene Bewußtsein seiner mandatarischen Stellung vor jedem übermäßigen Gebrauche derselben gewarnt. Daher hieß zu allen Zeiten derjenige, der mit Unrecht an die Krone eines Landes griff, Usurpator oder Tyrann. Wie ein solcher sich an der göttlichen Ordnung versündigt und den Anspruch des Berechtigten kränkt, so entwürdigt er auch ganz besonders die Gehorchenden: denn er unterwirft sie einem Menschenwillen.

Man betrachtet, namentlich in unsern Tagen, die oberste Gewalt im Lande als Utilitätsfrage. Das ist sie zunächst nicht, sondern sie ist zu allererst eine Rechtsfrage. Und damit allerdings doch wieder eine Nützlichkeitsfrage, denn es ist das erste Bedürfniß des öffentlichen Wohls und der höchste Nutzen des Volkes, daß Recht und Gerechtigkeit im Lande sei. Diese Giltigkeit des Rechts muß aber von oben, von der höchsten Stelle anheben, denn wie wollte derjenige Recht sprechen und Gerechtigkeit handhaben, der unrecht, illegitim, als Usurpator zu Gerichte sitzt? Daher

leuchtet auf den ersten Blick ein, warum gewisse Fürsten und ihre Sachwalter heute nicht mehr viel von dem Titel: „von Gottes Gnaden" hören und verstehen *wollen*: das Erste, was in diesen drei Worten liegt, ist, daß ein Fürst, der „von Gottes Gnaden" sein will, seine Krone und Herrschaft *rechtmäßig* besitzt. Dann liegt noch in diesem Titel die ganze Wissenschaft einer richtigen Politik und außerdem eine vollständige Moral und Ascetik für die Fürsten. Und davon hören heute nicht alle mehr gern.

Trotz alledem muß es gesagt werden, und es ist — schade, daß es gewissen Fürsten kein Nathan sagt, daß nämlich das Recht eines legitimen Fürsten so heilig ist, daß Jeder *neben* und unter ihm an die göttliche Majestät greift, der an seine Krone rührt. Denn derjenige allein kann sie ihm nehmen, der sie ihm gegeben hat, da die Erde Gottes ist; vor Gott aber besteht nur das ewige, nicht das menschliche geordnete Recht, und Er kann zu einem Könige oder seinem Geschlechte sagen: „Ich habe dich verworfen, daß du nicht mehr herrschen sollst." Der Ausdruck eines solchen Wortes pflegt aber freilich eine ganze, lange, klar entwickelte Geschichte zu sein. Daher ist es nicht eines Jeden Sache, zu entscheiden, dieser und jener depossedirte Fürst sei — von Gott oder mit dem Willen Gottes abgesetzt. Der Mensch soll sich enthalten, vorschnell zu urtheilen, und seine eigenen Gedanken oder Neigungen (zumal wenn sie preußisch und modern sind) dem göttlichen Rathschlusse unterzuschieben. Denn die thatsächliche Bedrängung ist noch kein Endurtheil, und wir haben es gehört und erlebt, daß verdrängte Geschlechter wieder gekommen sind.

Eine unrechtmäßige Gewalt kann freilich dazu wirken, das göttliche Urtheil über eine Herrschaft, ein Fürstengeschlecht zu vollstrecken. Aber damit ist sie selbst nicht gerechtfertigt. Wer einen Geizhalz bestiehlt, ist und bleibt auch ein Dieb, wenn gleich der Verlust für den Geizhalz eine verhängte Strafe sein kann.

Für einen Katholiken bleibt daher das „formalisirte Recht" die Thatsache der *rechtsgiltigen* Erwerbung der obersten Gewalt die Richtschnur seiner Gesinnungen und Handlungen. Er wird, je nach Beruf und Mittel, für dasselbe einstehen. Ist aber die Usurpation vollendet, und der Usurpator im ruhigen Besitze der Gewalt, so wird er sich demselben weder widersetzen wollen noch dürfen. Er wird die Usurpation nicht wollen, nicht billigen, aber

dulden. Er wird sie als das Verhängniß eines unerforschlichen Willens annehmen. Denn es ist das Vorrecht dieses Willens, das Böse zuzulassen, damit das Gute daraus entstehe. Zu dem Usurpator aber wird es sich stellen, wie der heilige Lupus, der Bischof von Troyes, zum Hunnenkönig Attila. Als dieser sich dem Bischof als die Geißel Gottes rühmte, antwortete der Heilige: „Wir verehren Alles, was uns von unserm Gotte kommt; du aber sieh zu, daß du nicht mehr thuest, als dir aufgegeben ist!"

Das Gesagte gilt für einen Katholiken umso mehr, als den oft widerrechtlichen Ursprung einer Herrschaft die Zeit und die nachfolgenden Rechtshandlungen heilen. Denn das Princip der Verjährung ist ein Grundgesetz in der Menschheit, einzige Beruhigung des sonst endlos angreifbaren Rechtsbesitzes, und zugleich demüthige Anerkennung der über den menschlichen Ordnungen und Rechtsgedanken waltenden höheren Fügung. Das ist aber von der modern-revolutionären Theorie des fait accompli wie der gute Engel von dem bösen verschieden. Denn Unrecht kann nie Recht werden, und das vollendete Unrecht ist nur ein ärgeres, als das unvollendete. Aber die Folgen desselben knüpfen neue Rechtsverbindungen an: die rechtmäßig Ansprechenden weichen oder sterben aus; die zum Widerspruche Berechtigten mindern sich mit jedem Jahre durch concludente Handlungen freiwilliger Anerkennung; die ehemalige Rechtsbeziehung schwindet aus dem Gedächtniß der Menschen; das Glück des Besitzes kommt dem Besitzer zur Befestigung seiner Stellung zu Statten, und endlich ist der Moment eingetreten, wo Niemand ein besseres Recht aufzuweisen vermag, als eben er. Beispiel der Sultan in Konstantinopel. Dann erst ist die Thatsache von der Geschichte rechtlich vollendet. Wann nun dieser Moment eintritt, läßt sich vielleicht kaum in dem einzelnen Falle mit Gewißheit bestimmen, aber es geht damit wie mit so vielen Uebergangslinien im Menschenleben, deren Ueberschreiten man nicht gewahr wird, obschon man hinterher das sichere Bewußtsein in sich trägt, daß man sie überschritten habe. [1])

Jetzt also ergibt sich von selbst, wie die Katholiken dem modernen deutschen Kaiserreiche gegenüberstehen; alle jene, die an

[1]) Vgl. die geistvollen „Aphorismen," 2. B. (Münster, 1861).

den wahrhaft katholischen Grundsätzen festhalten, dürften dem edlen Herrn von Mallinckrodt beistimmen, wenn er die Politik, welche das moderne deutsche Reich geschaffen, im preußischen Abgeordneten-Hause, eine schon seit 1866 unglückliche nannte, im Uebrigen aber das Verhalten des Hannoveraners Dr. Windthorst als richtig anerkennen, wenn derselbe dem Fürsten Bismarck seinen am 10. Februar ihm gegenüber geäußerten Zweifel, ob er „noch den alten Trieb der Anhänglichkeit an das hannoversche Königshaus habe", dahin löste: „Der Ministerpräsident fragt mich nach meiner Anhänglichkeit an das frühere Königshaus von Hannover, ich antworte ihm unumwunden: dieselbe besteht ganz und voll fort und wird fortbestehen bis an mein Grab und Niemand, auch der gewaltige Minister Deutschlands nicht, wird mich ihr abwendig machen. Aber ich bin auch eingedenk des Satzes der heiligen Schrift: Du sollst unterthan sein der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat. An Befolgung dieser Pflicht lasse ich es nicht fehlen . . . Aber die auferlegte Unterthanpflicht ist schwerer zu tragen, als die angeborene, und die Regierung thut nicht gut, den Hannoveranern die Erfüllung jener durch ihre Maßregeln so sehr zu erschweren." Kurz, der Standpunkt der Katholiken dem modernen preußischen Reiche gegenüber ist: dulden, sich fügen, aber nicht billigen, nicht gutheißen.

Aber gerade das Letztere verlangt der gewaltige Minister, der das neue Reich geschaffen, auch von den Katholiken, daß nämlich auch sie seine Politik gutheißen und lobpreisen, und um diese Gutheißung zu erlangen, hat er wieder zu allerhand seltsamen Mitteln gegriffen. Zuerst wurde mit großem Lärm den Katholiken im neuen Reiche bekannt gegeben, wie der heilige Vater in Rom als erster Katholik auch der erste gewesen sei, der herbeigeloufen, um die Gründung des neuen deutschen Kaiserthums zu approbiren, zu sanktioniren und zu begratuliren. Als diese Kunde so ziemlich gleichgiltig von den Katholiken aufgenommen worden und Bismarck die Bildung einer katholischen Centrumsfraktion, welche, übrigens auf der vollendeten Thatsache des neuen Kaiserthums fußend, sich demselben, wenn nicht billigend, doch auch nicht feindlich gegenüberstellte und nur, soweit wie möglich, die katholischen Interessen und Rechte auch unter dem Reichsregimente retten und wahren wollte, — nicht hindern konnte, so wurde sie zuerst dem Papste

und seinem Cardinalstaatssekretär denunzirt und darnach im ganzen Reiche hingestellt, als sei sie und ihre Haltung wirklich vom Papst und dem Cardinal Antonelli desavouirt und mißbilligt. In der Antwort des Königs von Preußen auf die Vorstellung, welche die preußischen Bischöfe an ihn gerichtet, wird geradezu gesagt: „Gestützt auf die bei Errichtung des Reiches bekundeten wohlwollenden Gesinnungen des Papstes hatte der Kaiser gehofft, daß die früheren antinationalen Elemente in der katholischen Kirche sich nach Constituirung des deutschen Reiches mit der neuen Ordnung der Dinge befreunden und der friedlichen Entwickelung derselben nunmehr auch ihre Unterstützung nicht versagen würden." Hinterher hat sich aber klar und deutlich herausgestellt, daß weder der Papst die Art und Weise, wie das neue Reich entstanden, approbirt, noch der Cardinal Antonelli die Haltung der Centrumsfraktion desavouirt hat. Denn was den Brief des heiligen Vaters anbelangt, so ist derselbe weiter nichts als ein „Courtoisieschreiben" und zwar ein Antwortschreiben auf die Anzeige des Königs von Preußen, daß ihn die deutschen Fürsten zum Kaiser gewählt hätten, und lautet wörtlich also:

„Papst Pius IX. dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Kaiser, Gruß! Durch das geneigte Schreiben Eurer Majestät ist uns eine Mittheilung geworden der Art, daß sie von selbst unsere Glückwünsche hervorruft, sowohl wegen der Ew. Majestät dargebotenen höchsten Würde, als wegen der allgemeinen Einstimmigkeit, mit welcher die Fürsten und freien Städte Deutschlands sie Ew. Majestät übertragen haben. Mit großer Freude haben wir daher die Mittheilung dieses Ereignisses entgegengenommen, welches, wie wir vertrauen, unter dem Beistande Gottes für das auf das allgemeine Beste gerichtete Bestreben Ew. Majestät, nicht allein Deutschland, sondern ganz Europa zum Heil gereichen wird. Ganz besonderen Dank aber sagen wir Ew. Majestät für den Ausdruck Ihrer Freundschaft für uns, da wir hoffen dürfen, daß derselbe nicht wenig beitragen wird zum Schutz der Freiheit und der Rechte der katholischen Religion. Dagegen bitten wir Ew. Majestät, überzeugt zu sein, daß wir nichts unterlassen werden, wodurch wir bei gegebener Gelegenheit Ew. Majestät nützlich sein können. Inzwischen bitten wir den Geber aller Güter, daß er Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät jedes wahre Glück reichlich ver-

leihe und Sie mit uns durch das Band vollkommener Liebe verbinde. Gegeben zu Rom bei St. Peter (im Vatican) am 6. März 1871, im 25. Jahre unseres Pontificats."

Seit wann ist denn aber ein Glückwunsch zu der von den deutschen Fürsten und freien Städten dem König von Preußen angebotenen „höchsten Würde" in Deutschland und das ausgesprochene Vertrauen, daß dieses Ereigniß nicht allein Deutschland, sondern auch Europa zum Heile gereichen und vorab zum Schutze der Freiheit und Rechte der katholischen Religion nicht wenig beitragen werde, gleichbedeutend mit der Anerkennung der Annexions-Politik, welche man in Berlin seit 1866 befolgt und die Herr von Mallinckrodt öffentlich eine „verkehrte und unglücklich gewählte" nannte? Beim Lichte besehen nimmt Pius IX. das deutsche Reich, wie es eben ist, und hofft davon für Deutschland, Europa und die katholische Kirche das Beste, fürchtet aber, namentlich jetzt, wo bereits Proben vorliegen, vielleicht das Schlimmste. Gerade so machen es aber die Katholiken in Deutschland auch. Es ist also nicht wahr, was man von Berlin aus den Katholiken so bitter vorgeworfen, daß sie bezüglich der Gründung des deutschen Reiches mit der Auffassung und Gesinnung des Papstes in Widerspruch stehen.

Ebenso steht es mit dem Tadel, den Antonelli den katholischen Reichstagsabgeordneten wegen ihrer Haltung ertheilt haben sollte. Zwar versicherte das steif und fest der Fürst Bismarck in einem Briefe an den Grafen Frankenberg, dem seine Wähler für sein Verhalten ein Mißtrauensvotum zum Präsent gemacht, und schrieb wörtlich:

„Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf die von Ihnen unter dem 12. d. M. an mich gerichtete gefällige Zuschrift ergebenst zu erwiedern, daß die von Ihnen ausgeführte Thatsache einer Unterredung des Grafen Taufkirchen mit dem Cardinal-Staatssekretär und einer von letzterem dabei ausgesprochenen Mißbilligung des Vorgehens der sogenannten Fraction des Centrums begründet ist. Diese Mißbilligung ist mir nicht unerwartet gewesen, da die Kundgebungen, welche Sr. Majestät dem Kaiser nach Herstellung des Deutschen Reiches von Sr. Heiligkeit dem Papste zugegangen waren, jederzeit den unzweideutigsten Ausdruck der Genugthuung und des Vertrauens enthalten hatten. Ich hatte deßhalb

gehofft, daß die Fraction, welche sich im Reichstage unter dem Namen des Centrums bildete, in gleichem Sinne zunächst die Befestigung der neuen Institution und die Pflege des inneren Friedens, auf dem sie beruht, sich zur Aufgabe stellen werde. Diese Voraussetzung traf nicht zu; der parlamentarische Einfluß der Fraction des Centrums fiel, welches auch die Ansichten der Führer der letzteren sein mögen, thatsächlich in derselben Richtung ins Gewicht, wie die parlamentarische Thätigkeit der Elemente, welche die von Sr. Heiligkeit dem Papste mit Sympathie begrüßte Herstellung des Deutschen Reiches prinzipiell anfechten und negiren. Ich habe von dieser Wahrnehmung die Gesandtschaft des Deutschen Reiches in Rom unterrichtet, damit sie Gelegenheit habe, sich zu überzeugen, ob die Haltung dieser Partei, welche sich selbst als den speziellen Vertheidiger des römischen Stuhles bezeichnet, den Intentionen Sr. Heiligkeit des Papstes entspreche. Und der Cardinal-Staatssecretär hat dem Grafen Tauffkirchen darüber keinen Zweifel gelassen, daß die Haltung der Partei an der höchsten geistlichen Stelle der katholischen Kirche nicht gebilligt werde. Den Wortlaut der Aeußerungen Sr. Eminenz bin ich nicht berechtigt, ohne spezielle Erlaubniß des Herrn Cardinals wiederzugeben. Ich darf aber hinzufügen, daß Aeußerungen von Vertretern anderer Mächte in Rom mir die Bestätigung geben, daß der Cardinal Antonelli in seiner gegen den Grafen Tauffkirchen ausgesprochenen Mißbilligung der Haltung der Centrumspartei auch den persönlichen Gesinnungen Sr. Heiligkeit Ausdruck gegeben habe."

Gez. Bismarck.

Der deutsche Reichskanzler hat es gesagt, und viele Leute sind gewohnt, Alles zu glauben, was dieser sagt; aber was er da dem Cardinal Antonelli und nebenbei dem hl. Vater selbst in die Schuhe zu schieben versucht, ist vollständig unwahr; denn der genannte Cardinal schreibt in einem Briefe vom 5. Juni 1871 an den Bischof von Mainz also:

„Aus Ihrem Schreiben vom 28. Mai d. J. habe ich ersehen, daß durch die Gegner der Kirche in deutschen Zeitungen verbreitet wurde, es sei die Handlungsweise der katholischen Fraktion im Deutschen Reichstage von mir getadelt worden.. Daß dies geschehen, hat mich nicht wenig betrübt. Damit Sie aber deutlich und klar erkennen, wie die Sache sich zugetragen hat, will ich Ihnen mit-

theilen, daß ich auf Grund von Zeitungsnachrichten, welche im Allgemeinen berichteten, es sei von einigen Katholiken im Reichstage der Antrag eingebracht worden, sich der Angelegenheiten des Apostolischen Stuhles anzunehmen, in einer Unterredung mit dem baierischen Gesandten und zeitweiligen Geschäftsträger des deutschen Reiches geäußert habe, ich erachte die Absicht, den Reichstag zu einer Meinungsäußerung über eine zum Schutze der weltlichen Herrschaft der Kirche zu beschließende Intervention zu veranlassen, nur für verfrüht. Es hätten dieselben nämlich dieser Absicht Folge gegeben bei Berathung der auf die kaiserliche Thronrede zu gebenden Antwort. Hieraus läßt sich ermessen, daß ich in jener Unterredung durchaus nicht das Bestreben der katholischen Abgeordneten getadelt habe, das Wohl der Kirche zu fördern und die Rechte des Heiligen Stuhles zu schützen, indem es durchaus nicht zweifelhaft sein kann, daß dieselben mitten unter den Versuchen welche man gemacht hat, sie einzuschüchtern, jede geeignete Gelegenheit ergreifen würden, ihrer Gewissenspflicht zu genügen, wozu die Wahrung und Vertheidigung der Religion und der Rechte ihres Oberhauptes gehört."

Gez. Antonelli.

Es bleiben also nur noch die „früheren antinationalen Elemente in der katholischen Kirche, die sich nach der Constituirung des deutschen Reiches mit der neuen Ordnung der Dinge nicht befreunden." Soviel ich in Erfahrung gebracht, haben sie bis jetzt „die Erwartung", die der neue Kaiser in seiner Antwort an die preußischen Bischöfe ausgesprochen, noch nicht „verwirklicht", sondern sind bis zur Stunde noch was sie von Anfang an gewesen, „die früheren antinationalen Elemente in der katholischen Kirche Deutschlands, die sich nach Constituirung des deutschen Reiches mit der neuen Ordnung der Dinge nicht befreunden." Das aber weiß ich bestimmt, daß die „Antinationalität" dieser Elemente nicht das ist, was man ihnen von Berlin aus so gewissenlos aufbürden will: eine „staatsfeindliche Conspiration" gegen das moderne deutsche Reich, um dasselbe der Rache der Franzosen oder dem Patriotismus der Polen oder Gott weiß, welchem Reichsfeinde auszuliefern; die ganze Antinationalität dieser Elemente ist weiter nichts, als daß sie, die „antinationalen Elemente", nicht alle die „großen Staatsaktionen", die

Fürst Bismarck seit 1866 bereits vollbracht und täglich vollbringt, gutheißen und billigen. Dr. Windthorst hat dies klar und deutlich dem Fürsten Bismarck gegenüber anfangs Februar erklärt und wörtlich gesagt: „Der Herr Ministerpräsident hat geäußert, daß, nachdem er aus dem Felde zurückgekommen und die Bildung der Fraktion, der ich angehöre, erfahren, er dies als eine Mobilmachung zur Bekämpfung des Staates angesehen habe. Ich weiß nicht, was der Herr Ministerpräsident als Bekämpfung des Staates ansieht. Wenn er annimmt, daß jede Bekämpfung seiner Maßregeln und seiner Politik ein Kampf gegen den Staat ist, dann hat er vielleicht in dem einen oder andern Punkte Recht; aber ich bin so frei, anzunehmen, daß es noch nicht richtig ist, daß der Herr Ministerpräsident der Staat sei. Ich kann daher ein eifriger Anhänger des Staates und des Vaterlandes sein, und doch mich in meinem innersten Gewissen genöthigt finden, viele Maßregeln zu bekämpfen und zwar energisch zu bekämpfen, welche der Herr Ministerpräsident einzuleiten für gut findet . . . . . Dann frage ich den Herrn Ministerpräsidenten, wo die Fraktion des Centrums irgendwie agressiv gewesen. Sie hat im Reichstage mehr als einmal im entscheidenden Moment für die Regierung gestimmt. Wenn aber die Regierung in so raschem Tempo von rechts nach links rückt, wie das jetzt der Fall ist; wenn das Vorrücken nach links in so raschem Tempo geschieht, dann ist es eben nicht Jedermann zu Theil geworden, so rasch mitzurutschen und auf der Stelle nun auch so rasch nach links zu gehen, während er bisher in seinem Leben rechts zu gehen gewohnt war. Es gibt Naturen, die ungeheuer rasch mit dem Ministerium in jeder Richtung sich bewegen und diese werden heutzutage auch ganz besonders befördert; aber diese Natur haben meine Freunde und ich am wenigsten." Von diesem Verhalten kann man nun allerdings sagen, es sei in vieler Beziehung „nicht ein Befreunden mit der neuen Ordnung der Dinge"; dasselbe aber „antinational, staatsgefährlich, reichsfeindlich" zu nennen, heißt nicht blos — figürlich, sondern geradezu falsch, lügenhaft und verleumderisch reden.

Was also der deutsche Reichskanzler von den Katholiken im neuen Reiche schon seit Langem gefordert, hat er bis zur Stunde nach nicht erlangt, nämlich die Gutheißung oder gar Bewunderung seiner Politik, und darum ist er bös, sehr bös auf sämmtliche „Ultramontane" zu sprechen. Das kann und darf die

Katholiken aber nicht im Geringsten beirren; ich bin hierin vielmehr ganz der Meinung des Herrn Dr. Jörg, der im November vorigen Jahres schrieb: „Wenn aber Fürst Bismarck die kirchentreuen Katholiken Deutschlands deßhalb verfolgen läßt, weil er es von vornherein für unmöglich hält an ihnen die sklavischen Anhänger seiner vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Politik zu besitzen, die er überall zu besitzen wünscht — dann ist dies ein höchst ehrenhaftes Zeugniß für unsere Sache." Wir bleiben also dabei: wir stellen unsere katholischen Principien von Recht und Gerechtigkeit, und unser Gewissen höher als den Fürsten Bismarck und die Erfolge seiner Politik, mag er gegen uns Katholiken im Schilde führen was er will; [1]) wir bekennen uns zu den Worten,

[1]) Es ist heil. Charsamstagnacht, der 30. März, wo ich das schreibe. Eben geht viel Gerede durch die Blätter von einem neuen Bündniß zwischen Preußen und Italien, da und dort glaubt man nicht daran, oder man frägt, gegen wen? — Trügen aber nicht alle Anzeichen, so besteht das Bündniß und ist zunächst gegen die katholische Kirche gerichtet; es ist vielleicht das schlimmste Bündniß, das seit Jahrhunderten von Mächten gegen die Kirche geschlossen ist und hat den Zweck, nach dem Tode des gegenwärtigen Papstes, — die Wahl eines neuen Papstes, wenn möglich, zu verhindern und so die Nationalkirchen, wie man sie in Berlin und Italien gern hätte, mit besserem Erfolg als den Döllingerschwindel, anzubahnen: Percutiam pastorem et dis-ipabitur grex. Ohnehin hat Bismarck eine deutsche Nationalkirche, oder besser den russischen Cäsareopapismus auf der Karte seiner noch auszuführenden Pläne; und er ist der Mann nicht, der sich vor Hindernissen so leicht abschrecken läßt. Dann ist er ja auch, wie sein kaiserlicher Herr und Kronprinz des deutschen Reiches, schon längst unter die Freimaurer gegangen, und haben diese bisher in seinem Dienste gearbeitet, so ist es weiter nichts als seine verfluchte Schuldigkeit, daß er nunmehr im Dienste der Freimaurer arbeitet, namentlich da, wo ihre Ziele so schön Hand in Hand gehen; erster und letzter Plan der Freimaurer ist aber seit ihrem Bestehen — der Sturz und die Vernichtung des Papstthums. Unlängst war in einer Zeitung zu lesen, daß der Kronprinz des deutschen Reiches in einer Freimaurerloge erklärt hat, er werde sich stets angelegen sein lassen, die Zwecke dieses Bundes zu fördern, und wie man hört, hat gerade er die Gründung einer deutschen Nationalkirche auf seinem künftigen Regierungsprogramm stehen, und zwar unter der Rubrike: Friedenswerke. Hoffen wir daher von den jetzigen Geheimhändeln zwischen Preußen und Italien für die katholische Kirche das Beste und fürchten wir das Schlimmste. Denn die „Germania" berichtet wirklich am 31. März, daß nach der italienischen „Perseveranza" ein gewisser Herr Schramm, preußischer Generalconsul in Mailand, bei einem Festessen in einem Toaste folgende Worte sich erlaubt habe: „Der Fall der weltlichen Macht führt binnem Kurzem das Papstthum zum Fall seiner geistlichen Macht." Fürchten wir das Schlimmste, sage ich, oder fürchten wir lieber gar Nichts für den künftigen Papst; denn ihn wird uns sicherlich unser Herrgott besorgen, wenn es auch Bismarck zu hintertreiben suchen sollte. Möge übrigens diese Vermuthung unbegründet sein!

Seither wurde meine Vermuthung in der letzten Charsamstagsnacht von Berlin aus bestätigt. 1. September.

die Herr Dr. Rittler beim Stiftungsfest des katholischen Volksvereins zu München im ersten Viertel dieses Jahres gesprochen: „Nur auf unsern katholischen Glauben, den Prüfstein unseres Patriotismus, wie unseres ganzen politischen Handelns, gestützt, werden wir unsere Vaterlandsliebe bethätigen, „dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber auch Gott, was Gottes ist." Unsern Glauben, unser Gewissen und unsere Ehre werden wir uns niemals rauben lassen, und kein Mächtiger der Erde wird uns vermögen, ihm unter der Bedingung Gehorsam zu leisten, daß wir dem Herrn des Himmels und der Erde den Gehorsam künden."

Vor etwa dreißig Jahren hat der Graf Montalembert in der französischen Pairskammer gesagt: „Die Ohnmacht der bisher angewendete Mittel ist so fühlbar, daß man Sie, meine Herren, drängt, neue Gesetze zu machen, unversöhnliche Gesetze, um unsere Frechheit zu zügeln. Nun, machen Sie selbe, wir fürchten sie nicht! Sie bringen nichts mehr fertig, was für uns noch neu wäre. Allen Tyranneien der Welt haben wir schon gegenübergestanden und alle — haben wir überlebt. Denn wir datiren nicht von gestern her, sondern sind ein altes Geschlecht, dessen Geschichte eine wohlbekannte ist. Aufgeschlagen liegt sie uns, um uns zu ermuthigen und unsere Verfolger zu belehren. . . . Machen Sie also Gesetze, soviel Ihnen gut dünket, vielleicht werden sie in Anwendung gebracht werden, aber ohnmächtig werden sie auf jeden Fall bleiben. Das Landrecht vermag nichts über die Gewissen und Sie sind so gehaltlos, daß Sie schwerlich in einem Kampfe siegen werden, der Mirabeau, Robespierre und Napoleon keine Lorbeeren gebracht hat. . . . Halten Sie fest daran, meine Herren, daß der Katholicismus weder das Toben der Emeute, noch die Daumschrauben des Gesetzes fürchtet. In dem Kampfe, der jetzt beginnt und — seien Sie fest davon überzeugt — mit dem Votiren dieses oder jenes Gesetzvorschlages nicht zu Ende geht, handelt es sich nicht um eine Parteifrage, sondern um eine Gewissensfrage, und mit dem Gewissen wird man nicht so leicht fertig wie mit den Parteien. Freilich hat man Ihnen in's Ohr geraunt, Sie sollten unversöhnlich und unbeugsam sein. Allein wissen Sie, was das allerunbeugsamste Ding auf der Welt ist? Nicht die Härte ungerechter Gesetze, nicht der Muth der Politiker, nicht die Tugend der

Publicisten, sondern das Gewissen überzeugungstreuer Christen. Bedenken Sie wohl, meine Herren, daß sich unter Ihnen eine ganz neue Generation von Männern erhoben hat, die Sie noch gar nicht kennen. Nennen Sie dieselben Neukatholiken, Ultramontane meinetwegen, das ist Alles einerlei, die Sache lebt und ist da. Diese neue Generation hat zur Devise, was im vorigen Jahrhundert die edlen Polen in ihrem Manifeste an Katharina II. sagten: „Wir lieben die Freiheit über Alles, und die katholische Religion noch mehr als die Freiheit." Wir — diese neue Generation — sind weder Verschwörer noch Kriecher, wir mischen uns nicht unter die Emeuten und scherwenzeln nicht in den Vorzimmern; wir sind allen euren Coalitionen und Recriminationen, euren Kämpfen und Portefeuilles, überhaupt allem Parteiwesen vollkommen fremd ... wir hegen Ehrfurcht und Werthschätzung gegen die bestehenden Gewalten, wie es dem Christen geziemt, allein wir haben auch gelernt, wie man ihnen widersteht, wenn sie pflichtvergessen handeln, und wie man sie überlebt. Geboren und erzogen im Schooße der Freiheit, umgeben von freiheitlichen Institutionen, haben wir darin unsere Seelen gestählt für immer. Allein, herrscht man uns zu, die Freiheit ist nichts für Sie, sie ist gegen Sie, denn nicht Sie haben sie gemacht. — Allerdings ist die Freiheit nicht unser Werk; allein sie ist unser Eigenthum, und wer wagt es, sie uns zu rauben? Denen, die eine solche Sprache führen, antworten wir: „Haben denn Sie die Sonne gemacht? und doch erfreuen Sie sich ihres Lichtes! .... So ist auch die Freiheit unsere Sonne und keinem Menschen ist es gestattet, sie auszulöschen. So ist die Verfassung der Boden, von wo aus wir sie angreifen, wenn es Noth thut, und keinem Menschen ist es gestattet, diese reichliche Grundlage uns unter den Füßen hinwegzuziehen. Wir segnen die Institutionen, unter denen es uns vergönnt worden ist, zu leben, wir bringen sie in Anwendung und führen sie in's Leben ein und dieses soll auch die Antwort auf die unwürdige und verleumderische Anklage sein, welche der Herr Minister. ... zweimal in der andern Kammer gegen uns ausgesprochen hat, als er sagte: politischer Parteigeist habe im Augenblicke die Maske der Religion angelegt ... Der Herr ist zu Gerichte gegangen, die Verfolger der Kirche sind gefallen! Glauben Sie wohl nun, meine Herren, daß die Gerichte Gottes spurlos an uns

vorübergehen sollen? In unserm Vaterlande sollen wir, wir Katholiken allein, uns zu Gimpeln und Schwächlingen herabwürdigen lassen? Wir sollten so aus der Art unserer Väter geschlagen, solche Bastarde geworden sein, daß wir unsere Vernunft in die Hände des Nationalismus, unser Gewissen dem Cultusminister, unsere Würde und unsere Freiheit jenen Schreiern überliefern müßten, deren Haß gegen die Freiheit der Kirche nur von ihrer klassischen Ignoranz der Dogmen derselben erreicht wird? Wähnt man, weil der Glaube noch in unsern Herzen wohnt, Ehre und Muth seien in derselben erstorben? Nein, meine Herren, Sie sind im Irrthume. Seien Sie meinetwegen „unversöhnlich", wie man Ihnen zugeflüstert hat, thun Sie Alles, was Sie wollen und können: die Kirche antwortet Ihnen durch Tertullian's und des sanftmüthigen Fenelon's Mund: „Sie brauchen uns nicht zu fürchten, aber wir fürchten uns auch nicht vor Ihnen." Mitten unter einem freien Volke wollen wir keine Heloten sein, wir sind die Abkömmlinge der Martyrer und zittern nicht vor den Nachkömmlingen Julians des Apostaten, wir, die Sprößlinge glaubensstarker Ahnen, wollen nicht zurückbeben vor dem Samen Voltaire's."

Was nun aber in dieser Rede Montalembert einst der französischen Regierung vorgeworfen, dessen macht sich eben jetzt das neue deutsche Reich gegen die Katholiken schuldig, indem es dieselben in all ihren Angelegenheiten — in Ausnahmezustand versetzt. Darum stehen wir denn auch keinen Augenblick an, dem deutschen Reichskanzler unsrerseits dasselbe zu erklären, was Montalembert der französischen Regierung erklärte: „Sie brauchen uns nicht zu fürchten, aber wir fürchten uns auch nicht vor Ihnen!"

Ein geistreicher Mann hat sich folgendes Bild von der Zeit ausgemalt: Man denke sich einmal sämmtliche Stände, Beschäftigungen, Parteien, Richtungen, Interessen in der Gesellschaft durch eben soviele Personen ausgedrückt, die in einem großen Kreise herumstehen, dergestalt, daß Jeder seinem Nachmanne den Rücken zuwendet. Jeder führt aber überdies einen großen, langen Ochsenziemer in der Hand, mit welchem er ganz unbarmherzig auf den Rücken seines Vordermannes losgerbt. Dieselben Schläge aber, die er nach vorne austheilt, bekommt er von hinten auf seinen eigenen Rücken wieder vollgewichtig heimgezählt. Wenn ihn nun das

ärgert, und er seinen Zorn darüber in ungrimmigeren Schlägen auf den ihm zugewandten Rücken ausläßt, so theilt sich dieser Zorn dem ganzen Kreise mit und er empfängt wieder von hinten, in entsprechender Einnahme, was er nach vorne ausgegeben. Zuweilen wendet sich auch die ganze Gesellschaft um; dann werden die Schläge, wie die Planeten, rückläufig. Für jeden Mann kommt das auf Eines hinaus. Ein anderer geistreicher Mann, der das Bild berichtet, fügt hinzu: „Dieses Bild stellt ein großes Stück Zeitgeschichte dar." Nirgendwie finde ich es aber jetzt so wahr und so begründet, als in dem modernen deutschen Kaiserreiche. Mit Ausnahme der „Ultramontanen" sind in dieser Region fast alle Stände, Parteien, Richtungen, Interessenten so in Reih und Glied aufgestellt, daß immer der Eine den Andern treibt und stößt und schlägt, um wieder von diesem mittelbar und unmittelbar getrieben, gestoßen und geschlagen zu werden; — und was ist es, um dessentwillen sie sich solches einander anthun und wieder von einander gefallen lassen, ohne einmal zu der Ueberzeugung zu gelangen, sich hierin genug gethan zu haben? es ist — das moderne deutsche Kaiserreich und Jener, der seine Freude an diesem tragikomischen Spiele der modernen Germanen hat, Fürst Bismarck. Ja, die Sache kann ich vielleicht durch ein anderes, selbst erlebtes Bild noch anschaulicher machen. Im Herbste vorigen Jahres begleitete mich ein berühmter Maler zu München in die Kunstausstellung und kamen wir beide an einem Garten vorbei, der von Latten umzäunt war. An einer dieser Latten stand nun ein junger, landeshauptstädtischer Proletarier, mit dem einen Ende eines Strickes an die Latte, mit dem andern an seinen Hals angebunden, eine Peitsche in der Hand und in vollem Eifer eines Fuhrmann's, der irgend ein Zuchtthier treibt. Dieser moderne Germane repräsentirte also in seiner Einen werthen Person höchst vielgestaltige Rollen: zuerst spielte er den treibenden Fuhrmann, dann (um mit Börne etwas derb zu reden) das getriebene „Vieh", und zwar ein Vieh, das beim besten Willen nicht weiter kommt, und das doch wiederum aus selbstbewußter Schuld des Fuhrmanns nicht weiter kommt. Nun will ich gerade nicht behaupten, daß das Volk im neuen deutschen Reiche nicht weiter kommt; im Gegentheil, es rutscht seit 1866 auf schiefer Ebene, weil ohne den moralischen Halt, den ihm

früherhin Religion, Recht und Gerechtigkeit noch gewährt, entsetzlich schnell abwärts — seinem Ruine zu; aber es ist Treiber und zugleich Zugvieh, das von sich selber und zwar mit vollem Bewußtsein dahin getrieben wird, wo es selber wieder nicht hin will. Was der alte Görres einmal gesagt, die Deutschen seien im Anfange dieses Jahrhunderts nach Frankreich hinein, und hätten den Franzosen Befreiung gebracht, zum Lohne dafür aber die französische Knechtung und Sklaverei sich mit heimgenommen, das ist im letzten Kriege wieder wahr geworden, wie im Grunde dasselbe der Bischof von Mainz ausspricht, wenn er sagt: „Wir sind äußerlich Sieger und innerlich die Besiegten. Die französischen Waffen haben unterlegen — und die französisch-revolutionären Grundsätze unterjochen uns. Wer sich nicht knechtlich allen Consequenzen dieses Reichsliberalismus unterwerfen will, wer noch ein christliches Deutschland mit christlichen Institutionen fordert, wird als Reichsfeind und Ultramontaner verfehmt.“ [1]) Das Wesen dieser Knechtschaft aber, in die sich das deutsche Volk seit 1866 unabläßig hineingeritten, besteht darin, daß das moderne deutsche Kaiserreich nichts Höheres mehr kennt und gekannt wissen will als sich selbst und, da der Geist, der dieses Reich begründet, es zusammenhält, durchdringt, lenkt und regiert, im Grunde doch nur der Geist des Fürsten Bismarck ist, dessen Größe, wie fast alle moderne Größen, beim Lichte besehen, auch weiter nichts ist, als eine etwas ungewöhnliche Virtuosität im Intriguiren, freilich dieses Geschäft en gros betrieben, — diesen bismarkischen Spiritus promotor. So ist also dieser deutsche Reichskult, wie er gegenwärtig in Deutschland als eine Art Religion betrieben wird und sich zunächst um den Reichskanzler als ersten und Hauptgegenstand der Verehrung dreht, das Höchste, zu dem die ganze deutsche Nation auf allen Gebieten des geistigen Kulturlebens, in Wissenschaft und Kunst und Geschichte sich emporschwingt und emporschwingen darf. Bismarck übt in seiner Schöpfung geradezu eine, übrigens jetzt ziemlich thörichte Vorsehung aus und hat denn auch auf allen Gebieten die Fäden der Leitung in die Hand genommen; über Krieg und Frieden hat er bisher immer entschieden; jetzt hat er auch die Fürsorge für die Religion sich

[1]) Die Centrumsfraktion auf dem ersten deutschen Reichstage.

angelegen sein lassen, damit einerseits im deutschen Reiche Keiner bei der Vertheilung der Religion zu kurz komme, dafür es aber an der Andacht und Devotion in der Richtung nach Berlin und Varzin hin auch nicht fehlen lasse. Vielleicht kommt es noch soweit, daß im deutschen Reiche Keiner für würdig gilt, dieses Reiches Angehöriger zu sein, der nicht, wie die Türken in der Richtung nach Mekka, so täglich in der Richtung nach Berlin oder wo der Reichskanzler gerade weilt, ein dreimaliges Gebet verrichtet. Denn „das Reich, sagt Dr. Jörg im März dieses Jahres, hat verfassungsmäßig keinen Cultusminister; aber Fürst Bismarck ist faktisch preußischer Cultusminister geworden und in dieser Eigenschaft sind thatsächlich alle andern Stellungen, die er einnimmt, aufgegangen. Und was von Preußen gilt, gilt natürlich vom ganzen Reiche." Es ist somit jetzt der Reichskanzler vor Allem und zunächst deutscher Reichs-Cultusminister.

Das Alles ist aber, offen und ehrlich herausgesagt, nicht nach dem Geschmacke der Katholiken, und dieser dürfte diesmal doch der richtige sein: mögen sich Andere verpflichtet halten, dem Reichskanzler zu Gefallen zu leben; die Katholiken kennen noch etwas Höheres als das moderne deutsche Reich, als Bismarck's Politik; das ist ihre katholische Kirche, und das Reich Gottes in ihnen und über ihnen. Sie haben also nicht Lust, sich mit ihren Interessen in den großen Reigen hineinzustellen, den jetzt die Deutschen aufführen, um sich einander in der oben angegebenen Richtung zu treiben, zu stoßen und zu schlagen.

Fürst Bismarck u. der „antinationale“ kath. Klerus.

Worte können verderben, sagt ein scharfer Beobachter unserer Zeit, wie etwas anderes auch. Ein Wort ist verdorben, wenn entweder Jedermann etwas Falsches, oder Niemand etwas Bestimmtes dabei denkt. Das kann den besten Wörtern begegnen. Natürlich ist es der Mißbrauch, der ihnen das anthut. In Frankreich war dies lange Zeit mit dem Worte Philosophie der Fall, in Deutschland selbst mit dem Worte Vernunft. Das Wort Aufklärung war unter gescheidten Leuten völlig mißtönig geworden; Kotzebue hatte das Wort edel so versudelt, daß es kein ehrlicher Mensch mehr brauchen konnte. Zu diesen geschändeten Wörtern gehören nun ganz besonders die Tagesparolen: Licht, Freiheit, Fortschritt und namentlich auch das Wort Nationalität; sie befinden sich in krankhaftem Zustande, und ein Schriftsteller, der genau denkt und richtig verstanden sein will, wird sich derselben enthalten oder wenigstens durch eine erklärende Beifügung ihre alte, echte Bedeutung neu herstellen müssen, wie etwa ein gewandter Koch abgestandene Ingredienzen durch geschickte Zuthaten unschädlich und genießbar macht.

Man kann nun nicht gerade sagen, daß bei dem Worte Nationalität oder kurzweg national Niemand etwas Bestimmtes denkt; aber soviel ist gewiß, daß jetzt wenn nicht Jedermann, doch eine ungeheuer große Menge in Deutschland dabei etwas Falsches denkt, und daß zu dieser Menge auch der Reichskanzler Bismarck gehört, der aber wahrscheinlich absichtlich bei dem

Worte national etwas Falsches denkt. Darum gehört dieses Wort entschieden auch zu den „verdorbenen Wörtern", die der Mißbrauch unserer Zeit in krankhaften Zustand versetzt hat. Dieses Wort ist jetzt aber, namentlich durch die Schuld Bismarcks, so verdorben und versudelt, daß es in diesem Zustande in der sogenannten öffentlichen Meinung vor Allem den Katholiken und unter diesen wieder zunächst dem katholischen Klerus schädlich wirkt. Fürst Bismarck hat am 10. Februar im preußischen Abgeordneten-Hause folgender Worte sich bedient: „Ich habe gesagt, daß die katholische Geistlichkeit, und nicht nur polnischen Ursprungs, sich mit den nationalpolitischen Bestrebungen des polnischen Adels verbinde. Es ist dies um so befremdlicher und unerwünschter für die Regierung, weil wir uns der merkwürdigen Beobachtung nicht verschließen können, daß die Geistlichkeit in allen Ländern eine nationale ist und nur in Deutschland eine Ausnahme davon macht. Die polnische Geistlichkeit schließt sich den polnischen Bestrebungen an, die italienische der nationalen Bewegung in Italien. Ja, selbst in der unmittelbaren Umgebung von Rom sehen wir nicht, daß der italienischen Regierung von Seiten der italienischen Geistlichen Schwierigkeiten bereitet werden, im Gegentheil, man hat von Anfang an gesehen, daß in gewissen Fragen ein Theil der Geistlichkeit bis hoch hinauf den nationalen Bestrebungen des Landes günstig war. Wir haben ferner gesehen, daß in Frankreich der Franzose stets höher steht in der Schätzung der Geistlichkeit als der Geistliche. Ein eklatantes Beispiel dafür bildete während der Friedensverhandlungen, daß, als Seine Heiligkeit der Papst den Bischöfen ausdrücklich durch ein beauftragtes Organ die Weisung zugehen ließ, für den Frieden thätig zu sein, er, so monarchisch auch die Kirche organisirt ist, damit kein Gehör fand; bei den französischen Geistlichen ging eben die französische Politik weiter. Aehnlich ist es in Spanien. Nur ganz allein in Deutschland tritt uns die eigenthümliche Erscheinung entgegen, daß die katholische Geistlichkeit einen entschieden internationalen Charakter trägt. Die katholische Geistlichkeit in Deutschland hat auch in der neueren Entwicklung deutlich gezeigt, daß sie darin nicht auf der Basis des Klerus anderer Nationen steht, sondern daß ihr öfters die römische Kirche näher am Herzen liegt, als die Entwicklung des deutschen Reiches ohne daß ich damit sagen will, daß diese Ent-

wicklung ihr völlig fern liegt." Und als am 13. Februar Herr A. Reichensperger auffallender Weise sich veranlaßt fand, die katholische Geistlichkeit gegen den Vorwurf, daß sie international sei, (einen Vorwurf, den meines Erachtens der edle und ritterliche Vertheidiger der katholischen Rechte mit gutem Gewissen diesmal hätte auf den Geistlichen sitzen lassen können), in Schutz zu nehmen und ihn zurückzuweisen, da erwiederte der Reichskanzler: „Der Herr Vorredner hat meinen neulichen Aeußerungen in Bezug auf die nationale Stellung der Geistlichen anderer Nationalitäten eine andere Färbung gegeben, indem er sie so dargestellt hat, als wenn ich sämmtliche katholische Geistliche beschuldigt hätte, daß ihnen jeder Patriotismus fehle. Ich habe aber nur gesagt, daß solche Symptome, solche einzelne Erscheinungen bei andern Nationen gar nicht vorkommen. Ich sprach von der deutschen Geistlichkeit im Allgemeinen, nicht von der preußischen allein und es sind mir nun in dieser Richtung aus Baiern Mittheilungen gemacht worden, welche meine Behauptung durchweg bestätigen, indem bairische klerikale Blätter offen die Franzosen als einzige Retter bezeichnen. Ich sprach von Ausnahme bei uns und bin sehr entfernt davon, einen so großen zahlreichen Stand in dieser Allgemeinheit verurtheilen zu wollen; aber diejenigen deutschen Geistlichen, die nationaler denken, kommen eben wenig zum Wort, sie sind eingeschüchtert, sie sind vielleicht die zahlreicheren, aber nicht die mächtigeren, es wird ihnen nicht erlaubt, frei zu reden, da könnte Bann und Exkommunikation hinterherkommen. Der Herr Vorredner hat uns mit klaren Worten Undankbarkeit für die Unterstützung vorgeworfen, welche die katholische Geistlichkeit uns damals geleistet, nun, meine Herren, ich meine doch, Sie können wohl nicht verlangen, daß die Regierung in ihrer überschwänglichen Dankbarkeit so weit gehen soll, daß sie das Verhalten der katholischen Geistlichen seit dem Jahr 1866 und namentlich seit der Errichtung einer protestantisch-deutschen Kaiser-Dynastie der Regierung gegenüber — billigt." — Ich sage nun nicht, daß dies in allweg irrig ist, was hier der Reichskanzler dem katholischen Klerus zum Vorwurf macht; das Irrige liegt aber darin, daß der Fürst das, was er den katholischen Geistlichen nachsagt, ihnen überhaupt, und zwar als antinational, zum Vorwurf macht. Darum dürfte es hier am Ort und jetzt an der Zeit sein, zu sagen, was es mit

dem nationalen Standpunkt des katholischen Klerus für ein Bewandtniß habe, oder wie sich die katholische Geistlichkeit der Nationalitätenfrage gegenüber (— nicht, faktisch verhalte, sondern) nach der Lehre der katholischen Kirche verhalten müsse.

Ein altes römisches Sprichwort lautet: „Suos quisque patitur manes," oder: Jeder hat seinen Teufel, was nach der allverständlichen christlichen Wahrheit soviel heißt als, in jedem Menschen steckt ein Stück vom alten Adam, nämlich die Erbsünde. Das bekannte auch der Fürst Bismarck im preußischen Abgeordnetenhause gelegentlich seines Streites mit der katholischen Fraktion Mitte Februar von sich, daß er so wenig als Andere des alten Adams sich völlig entledigen könne, in Folge dessen ihm dann, namentlich in der Politik, gefalle, was seinen Gegnern mißfalle, und wieder umgekehrt ihm mißfalle, was diesen gefalle. Dieser alte Adam aber, inhaftirt in einem Protestanten, wie es der Fürst Bismarck ist und, wie dieser, geneigt, wenn es gilt, sich mit so großem Eklat auf seinen „evangelischen Standpunkt" zu berufen, daß er ohne Skrupel das moderne deutsche Reich, welches er doch auch mit dem Blute vieler Tausenden von katholischen Soldaten zuwege gebracht, als „evangelisches mit protestantischer Kaiser-Dynastie" ausgibt, — dieser alte Adam, sage ich, ist ein recht wunderlicher Geselle und der seltsamsten Streiche gegen die Katholiken fähig. Es ist eben wieder kein anderer als der wohlbekannte Hauskobold, der, wie ihm schon Görres nachgeredet, seit langer Zeit in der deutschen Michelei, die ganze Welt beunruhigend, sich eingenistet. Der „bockbeinige Kerl", wie ihn Görres nennt, ist jetzt über seinem vielen Glück übermüthig und vor Uebermuth stinkend geworden. Wenn ihm früherhin wenig oder nichts gelungen, so ist er in der Regel wild und melancholisch geworden und hat sich dann jedesmal auf Religion verlegt, um auf diesem Gebiete seinen Grisgram und Unmuth gegen den Felsenthurm am Tiberstrande auslassen zu können; dabei hat er immer ausgesehen, als sei eine entsetzliche Bosheit hinter ihm her; hat man sich aber von seinem Lärm, den er zu schlagen pflegte, nicht beirren lassen und ist man dem geharnischten Ritter durch die Schienen auf die Haut eingedrungen, so fand sich fast immer ein Stück von einem guten emphatischen Kerl dahinter versteckt, der sich nur im Zorne übernommen und eine kleine Berserkerwuth sich ange-

trunken. Nun ihm aber auf einmal Vieles gelungen ist, hat er sich nicht, wie man hätte erwarten dürfen, zufrieden gegeben, sondern ist auch jetzt wieder, wie ehedem im Verdruß, so diesmal in ausgelassenem Uebermuth, seinem alten gewohnten Gange gemäß, auf die Religion losgestürzt, um ohne jeglichen Anlaß religiöse Krakehle vom Zaune zu brechen und den katholischen Mitmenschen das Leben zu verbittern. Daher ist es diesmal etwas von wirklicher Bosheit, die er ausläßt, wie denn mit dem widerlichen Gesellen in seinem neuen Gehäuse, das er mit Kaiserkrone, Pickelhaube, „evangelischem Bekenntniß", Liberalism im Mannesalter und Freimauerei überdeckt und überdacht hat, für die Katholiken fast kein Auskommen mehr; denn argwöhnisch wie er ist, hört er unter dem Boden seines Gehäuses die Ultramontanen als Pulververschwörer ihre drohenden Minen legen und im Bunde mit den Rachegeistern Frankreichs an seinen Wänden Feuer schüren.

Daher ist es zu verzeihen oder auch nicht zu verzeihen, wenn der Reichskanzler dem katholischen Klerus in Deutschland verargt, daß „demselben die römische Kirche näher am Herzen liegt, als die Entwicklung des deutschen Reiches." Das von Bismarck und seinen Trabanten so sehr perhorrescirte „bairische Vaterland" hat für uns Katholiken ganz das Richtige getroffen, wenn es am 12. März schrieb: „Wir werden Niemand zu keiner Zeit aus Liebe zum Vaterland nachstehen. Aber das wolle man von uns nicht verlangen, daß wir anbetend vor dem Staatsgötzen niederfallen und Alles gutheißen, was er thut. Höher als der Staat steht uns Gott und, mit oder ohne Verlaub des Herrn von Bismarck, unsere heilige Kirche und die sagen nirgends, daß man um vaterlandsliebend zu sein, andere Völker mit grimmigem Hasse hassen müsse, noch, daß man vaterlandslos sei, wenn man auch nicht zu Allem Ja und Amen sagt, was der moderne Staatsgötze und seine Druiden thun."

Das Verhältniß der katholischen Kirche zu den Nationen ist wohl, kurz gefaßt, dies: sie steht über allen, um alle in sich aufzunehmen und alle mit ihrer Wahrheit und Gnade gleichmäßig zu beglücken. Was einst Göthe von der Kunst und Wissenschaft gesagt, — heute würden ihn die modernen Germanen darob sicherlich als „vaterlandslos" verschreien: „Es gibt keine patriotische

Kunst und auch keine patriotische Wissenschaft; beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an“: das gilt ebenso sehr und noch mehr von der katholischen Kirche: sie gehört allen Völkern, allen Zeiten, allen Ländern an, und ist als Völkerkirche recht eigentlich kosmopolitisch. Nach ihrer Lehre sind Alle, die sich auf Gottes Erde, wie Sankt Augustin sagt, „den Platz enge machen“, in der Wurzel Blutsverwandte, Kinder derselben Eltern, ursprünglich eine und dieselbe Nation mit einer und derselben Religion, wie sie denn auch in den mancherlei Sprachen, welche vielleicht am meisten die Völker von einander getrennt und entfremdet, nicht ein Geschenk der Mutter Natur, sondern eine von Gott verhängte Strafe sieht für den Hochmuth der Menschen, die Gott zum Trotz in Babylon einen Thurm bis in den Himmel bauen wollten. In der Welterlösung aber, wodurch allen Menschen auch wieder ein und dasselbe hohe Ziel geworden, ist Gnade und Sühne für jegliche Schuld der Menschheit geboten, auch für den Hochmuth, wie er sich im babylonischen Thurmbau gegen den Himmel empörte, so daß die dafür verhängte Strafe der vielerlei Sprachen und der sich daraus ergebenden Völkertrennung im Grunde ihre Berechtigung verloren hat. Darum erkennt es die katholische Kirche als eine ihrer heiligsten Aufgaben an, alle Völker der Erde unter einem höhern Gesichtspunkte, dem des gemeinsamen Glaubens und der allumfassenden christlichen Liebe, wieder zu einem Volke, dem christlichen, zu sammeln und zu einen, und kennt deßhalb auch in Jesus Christus, der sie an alle Völker und alle Völker an sie gewiesen, nicht Grieche, nicht Heide, nicht Jude, nicht Scythe, nicht Sklave, nicht Freier; — nicht Deutscher, nicht Franzos, nicht Pole, noch Ungar; sondern Alle sie in ihm und in ihr Ein Volk, Alle Christen, Alle Brüder, Alle Erben des Himmels, weil Alle in der Taufe Christus angezogen und nicht mehr sie, sondern Christus in ihnen lebt und leben soll.

Der katholische Klerus ist aber wie Träger der ganzen Kirche, so vor Allem Vollstrecker dieser Aufgabe; denn ihm ist die Sendung an alle Völker von dem göttlichen Stifter der Kirche geworden, als er sprach: „Euntes docete omnes gentes!“ und als Wirkungskreis ist ihm von Gott nicht etwa blos ein Fetzen Erde wie Deutschland, oder Frankreich, oder Polen, sondern die

„ganze Welt", universus mundus, zugewiesen: er kann und darf also nicht an diesem oder jenem Grenzpfahl stille stehen, nein, seine Sendung heißt ihn die christliche Wahrheit und Erlösungsgnade, diesen Doppelschatz der Kirche weiter tragen — bis zu den Grenzen der Erde. Darum wird die katholische Geistlichkeit niemals nach dem Willen Bismarcks national, also zuerst deutsch und hinterher dann katholisch sein können, sondern immer das thun müssen, was der Reichskanzler tadelnswerth findet: sie wird immer „internationale Tendenzen", (die jedoch jede Verschwörung gegen das moderne Kaiserreich und jede Verbindung mit dem Auslande zu seinem Umsturze ausschließen), verfolgen müssen, und, um es offen und frei herauszusagen, die „römische" d. h. die katholische Kirche und ihre Interessen hat ihr in der That näher am Herzen zu liegen, als „die Entwicklung des deutschen Reiches", die ihr unter Umständen ganz gleichgiltig und in der Richtung, die sie gerade jetzt nimmt, bedauerlich erscheinen muß. Was dagegen Fürst Bismarck an dem polnischen, französischen und italienischen Klerus mit Bezug auf ihr Nationalgefühl lobt, das habe ich, insofern es wahr ist, was er der Geistlichkeit jener Länder nachsagt, schon vor Jahren mit folgenden Worten öffentlich getadelt: „Einem wahren Katholiken muß es immer seltsam vorkommen, wenn er hört und liest, wie auch katholische „Schwarzröcke" so wüthig in Slaventhum, Italienerthum, Franzosenthum und Preußenthum machen und einen besonderen Drang in sich spüren, dem Nationalitätenschwindel Gevatter zu stehen und durch Wort und That für Scheidung der großen Völkerfamilie in's Zeug zu gehen."

„Die katholische Kirche allein, sagte Dr. Jörg in seiner diesjährigen „Neujahrs-Runschau", steht noch erhaben da über den entsetzlichen Erscheinungen des Racen-Hasses. Die Gläubigen aller Nationen haben Ein Haupt ihrer Kirche und Ein Heiligthum, wo die Völkerunterschiede schweigen müssen, weil dort alle nur als Kinder des Einen Vaters und als Brüder in Christo eintreten können, nicht als „Erbfeinde" und als Germanen in einem natürlichen Gegensatze zu den Romanen. Das mag in „National- und Landeskirchen" gehen, aber es widerspricht dem Begriff der katholischen Kirche. Insofern hat es seine volle Richtigkeit mit dem verhaßten „Kosmopolitismus der Kirche." Ueber diesen Kosmopo-

litismus scandalisirt sich der radikale Pariser Gemeinderath, und dasselbe meint der Liberalismus in- und außerhalb des deutschen Reichstages, wenn er die Lüfte mit seinem Geschrei erfüllt über die „antinationale", die „vaterlandslose" Partei der Klerikalen, und wenn er im Namen des „Germanismus" gegen den Ultramontanismus wüthet."

Solch ein modernes Geschrei kann doch aber die katholische Geistlichkeit im Festhalten an einer eminent katholischen Idee nie beirren, nein, so wenig als Fürst Bismarck sie zu zwingen vermag, die nationale Besonderheit über die kirchliche Einheit und Allgemeinheit zu setzen. Denn darin würde sich auf den ersten Blick die Verläugnung der gottbegründeten Gemeinsamkeit offenbaren, die in der katholischen Kirche gegeben ist und welche die christliche Gesellschaft geschaffen hat. Die christliche Gesellschaft, sagt Jörg, kann nicht einem einzigen Volke eigen sein, so wenig als die göttliche Offenbarung selbst. Gott in der Geschichte hat seinem Wort die allen Völkern gemeinsame Ausgestaltung und irdische Erscheinung gegeben, geistig in der Kirche, leiblich in der Societät; wer jenes Band der Gemeinsamkeit zerreißt, der ruinirt nothwendig auch die Fundamente der christlichen Gesellschaft. Denn ist einmal das Gemeinschaftsbewußtsein, das mit dem lebendigen Rechtsbewußtsein zusammenhängt und nothwendig zum Gottesbewußtsein hinführt, auf allen Wegen der europäischen Politik, wie es faktisch der Fall ist, verschwunden, so ist damit auch die Möglichkeit eines dauernden Weltfriedens dahin. Daraus ergibt sich aber nicht blos der Jammer dieses oder jenes Staates, sondern der Jammer der ganzen Menschheit, die von Gott zu aller Gemeinsamkeit bestimmt und geschaffen ist. Wenn ein solcher Zustand nicht blos faktisch und vorübergehend, sondern principiell und normal Platz gegriffen hat, dann ist das Wohlbefinden auch des siegreichsten Staates nichts weiter als Schein und Schminke. Die Wahrheit besteht darin, daß dann das offene und geheime Unglück aller Völker und Staaten erklärt ist. Wie weit es mit der Zerstörung des Hochbaues der christlichen und menschlichen Gesellschaft schon gediehen ist, sieht und fühlt Jedermann; bricht auch noch das letzte Band, welches die Völker innerlich einigt, dann ist jede Hoffnung der Restauration verloren. Dann kommen aber freilich auch die neuen Bauleute ohne den „Eckstein"; denn organisirte Gesellschaft muß sein. Der katholische Klerus

steht daher nie und nirgends auf einem antinationalen, immer und überall aber auf einem übernationalen Standpunkt, und ist es für einen Katholiken fast zum Lachen, wenn der Herr Miquel auf dem ersten deutschen Reichstage sagte: „daß die evangelische Kirche eine nationale Kirche sei, wird Niemand bestreiten, ebensowenig daß die katholische Kirche mit ihrer Geschichte und innern Wesenheit eine antinationale, eine universelle sei."

Die katholischen Geistlichen in Deutschland werden daher niemals Lust bekommen, für die große, unschätzbare Ehre, daß sie als Deutsche auf die Welt gekommen, die andern Völker, namentlich wenn sie katholisch sind, zu hassen und zu verabscheuen, und dies um so weniger, je mehr sie überzeugt sind, daß in der katholischen Kirche alle Nationen ein Recht haben, gleichmäßig zu gedeihen und geachtet zu werden, und die christliche Nächstenliebe und Gerechtigkeit es uns Katholiken zur Pflicht macht, in jedem Menschen, wenn er auch nicht Deutscher oder Preuße ist, ja mag er sogar ein „verhaßter französischer Erbfeind" sein, das Ebenbild Gottes und einen um Christi Blut erlösten Mitbruder zu achten und zu lieben. Und zudem macht man es in dem modernen deutschen Reiche den Katholiken, und namentlich den katholischen Geistlichen, mit jedem Tag schwerer, gute Patrioten zu sein.

Den Grund kennen wir freilich recht wohl, weßhalb man uns Katholiken in dem modernen Reiche die Rolle der alten Heloten zuweist; wir haben schon mehrmals in dieser Schrift Gelegenheit gehabt, ihn anzugeben; es ist kein anderer als der: die Katholiken und ihre Kirche in Deutschland haben nicht recht Lust, vor dem Reichskanzler mit den Anderen auf dem Bauche zu kriechen. „In dem Fürsten Bismarck, sagt Herr Jörg Ende März, hat die katholische Kirche in Deutschland fortan Ursache, ihren Todfeind zu erkennen. Vielleicht würde der „große Staatsmann" die angeborenen Antipathien überwinden, wenn mit allen Anderen auch die katholische Kirche vor ihm auf dem Bauche kriechen würde. Da aber er, der aller Erfolge ungeachtet, denn doch Staubgeborener, von der Kirche Christi solches wie billig, nicht erwarten kann, und da er überdies bei den deutschen Katholiken schon seit 1866 einen Fond unabhängigen Rechtsgefühls entdeckt hat, der sich auch noch mit ganz anderen Dingen, als etwa nur mit einem „protestantischen

Kaiserthum" schwer vereinen läßt: so erklärt sich hieraus seine schroffe „Kriegserklärung gegen Rom" vollständig. Diese Haltung der Katholiken verträgt sich nun freilich schlecht mit der Idee eines „protestantischen Kaiserthums" und einer zukünftigen „Nationalkirche", mit der sich der Fürst Bismarck seit 1866 trug, wo „sich die Zukunft eines evangelischen Kaiserthums in Deutschland deutlich am Horizonte zeigte." Denn für Bismarck und sein „lebendiges evangelisches Glaubensbekenntniß", auf das er anläßlich der Schulgesetzdebatten so feuereifrig pochte, mag die Ausweitung der bisherigen protestantischen preußischen Landeskirche in eine deutsche protestantische Nationalkirche, in der nicht mehr wie bisher jeder einzelne Landesfürst, sondern fortan nur mehr der Kaiser von Berlin die Funktionen eines protestantischen Oberbischofs verrichtet, sogar ein Fortschritt sein; für die Katholiken hingegen, die einer alle Nationen umfassenden Völkerkirche angehören, wäre eine Nationalkirche ein ungeheurer Rückschritt. Zudem wäre die katholische Kirche, wie man sie unter dem Namen „Nationalkirche" wollte — weich wie Wachs in der Hand eines Bildners à la Pius Bismarck, eine Afterkirche, in der man wohl preußisch und meinetwegen deutsch-national, aber nicht selig werden kann. Darum lassen wir Katholiken dem Fürsten Bismarck seine Freude an einer Nationalkirche und bleiben was wir sind, römisch-katholisch.

Uebrigens gibt es doch auch unter den Protestanten — wenn gleich spärliche Männer, die auch noch nicht in ihren Andachtsübungen die Fertigkeit haben, ihr deutsches Nationalgefühl auf dasselbe Niveau hinaufzuschrauben, auf welches der Fürst Bismarck es jetzt bei allen Germanen stehen haben will, daß es nämlich in dem beseligenden Bewußtsein gipfelt, ein Großpreuße und Staatsbürger eines evangelischen Kaiserreichs zu sein, dem höchstens noch ein moderner Italiener ebenbürtig zur Seite stehe, zu dem aber die Angehörigen jeder andern Nation nicht einmal von ferne hinaufzuschauen, geschweige denn die Schuhriemen aufzulösen würdig sein. Ein solcher ist vor Allen der schon mehr erwähnte Herr von Gerlach, der sich in seiner oben citirten Schrift darüber scandalisirt, daß es im neuen Reiche bereits zum recipirten Ton gehöre, das „abscheuliche" Wort „Erbfeind" einer seit bald zwei Jahrtausenden christlichen Nation anzuheften. „Unser Erb-

feind, sagt der tapfere Greis, ist nicht Frankreich, sondern der Satan, dessen Charakter eben die Selbstüberhebung ist." Er bemerkt weiter: das Wort „Erbfeind" auf Frankreich angewendet, habe nicht einmal den Schein geschichtlicher Wahrheit für sich, denn immer wieder seien deutsche Fürsten und Staaten mit Frankreich im Bunde gewesen gegen deutsche Fürsten und Staaten, mehrfach auch gegen das deutsche Reich. So die Protestanten im Jahre 1552 und im dreißigjährigen Kriege, so Preußen insbesondere in den Jahren 1741, 1795 und 1806. Und Herr von Gerlach hat mit seinen historischen Einwendungen ganz Recht. — Ein anderer ist der sächsische Consistorialrath und Herausgeber der Leipziger „Lutherischen Kirchenzeitung", Luthardt, der im Monate März ist seinem Blatte einen Artikel brachte, worin folgende beachtenswerthe Stellen vorkommen: „Der Nationalhaß ist die Grundsünde im Völkerleben. Der den Völkerverkehr vermittelnde Handel soll nicht allein dem Erwerb dienen, sondern zugleich auch die Wege bahnen für sittliche und geistige gegenseitige Einwirkung der Völker. Dadurch erhält er in der Menschheit das Bewußtsein der Familienzusammengehörigkeit der Völker lebendig. Der Krieg aber ist ein Verbrechen, wenn er nicht gezwungen, sondern aus Ehrgeiz und Eroberungssucht begonnen worden." Und selbst die „Augsb. Allgemeine Zeitung", die während des letzten Krieges ihr ehrlich Theil in Nationalhaß gemacht, schrieb in einem lichten Augenblicke Anfangs Aprils dieses Jahres: „Unglücklicher Weise ist es der aufgeklärteste Theil der Nation, der sich des erhabenen Ranges, den Deutschland in der europäischen Civilisation einnimmt, am Mindesten werth gezeigt hat. Die Politiker und Gelehrten haben den nationalen Haß entzündet... Diese Idealisten werden Sklaven der Thatsachen und Anbeter der triumphirenden Gewalt . . . Die einzigen Protestationen, die sich gegen diese Verderbniß des deutschen Geistes, diese Demoralisation, die der Sieg hervorgebracht, erhoben, gingen von den Mitgliedern der demokratischen Partei aus. Im Gegensatz dazu waren es die Männer der (protestantischen) Geistlichkeit, welche im höchsten Grade ungerechte Leidenschaften bekundeten und durch ihr Wort entfachten, welche der Mißbrauch der Gewalt hervorbringt. Während die Offiziere, voll von den fatalistischen Lehren der modernen historischen Schule eines Sybel, Treitschke u. s. w., lachend sagten:

„Was heißt Recht? es gibt keine andere Grundsätze als die Thatsache und Gewalt", verkündeten die Prediger mit ernstem Tone: „Gott hat gerichtet; er ist mit dem Sieger . . . . Auf diese Weise waren Vielgläubige und Hegelianer, Orthodoxe und Atheisten in derselben Anbetung der Gewalt einig, in derselben Mißachtung des Gewissens und der Freiheit, und der Rechte des Menschen . . . Prediger hetzten die preußische Armee gegen die Franzosen auf, indem sie den Krieg mit den Kämpfen des Volkes Gottes gegen die Philister und Amalekiter verglichen. Aber sie dachten nicht daran, daß, wenn man den Propheten des alten Bundes gleichen will, man nicht der Schmeichler, sondern der Ankläger ungerechter Könige sein muß. Diese bibelgläubigen Orthodoxen haben übertriebene und leidenschaftliche Anklagen gegen die französische Nation verbreitet, während sie bei ihren Landsleuten Alles entschuldigen und bewundern. Dank ihnen ist in Deutschland eine entsetzliche Heuchelei entstanden." Nun werden die katholischen Geistlichen auch noch dieser Ueberzeugung sein dürfen, welche diese ehrlichen Protestanten dem bismarckischen Nationalgefühl gegenüber so freimüthig ausgesprochen, ohne Gefahr zu laufen, „reichsfeindlich und staatsgefährlich" zu erscheinen. Man lasse uns also wie wir sind; wenn nicht, nun, so versuche man's, uns zu bekehren; man wird aber sofort sehen, daß solche Versuche — unnütz sind. Denn das, was man von uns begehrt, ist Annahme eines menschenfeindlichen Irrthum's. Es ist aber unmöglich, daß ein Christ, d. h. ein solcher, der weiß, daß er es ist, auf diesen Irrthum eingehe. Denn ein solcher kennt viel gründlicher, als die modern-liberalen Gesetzmacher, die Menschenrechte und kennt noch besser die Menschenpflichten.

Uebrigens können wir uns nicht versagen, zur Beurtheilung der angeblichen „Größe" des Fürsten Bismarck als Staatsmann, die bei den modernen Germanen bereits zu einem Glaubensartikel erhoben ist, eine Bemerkung zu machen. Dabei legen wir auf das frühere Verhalten des Reichskanzlers, dessen Patriotismus und Nationalgefühl auch den Katholiken zur Regelung ihrer deutschpatriotischen Pulsschläge als Normaluhr aufgestellt ist, auf seine Gänge und Badereisen nach Biarritz, auf seine Angebote des linken Rheinufers, der bairischen Pfalz, des Großherzogthums Hessen bis gegen Coblenz hinunter, im Falle er fremder Hilfe zur

Durchführung seiner Pläne bedürftig werden sollte, auf seine Brüderschaft mit Italien, Garibaldi, Klapka und Compagnie durchaus nicht das Gewicht, welches diejenigen, die man heute im deutschen Reiche als antinational und staatsgefährlich verschreit, daraufzulegen berechtigt sind. Denn man wäre am Ende gar noch im Stande, uns zuzugeben, der Fürst habe sich, weil ihm keine andere, patriotische Mittel zu Gebote gestanden, in der Nothwendigkeit befunden, unpatriotische Mittel zu dem patriotischen Ziele, das jetzt erreicht sei, anzuwenden. Das sei aber in der Diplomatie und Politik, deren oberster Grundsatz bekanntlich lautet: „Der Zweck heiligt die Mittel", nicht blos erlaubt, sondern ein meritum supererogatorium. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß dieser „große Staatsmann" auf der einen Seite sein borussogermanisches Nationalgefühl, wo und soweit die deutsche Zunge klingt, als eine Art Religion und religiösen Cult ausgebildet, und jeden Deutschen, der, etwa im Besitze katholischer Grundsätze, noch etwas Höheres kennen und verehren wollte, als das bismarckische Steckenpferd der jetzigen Germanenrace ist, mit dem oben erwähnten Diplomaten als einen „durch die wohlorganisirte Arbeit des von Paris, Rom, Genf, Brüssel geleiteten Klerus Deutschlands" beeinflußten Reichsfeind hingestellt wissen will; auf der andern Seite aber den dänischen Nordschleswigern und namentlich den Polen nicht nur nicht gleiches Recht zugesteht, ihr nationales Steckenpferd zu reiten, sondern recht brutal droht, sie gewaltthätig zu germanisiren. In einem solchen Gebahren aber kann ich wenigstens nicht die leiseste Spur eines großen Staatsmannes erkennen. Denn ein Staatsmann, der solches betreibt, was wir eben den deutschen Reichskanzler betreiben sehen, hat vergessen oder will es nicht wissen, daß wie die wahre Kirche, so auch die Geschichte keineswegs blos für eine Nation vorhanden ist, daß vielmehr alle darin blühen und gedeihen sollen, und dazu ein Recht haben. Wenn ich mich recht erinnere, hat vor etwa fünf Jahren der badische Geheimrath von Wänker in den „Historisch-politischen Blättern" Oesterreich, respektiv dessen Herrscher getadelt, daß sie die im Laufe der Jahrhunderte so oft gebotene Gelegenheit versäumt hätten, die nicht deutschen Volksstämme, welche unter Oesterreichs Scepter stehen, zu germanisiren. Nun meine ich aber, es lasse sich nicht leicht der Beweis führen, daß

irgend ein Volksstamm in der Geschichte das Recht habe, sein nationales Sonderwesen einem andern gewaltsam aufzudrängen und gewaltsam einzuimpfen; vielmehr dürfte so etwas immerhin als naturwidrig erscheinen und kein Volk, das noch „organische Triebkraft" besitzt, wird dem Fürsten eines andern Stammes seine souveränen Rechte auf die Bedingung hin übertragen, daß dieser nach und nach seine Eigenthümlichkeit vernichtet. Die erste Bedingung, schrieb der Bischof von Mainz in seinem Buche: „Deutschland nach dem Kriege von 1866", unser deutsches Vaterland vor dem unmittelbar drohenden Verderben zu bewahren, ist eine Erledigung der deutschen Frage, wodurch . . . . dem berechtigten Nationalgefühl der deutschen Völker genügt wird . . . . Wir Deutsche können überhaupt nicht vergessen, daß Deutschland einst die erste Nation Europa's war, und daß es jene Kaiserkrone bewahrte, welche die erste irdische Gewalt auf Erden darstellte." Es ist wahr, die deutsche Nation stand allerdings einmal groß und achtunggebietend da unter den Völkern (und die auf Seite Bismarck's und seines modernen Kaiserreiches stehen, meinen, die deutsche Nation stehe jetzt so hoch, wie sie noch nie in der Geschichte so hoch gestanden). Gibt denn aber einer Nation ihre Größe und Achtung, die sie unter den Völkern genießt, das Recht, andere Völker um ihren eigenthümlichen Bestand zu bringen, daß man sie, wie Hr. von Wänker that, sogar tadeln dürfe, wenn sie sich dieses „Rechtes" nicht bediene? — Ich glaube nicht. Gott hat den Großen wie den Kleinen gemacht. Darum ist mir damals, wo ich Wänker's Aufsatz las, sowohl der Tadel, den er Oesterreich ertheilt, als auch sein Ansinnen, das er an die Germanen-Race in Oesterreich gestellt, ganz unberechtigt vorgekommen. Denn wer einmal für seine Nation das Recht in Anspruch nimmt, andere Völker, die in Leibes- und Geistesbildung von den Deutschen verschieden sind, zu germanisiren, kann es billigerweise einer andern Nation nicht übel nehmen, wenn diese sich, vielleicht gerade den Deutschen gegenüber, dasselbe Recht vindizirt, und muß sich gefallen lassen, daß die Russen und, wenn wiedereinmal andere Zeiten heraufziehen, die Franzosen alle Stücke deutscher Erde, soviel sie ihrer habhaft werden, russifiziren und gallisiren. Darum erscheint mir eine so einseitige Vorliebe, die ein Volk auf Kosten eines andern erhebt und mit Vorrechten ausgestattet wissen will,

welche Gott und die Geschichte nicht gutheißen, nicht blos unberechtigt, sondern an einem Staatsmanne, mag derselbe auch Bismarck heißen, kleinlich und albern, oder historisch und im Sinne des schwedischen Staatskanzlers Oxenstierna's ausgedrückt, ein Stück jener „*parva* sapientia“ , jener Thorheit zu sein, womit heutzutage menschlicherseits die Welt regiert wird.

Hier fällt mir ein Wort ein, das weiland Professor Lassaulx in der bairischen Kammer einmal gesagt: „Wenn ich nochmals in die Welt zu kommen hätte, möchte ich nicht mehr als Deutscher hereinkommen!“ Das war und ist nun freilich bei vielen Leuten ein schreckliches Attentat auf den deutschen Patriotismus und das moderne Nationalgefühl, wie es jetzt im Reiche der Germanen gang und gäbe ist. Daher hat es der Professor Lassaulx sagen müssen, warum er nicht mehr als Deutscher zu kommen gedächte. Und er hat, wenn ich nicht irre, gesagt, weil man sich jetzt schämen muß, ein Deutscher zu sein. Ich nun für meine Person und als Mitglied des katholischen Klerus, nehme keinen Anstand, dasselbe von mir zu sagen und zwar aus demselben Grunde. Denn fast sämmtliche Regierungen dieses Landes, folgend dem Takte, welchen die moderne Musterregierung in Berlin schlägt, verbittern jetzt mit Hilfe einer von Legionen Teufeln besessenen schlechten Presse der einen Halbscheid der Deutschen, die der Religion nach katholisch ist, so sehr das Leben, daß es ihr in diesem Lande nach und nach unerträglich wird und von Tag zu Tag schwerer fällt, gut patriotisch und deutschnational zu sein. Für das ganze brutale Treiben, womit heutzutage die katholische Halbscheid dieses Volkes, nachdem sie ihre Kinder tausendweise in den modernen Kriegen hat abschlachten lassen, in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt, geschädigt und geschunden wird, hat unsere große reiche deutsche Sprache nur ein einziges Wort, um es einigermaßen zu bezeichnen, das Wort Heimtücke. Diese wird ex officio, von Amtswegen, als deutsche Reichstugend an den Katholiken von oben bis hinunter in den letzten bewohnten Winkel so ausgiebig in „heroischen Akten“ praktizirt, daß alle Schuld und Schande, welche in dem modernen Kaiserreiche durch die zum Theil naturwüchsigen, zum Theil künstlichen Düngersorten des Unglaubens, des Liberalismus im Mannesalter, des Religionshasses, der amtlich gehegten Freimaurerei bei der andern Halbscheid in's Kraut schießt, als etwas

Selbstverständliches den Katholiken in die Schuhe geschoben wird. Wen aber, der katholischen Halbscheid angehörend, sollte denn das nicht im tiefsten Grunde seiner Seele empören? Am Ende wäre es eben doch kein Wunder, wenn selbst unsere katholische Schafsgeduld es satt bekäme, uns immer und immer wieder für fremde Stänkereien, um ein etwas derbes Wort des alten Görres zu gebrauchen, und zwar von denjenigen, die sie angerichtet, moralische Ohrfeigen und Prügel aufzählen zu lassen. Daher könnte zuletzt kein ehrlicher Mann den Katholiken es verargen, wenn ihnen das deutsche Vaterland sammt seiner Heimtücke allmählig wohlfeil würde.

Wenn aber die Katholiken, und namentlich die katholischen Geistlichen diesen triftigen Grund auch nicht in dem Maße hätten, wie sie ihn thatsächlich haben, so gibt es für sie noch einen anderen, und zwar höheren, Deutschland nicht „über Alles in der Welt" zu setzen. Man hat vor Jahren in der Nähe der Dreifaltigkeitsinsel eine Schildkröte gefangen und wollte sie lebendig nach Irland bringen. Unterwegs aber wurde das Thier krank und schaute so trübselig drein, daß man meinte, es wolle sterben. Am Ende kam einer auf den Gedanken, das arme Thier möge gar das Heimweh haben. Daher machte er den Vorschlag, ihm die Freiheit zu geben und es in's Meer zu entlassen. Man ging auf den Vorschlag ein, zeichnete der Kröte ein Kreuz auf den Schild und stellte ihr frei, ob sie in ihre Heimath zurück, oder mit nach Irland wolle. Da hat man nun nach Ablauf eines Jahres die Schildkröte bei der Dreifaltigkeitsinsel wiedergefunden und sie an dem Kreuz auf dem Rücken erkannt; sie war wohl und gesund. Es hat also jener ganz recht gehabt, der da gemeint, die kranke Schildkröte leide am Heimweh. Denn der Drang, der ein krankes Thier aus weiter Ferne heimwärts treibt, ist nichts anderes als Heimweh. Doch reicher aber als bei dem Thier ist der innere Haushalt bei dem Menschen ausgestattet. Unser Herrgott hat den Menschen anfangs mit solcher Liebe überhäuft, daß ihn das monumentale Musterbild aller drangsalirten und malträtirten Ultramontanen, der große Dulder Job, der auch sein ehrlich Theil gelitten, mit einem ganz verzeihlichen Vorwitz fragt: „Warum hängst du dein Herz an ihn?" Die Gottesgunst macht es aber nicht, wie die Menschengunst: sie hat nicht blos schöne Worte, sondern auch schöne Thaten.

Deßhalb hat es bei der Gottesgunst für das Menschengeschöpf eine überaus noble Aussteuer abgesetzt. Kein Wunder also, daß unter dieser Aussteuer auch das Heimweh sich befand, welches nun das Menschenherz so gewaltig treibt und drängt und zieht und ihm manchmal heiße Thränen erpreßt. Welches ist denn aber sein Vaterland, das der Mensch so tief im Herzen trägt? Ist es denn in der That die kalte Erdscholle, von der eine deutsche, oder russische, oder französische Regierung eine Grundsteuer erhebt? „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen eine zukünftige auf," — heißt es in dem Buche, auf das sich das „evangelische Bekenntniß" des Fürsten Bismarck stützen muß, wenn es in der That, wie er vorgibt, „lebendig" ist. Wo wir aber kein Recht und keine Erlaubniß haben, immer zu bleiben, sondern nur provisorisch und auf einen widerruflichen Heimathschein, von wo es uns fortzieht und, wenn wir nicht wollen, man uns am Ende mit vier oder sechs Trägern forttransportirt, da kann unser wahres Vaterland nicht sein, mag nun der Fleck, wo wir stehen, deutsch oder französisch oder polnisch heißen. Daher behält noch immer die alte Ansicht Recht, die da meint, die Stelle, wo der Mensch zur Welt kommt, ißt und trinkt, Lärm und Spektakel macht, lebt und stirbt, sei weiter nichts als eine Herberge auf der Reise, über deren Eingang des Propheten Mahnung angeschrieben ist: „Stehet auf und gehet, denn hier ist keine Ruhe für euch!" — ein trauriges, schwerbedrängtes Irrland; sein wahres Vaterland sei aber für den Deutschen nicht Deutschland, für den Franzosen nicht Frankreich, für den Polen nicht Polen, für den Steirer nicht Steiermark, für den Pfälzer nicht die Rheinpfalz, sondern für Alle sei es ein und dasselbe Land — das heilige Dreifaltigkeitsland; dieses hehre Land sei aller Menschen Vaterland. Nun hat doch aber der Patriotismus nur dann einen annehmbaren Sinn, wenn er dem wahrhaftigen Vaterland und nicht einem falschen gilt. Daher war es bei Denjenigen, in welchen das Christenthum lebendig war, von jeher Mode gewesen, in jedem Fleck Erde, mag er wie immer geheißen haben, ein Stück vom alten Aegypterland zu sehen, auf dem sie zu stehen glaubten, wie ehedem die Juden beim Osterlamm am Tage ihres Auszuges, den Wanderstab in den Händen, die Lenden umgürtet, die Schuhe an den Füßen, reisefertig, jenes Reiselied singend, das einst der Dichter Dante

ein Trüpplein armer Seelen bei ihrer Abfahrt in's Fegfeuer singen hörte: „In exitu Israel de Ægypto, beim Auszug Israels aus Aegypten . . .“ Und wenn nicht das Aegypterland, so war es bei ihnen Brauch, in der irdischen Heimath das alte Babylon zu erschauen, an dessen Strömen die Christen, gleich den gefangenen Israeliten, saßen und weinten, wenn sie Sion's, des himmlischen Vaterlandes gedachten, ihre Harfe weglegend und an Trauerweiden hängend, unmuthig zum Singen im fremden Lande. Und was einst der herrliche Verfasser des Briefes an Diognetus von den ersten Christen rühmte, das ist jetzt noch aller wahren Katholiken Gesinnung: „Sie bewohnen alle ihr Vaterland, jedoch mit der Gesinnung eingekerkerter Fremdlinge; als Bürger haben sie mit den Andern Alles gemeinsam; als Fremdlinge ertragen sie alle irdische Trübsale; jede Fremde ist ihnen ein Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde. Sie wandeln auf Erden, doch haben sie ihr Bürgerrecht im Himmel.“ Bei dieser höheren, himmlischen Vaterlandsliebe aber, die in sich und Andern zu kultiviren und rege zu erhalten das schöne Theil des katholischen Klerus ist, muß die irdische, die der Germanen für Deutschland, die der Franzosen für Frankreich, die der Holländer für Holland, sammt dem entsprechenden Nationalgefühl mehr oder weniger — gleichgiltig werden und können uns bei Jenen, in welchen der Glaube und die Liebe zu einem höheren, ewigen Vaterlande abgestorben ist, die glühenden Lavaströme des irdischen Patriotismus, die sich jetzt namentlich über die deutschen Fluren ergießen, nur ein mitleidiges Lächeln und Bedauern erregen. Darum sind die katholischen Geistlichen soviel als möglich bestrebt, hinsichtlich des Vaterlandes an ihrem Herzen den frommen Betrug zu begehen, den der heil. Franz von Sales an dem seinen begangen, als es auf einmal zu lieben begann, indem er ihm nämlich den vergänglichen Gegenstand weggenommen und einen unvergänglichen, unsern lieben Herrgott, unterschoben hat; sie sind bestrebt, sage ich, mit dieser frommen Pfiffigkeit des hl. Franz von Sales, der Vaterlandsliebe das falsche, vergängliche Vaterland wegzuholen und ihr das wahre, ewige zu unterlegen. Wenn Fürst Bismarck das antinational und reichsfeindlich hält, habeat sibi, er mag's thun, aber auch wissen, daß die katholische Geistlichkeit in gewissen Doctrinen und Gefühlen geradezu — verstockt und unverbesserlich ist.

Das moderne deutsche Kaiserreich und seine Männer.

Gelungen war die Schnurre jenes alten Philosophen, der sein Quartier in einem Faße aufschlug, daß er am hellen Mittag mit der Laterne auf den Markt ging und — Menschen suchte. Menschen gibt es nun freilich noch heutzutage, aber Männer, und zwar in der vollen Bedeutung des Wortes, Männer von festem, unbestechlichem Charakter, von nobler, ritterlicher Gesinnung, von Ueberzeugungstreue und Gewissen, diese werden von Tag zu Tag rarer im Lande. Darum könnte es in unsern Tagen jenem alten Sonderling, wenn er mit brennender Laterne, und zwar am hellen Mittag auf den Markt des politischen, socialen und, setzen wir schmerzlich bei, vielfach auch des kirchlichen Lebens hinausginge und Männer suchte, gar leicht begegnen, daß seine Forschung ohne bedeutendes Resultat verliefe; ja, die Männer sind jetzt rar zu Lande.

Diese Ansicht aber, mitten im deutschen Kaiserreich gehegt und gepflegt, dürfte, wie einmal jetzt die Leute in diesem Lande sind, gar Manchem so specifisch ultramontan erscheinen, daß er ihr mit dem bekannten Anathem des bairischen Staatsministers Hegnenberg-Dux: „Fluch der Lüge!" zu begegnen sich veranlaßt finden könnte. Denn von diesem Reiche hat jetzt Mancher die beneidenswerthe Ueberzeugung, daß es nirgendswann und nirgendswo ein Land gegeben, welches so voller Männer gesessen, als das moderne deutsche Kaiserreich eben jetzt voll sitzt. Darum werde ich mich näher erklären müssen, warum ich in dem neuen Reiche vor lauter Männer die Männer nicht sehe. Der Grund ist nun freilich ein-

fach: ich halte mich an die alte Klugheitsregel, daß man Männer nicht zählen, sondern wägen müsse, also nicht ihre Quantität, sondern Qualität in's Auge zu fassen habe. Hinsichtlich der Qualität aber, die den Männern des modernen Kaiserreiches zum größten Theile, als Grademesser ihres moralischen Werthes, zukommt, sagte der Bischof von Mainz im Jahr 1866 mit seinen großen Hoffnungen auf das werdende Reich oder, um mit dem Reichskanzler zu reden, auf „die Zukunft des evangelischen Kaiserthums, das sich schon damals am Horizonte zeigte": „In den (deutschen) Kleinstaaten hat das Parteiwesen Alles beherrscht und über Regierung und Volk einen wahrhaft allgemeinen Terrorismus ausgeübt. Dieser Einfluß wird aber um so verderblicher, je niedriger der Standpunkt ist, auf welchen diese Parteiführer selbst sich stellen. Welche kleine Persönlichkeiten wurden dort schon zu Volksmännern hinaufgeschwindelt und haben dann als solche einen Theil des Volkes beherrscht! Solche Volksmänner, wie in einigen Kleinstaaten, hat es, glauben wir, außer diesen Ländern noch kaum je gegeben. Bei ihnen ist von edler Volksbegeisterung keine Rede, sondern nur von Parteibegeisterung, die eigentlich wieder aus der Interessenbegeisterung entspringt. Wir dürfen bei ihnen nicht entfernt an jene Männer der französischen Revolution denken, die in ihrer Jugend noch an den Ideen des Christenthums ihr Herz erweitert hatten und nun dieselben im späteren Alter auf anderem Wege, als auf dem des Christenthums verwirklichen wollten. In ihnen war noch Begeisterung für Ideale. Davon sind aber jene Parteiführer weit entfernt. Sie haben oft nicht einmal in ihrer Jugend einen hohen Gedanken gehabt, viel weniger in ihrem Alter. Der gemeinste Materialismus ist der Instinkt, der sie getrieben hat ihr Leben lang. Sie können daher auch das Christenthum gar nicht begreifen, der tiefste Haß ihres Herzens richtet sich gegen Alles, was da wagt, über den Morast auch nur einen Zoll breit sich zu erheben, in dem sie selbst stecken. So wird dann der ganze Kampf solcher Parteien, auf welche diese Männer Einfluß üben, bald ein antireligiöser, ein antichristlicher, ein antisittlicher, sowohl dem Ziele als den Mitteln nach. Die Menschen unchristlich und unsittlich zu machen ist dann Fortschritt und Aufklärung." [1]) Diese Männer aber, wie sie da von der Feder des ge-

[1]) Deutschland nach dem Kriege von 1866, VIII.

nialen Bischofes nur ganz unvollständig gezeichnet und in einigen Exemplaren als wahre Schurken vor den öffentlichen Gerichten entlarvt worden sind, diese Bamberger's, Metz's, Fischer's, Völk's, Miquel's, diese „Biedermann und Compagnie" sind es, welche aus den Kleinstaaten mittelst des Siegeslärm's und Berliner Reichstags mit Sack und Pack, mit dem ganzen Wust ihrer banalen Phrasen, mit der ganzen Armuth ihres jämmerlichen Ideenkram's, mit ihrem ganzen Haß gegen Gott, Christus und seine Kirche in das ihnen von Bismarck geöffnete Kaiserreich eingezogen, um jetzt allhier vor dem ganzen deutschen Volke den Mann zu spielen und wie es kleinlichen Seelen eigen ist, die wichtigsten Angelegenheiten dieses Volkes so kleinlich und würdelos, so roh und brutal, so ohne allen Takt und Anstand zu traktiren, daß der ärgste Feind des neuen Reiches diesem hätte keinen größeren Schabernak spielen können, als ihm einen Schock solcher Männer zum Präsent zu machen, wenn es dieselben nicht selbst schon in solchem Ueberflusse im modernen Deutschland vorgefunden hätte. Daher wage ich an den Worten des Bischofs von Mainz nur das auszusetzen, daß sie — hinsichtlich der Zeitbestimmung zuviel in der Vergangenheit stehen: sie passen doch so ganz und gar auf die Männer der Gegenwart. Darum sollten sie durchweg in præsenti stehen.

Diese Männer aber, welche in dem neuen Reiche gleich nach der Rolle Bismarcks die nächstfolgende erste spielen wollen und in der That spielen, um nebenbei zu beweisen, daß das deutsche Volk wirklich zur „matière administrative, financière et conscriptible" herabgesunken ist, sitzen dem evangelischen Kaiserthum" zunächst als Beamte und Volksvertreter oder „Gesetzesfaktoren" im Fleische. Daher wird es gut sein, zur Beurtheilung ihrer Männergröße noch kurz zu sagen, wie sie sich in ihrer Thätigkeit als Reichsbeamte und Reichstagsabgeordnete qualificiren. Was nun die ersteren anbelangt, so will ich abermals den Bischof von Mainz reden lassen. „Wir sagen gewiß nicht zuviel, schreibt er in dem citirten Werke, wenn wir behaupten, daß es (vor 1866) deutsche Staaten gegeben hat, in denen die innere Verwaltung in dem feindlichsten Gegensatze zu dem ganzen sittlich-religiösen Leben des Volkes sich befand, so daß man hätte glauben sollen, die Regierung habe eigentlich nur einen Feind, die Religion des Volkes. Diese Gesinnung wurde dort vielfach gehegt und getragen vom Beamtenstand.

Kein Stand verhielt sich als Stand dem christlichen Volksleben gegenüber so kalt, so fremd, so antipathisch in manchen Gegenden, als gerade er. Von keinem wurden alle religiösen Pflichten so geringschätzig, so öffentlich außer Acht gelassen, als von ihm. Wenn es sich um irgend eine öffentliche Huldigung an den Zeitgeist handelte, so sah man dieselben Männer mit der servilsten Eilfertigkeit sich vordrängen, die ihre Verachtung jeder Religion so recht absichtlich täglich dem Volke zur Schau trugen. Diese antichristliche Gesinnung zeigte sich bis in die letzten Stufen des Beamtenstandes herab, wo sie das Volk unmittelbar berührt. Sie wählte nie einen, wenn auch noch so tüchtigen, aber entschieden religiösen Mann zum Schultheiß, Bürgermeister, Amtmann. Dagegen sah man nicht selten Diejenigen ausgewählt, von denen das ganze christliche Volk wußte, daß sie der Religion gänzlich entfremdet oder selbst feindlich seien. Es war nicht selten soweit gekommen, daß nach der Ueberzeugung des christlichen Volkes eine entschieden religiöse und sittliche Haltung eine Makel in den Augen mancher Staatsbeamten war; daß man deßhalb bei allen Beziehungen mit denselben nichts sorgfältiger vermied, als die Kundgebung einer religiösen Gesinnung. Und nichts hat vielleicht die sittlichen Grundlagen des Staates in der Gesinnung des Volkes tiefer erschüttert, als eines Theils diese wegwerfende Geringschätzung gegen das ganze religiöse Leben des Volkes, und anderntheils diese Deferenz und Reverenz desselben Standes gegen die schlechten Richtungen der Zeit." Was aber da der Nachfolger des hl. Bonifacius an den deutschen Beamten vor 1866 als eine so traurige Wahrheit rügt, das hat sich bei diesem Stande seit dem Bestehen des neuen evangelischen Kaiserthums in so fern geändert, als es entsetzlich schlimmer mit ihm geworden ist. Ein Mann, der noch positiven Glauben oder gar das „Unglück" hat, ein kirchlichgesinnter Katholik zu sein, wird im neuen Reiche fast immer in der Lage sich befinden, das bekannte Räthsel zu lösen: „Was ist das? voriges Jahr ist es nicht gekommen, dieses Jahr kommt's nicht, und nächstes Jahr wird es auch nicht kommen?" — nämlich meine Anstellung, mein Avancement!" Jedenfalls muß er Altkatholik und mit der Idee der bismarckischen Nationalkirche angefüllt sein, und da kann er immer noch nicht Bürgermeister von Berlin werden: denn dazu ist erforderlich, daß man

nicht nur seine katholische Religion nicht betreibt, sondern wie sich neulich ausgewiesen hat, nicht einmal einen katholischen Taufschein aufzuweisen vermag. Darum ist an dem eben angeführten Citate ganz dasselbe wieder auszusetzen, was an dem obigen auszusetzen war, daß nämlich diese Worte in tempore perfecto stehen: sie sind heutzutage leider Gottes so erschrecklich wahr, daß sie sammt und sonders in's Præsens umgesetzt werden müssen, mit der dringenden Bitte: Gott besser's!

Was die „Volksvertreter und Gesetzesfaktoren" betrifft, so steht die Sache mit ihnen noch schlimmer. Das Volk erzeugt sich im modernen Staate seine Vertreter durch die Wahlen. Diese aber sind weiter nichts als ein fein ausgesponnenes „Trugsystem", wodurch das Volk wider Wissen und Willen verleitet und gezwungen wird, Parteien und Parteizwecken zu dienen. Denn das moderne Wahlrecht ist das Recht, „alle paar Jahre in einigen Minuten einen Namen auf einen Wahlzettel zu schreiben, um durch Stimmenmehrheit sich seine Zuchtmeister zu wählen." Welche Männer bekommen nun aber in der Regel die meisten Stimmen? Jene, die an die schlechtesten Leidenschaften im Volke appelliren und diesen schmeicheln; jene, die durch ihre Kapitalien und ihre Fabriken das arme Volk in ihrer Gewalt haben; jene, die vor keinem Mittel, wenn es auch noch so niederträchtig ist, also nicht vor Lüge, nicht vor Verleumdung, nicht vor Schürung des confessionellen Haders zurückschrecken, also die gewissenlosesten Parteimänner: sie erhalten die meisten Stimmen. Daher kommt es denn auch, daß solche Vertreter gar nicht einmal mehr daran denken, das wirkliche Volk zu vertreten; sie vertreten lediglich ihre Partei und deren Interessen. Diese Leute nun haben im modernen Staatswesen überhaupt, und im deutschen Reichswesen insbesondere den Beruf, das Volk mit Gesetzen zu versorgen, und sie erledigen sich dessen dahin, daß sie sämmtliche Angelegenheiten der Staatsbürger, die des Leibes und die der Seele, gesetzlich regeln; sie, die Alles, was nicht unchristlich, nicht ungläubig ist, und nicht mit den Parteiinteressen übereinstimmt, in die Acht erklären, machen Gesetze, Gesetze für Alles und schalten über Gut und Blut, über Ehe und Kinder, über Religion und Gewissen, über irdische und überirdische Angelegenheiten des Volkes! Und was sie so in Uebung ihrer Majoritätstyrannei bestimmen, das ist dann „Volkswille". Daher sagt

denn auch der Bischof von Mainz mit Recht: „Es ist mir unbegreiflich, wie man denn soviel Wesens von der Herrlichkeit des Gesetzes machen kann, da es doch nichts Anderes ist, als das Produkt dieser paar Menschenköpfe, die da miteinander berathen haben, (man kann da zusetzen, ohne von Gott und seinem ewigen Gesetze etwas wissen zu wollen, noch irgendwie darauf Rücksicht zu nehmen). Und noch unbegreiflicher ist es, daß das Volk einem solchen Gesetze irgend welche Achtung erweisen soll. Ganz anders aber ist es, wenn eine ewige, unveränderliche Norm für alles Recht in Gottes heiligen Willen anerkannt wird, und wenn dann das menschliche Recht der getreue Ausdruck dieses göttlichen Willens ist, so weit es den Menschen möglich ist, ihn zu finden. Dann hat das Gesetz seinen Grund in Gott; dann ist die Befolgung desselben eine Sache des Gewissens, dann ist die Verachtung des Gesetzes eine Verachtung der Wahrheit und des göttlichen Willens." [1]) Aber die Männer vom modernen Schlag und der Wille Gottes, wie reimt sich das zusammen?

Was den modernen „Männern" überhaupt eigenthümlich ist, ist der beachtenswerthe Umstand, daß die Stelle, wo sonst der Charakter, der Mann zu Hause ist, völlig leer steht oder aber angefüllt ist von Kriecherei, Stellenjägerei und einem für „Vielseitigkeit des Standpunktes" ungemein empfänglichen Sinn; dagegen ist bei ihnen an religiöser Gleichgiltigkeit, an Unglauben, ja, wie wir schon betont, an Haß gegen das Christenthum in der Regel großen Vorrath. Das sind nun freilich Dinge, die derjenige, welcher ein Mann, ein echter Mann sein will, nicht an sich haben darf. Daher gilt denn auch den Männern des modernen Schlags, wie sie jetzt in dem protestantischen Kaiserreich in's Kraut schießen, und als Hauptcharakterzug die Gewohnheit haben, alle paar Tage eine politische Wandlung, wenn nöthig, auf Commando vorzunehmen, das scharfe Urtheil Lord Byron's:

Sie haben Königsmördern Ruhm verliehen,
Und später alle Könige gelobt;
Sie haben „Hoch die Republik" geschrieen,
Und später gegen Republik getobt.
Jetzt sind sie liberal, doch stets erbötig,
Den Rock zu wechseln und die Haut wenn nöthig.

[1]) Von Ketteler: Freiheit, Autorität und Kirche. 9

Von solchen Männern kann es dann freilich nicht Wunder nehmen, wenn sie von leichtsinnigen Dingen so wichtig und von wichtigen Dingen so leichtsinnig reden.

Ein besonderes Genre unter den „Männern" des neuen Germanenreiches bilden die Professoren. Einer dieser Deutschensorte, der meines Wissens derweil in Erlangen auf einen Katheder abonnirt ist, hat es in den Schleswig-Holsteinertagen des „einzig berechtigten" Augustenburgers offen herausgesagt: „Ueberall sind Professoren dabei!" Leider Gottes sind sie aber in den letzten Jahren, namentlich seit 1866, auch dabei gewesen, wo rechtlich gesinnte Männer nie und nimmer dabei sein und mitthun wollen. Die Katheder haben wesentlich mitgeholfen, die Wissenschaft des modernen Faustrechts zu kultiviren und das Völkerrecht, ja das Recht überhaupt zu Grabe zu tragen. Daher ist denn Einer schon im Mai 1868 mit dem deutschen Professorenthum folgender Maßen in's Gericht gegangen, und zwar in der „demokratischen Correspondenz":

„Mich gelüstet's, ein Wort mit diesem Geist zu reden."

Es hätte längst sein sollen, aber ein altes Vorurtheil hielt uns die Hand zurück, so oft wir die Feder ansetzten. Gestehen wir's, wir haben eine deutsche Schwäche für die deutschen Universitäten. Sie gehören uns zu dem geistigen Nationalgut, welches lange Zeit der einzige gemeinsame Besitz war, den Deutschland kannte, und wie auch unser Verstand den Kopf dazu schütteln mochte, wenn eine böse Erfahrung über die andere seinem steigenden Unwillen Recht gab, Erinnerung wie Hoffnung kamen der alten Ueberlieferung des Respekts immer wieder zu Hilfe. Machen wir ein Ende mit dem Vorurtheil, es geht nicht länger. Stelle man die wissenschaftliche Bedeutung unserer Universitäten noch so hoch, mit der politischen Bedeutung unseres Professorenthums ist gründlich abzurechnen.

Wissen die Männer der Wissenschaft, was das heißt: die Würde unabhängiger Ueberzeugung? Wissen die Lehrer der Jugend, was das heißt: die Ehrenpflicht der Treue?—Bis 1866 glaubten wir, sie wüßten's; seit 1866 nicht mehr. Denn wenn in aller Felonie, die auf deutscher Erde begangen, der großpreußischen Volksvertretung unstreitig der erste Platz gebührt, der zweite gebührt ebenso unstreitig den Großwürdenträgern der deutschen Universi-

täten. In dem Aufschwung der Nation mit emporgetragen als Autoritäten des Rechts und der Rede, haben sie den Niedergang der Nation ebenso folgsam mitgemacht im Dienste der Gewalt. Von Kiel bis Tübingen, von Bonn bis Königsberg ist nicht eine deutsche Universität, die nicht ihr reichliches Contingent gestellt hätte zu dieser Fahnenflucht ohne Gleichen. Die um das winzigste Tüttelchen in einer alten Handschrift streiten mit der Hartnäckigkeit gelehrten Wissens, die ließen als werthlos fahren alle Ehre, alles Recht der Nation; der Eigensinn der Doktrin schlug um in die haltloseste Gefügigkeit, die jedes ihrer Worte sonst für sakrosankt gehalten zu sehen beanspruchen, die machten nun selbst nicht viel Federlesens damit und ließen dem Hochheiligen ihrerseits eine Behandlung angedeihen, die sie von keinem Studenten hinnehmen würden, ohne Rektor und Senat und Regierung und Fürst um schwere Ahndung und eklatante Genugthuung in Bewegung zu setzen.

In allen Kämpfen gibt's Sieger und Besiegte. Wer von den letzteren sich fortan für kampfunfähig erklärt, braucht darum noch kein schlechter Mann zu sein. „Ich kann nicht mehr an gegen das Schicksal", das mag ein geborener Veteran in Ehren sagen, mag abschließen mit seinem politischen Thun und anderen, frischeren Kräften die Fortsetzung des Kampfes auf dem neuen, veränderten Kampfplatz überlassen. Ob das Recht ist, richtet sich lediglich nach dem Maß seiner innewohnenden Kraft. Schlimmsten Falls thut er dann nicht Alles, was er thun könnte, aber nicht überschreitet er die Grenzen dessen, was er nicht thun dürfte. Groß nicht, aber rein tritt er von der öffentlichen Bühne. Anders bei uns die Professoren.

Bei den Wandlungen und Abfällen, die wir so zahlreich in den letzten Jahren erlebten, ist uns oft die vernichtende Schilderung in den Sinn gekommen, welche Schiller seine Maria Stuart von ihren Richtern geben läßt, die nach der mächtigen Feindin Willen das Recht beugten und ihr doch als die besten Männer des Landes entgegengehalten wurden, — etwa wie jetzt unsere sogenannten „besten Männer" sich selbst aufspielen. Auf solche Lobpreisung antwortet die Königin:

Doch solche Namen, die Ihr preisend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen sollen —

Mylord, ganz andre Rollen seh' ich sie
In den Geschichten dieses Landes spielen.
Ich sehe dieses edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Gesetze prägen und verrufen — —
Ich sehe diese würdigen Peers mit schnell
Vertauschter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern.

Man setze vier Jahre, und einen Glaubenswechsel wenigstens hat man in der deutschen Professorenwelt so vollständig und gründlich, wie die Geschichte nur je einen kennt.

Wir sprachen von der Ehrenpflicht der Treue. Man sollte meinen, besonders heilig müsse sie Männern sein, deren Ueberzeugung auf genauer Kenntniß, auf eingehender Prüfung beruht, und von ihnen selbst mit dem ganzen Gewicht solcher Kenntniß und Prüfung, mit der vollen Klarheit und Herrschaft über den Stoff vertreten wird, — Männern, deren Lebensstellung schon an sich den Wechsel einer „schnell vertauschten Ueberzeugung" auszuschließen scheint, — Männern, deren Amt unzweifelhaft die sittliche Verpflichtung einschließt, dem unter ihrer Leitung heranwachsenden Geschlecht ihr eigene Lehre nicht zum Gespött, ihr Beispiel nicht verächtlich zu machen. Aber hier! welches Anrecht auf Respekt bei der Jugend haben Diejenigen, die, was sie eben noch als wahr verkündet, nun Wort für Wort Lügen strafen, und wofür sie eben noch sich verschworen hoch und theuer, nun als Unrecht in den Staub treten, und wofür sie eben noch ihr Ansehen, ihre Persönlichkeit, ihre Ehre einsetzten, nun hinter sich werfen als einen werthlosen Wisch! Und vollends ihre Ansprüche, noch ferner auf politischem Gebiet etwas sein zu wollen — ja, wenn die bindendsten Verpflichtungen der vier Jahre vor 1866 die vier Wochen Krieg 1866 nicht überlebten, welche Bürgschaft bieten denn diese Männer, daß was sie nach 1866 als ihre Ueberzeugung bekennen, nicht abermals und noch rascher wechselt! sie sind Ankläger, Zeugen, Richter gegen sich selbst.

Und die Sache von einer andern Seite genommen. In der Politik geschlagen, haben die Männer den ehrenvollsten Rückzug in die wissenschaftliche Thätigkeit. Nichts schneidet ihnen diesen Rückzug ab; niemand würde ihnen den verdenken, sie kehren damit nur

von einer Pflicht, in deren Erfüllung sie scheiterten, zu einer andern ältern zurück. Aber — das ist ihre schwerste Schuld — solche Resignation ist nicht ihre Sache; die Gewohnheit ist stärker als die Treue gegen das Prinzip, gegen Wissenschaft, Amt, gegen sich selbst; der Gewohnheitsredner geht durch mit dem Mann, und nach wie vor „sind Professoren überall dabei." In dem Augenblicke, wo sie die Nichtigkeit all ihrer großen Worte selbst erweisen, begehren sie das Recht, von neuem große Worte zu machen; ihr Gesinnungswechsel ist ihnen genügender Anspruch auf öffentliches Vertrauen, ihre Ueberläuferei selbst wird ihnen zum Anrecht auf dauernde Führerschaft.

Haltungslos, würdelos — so werden sie die Wissenschaft kaum, das Volk gewiß nicht fördern. Um jene ist uns trotzdem nicht bange; dieses kann und wird, so hoffen wir, sich ihrer erwehren; aber die Jugend, die unter solcher Lehrer Einfluß und Beispiel heranwächst—was wird aus der? Und diese Jugend ist unsere Zukunft. Die zu retten ist an erster Stelle Sache des Bürgerthums, welches im öffentlichen Verfahren sein Mannes-Verdikt sprechen muß, daß seine Söhne sich daran aufrichten und an den Vätern das Beispiel unbeugsamen Rechts- und Freiheitssinnes nehmen, ohne den alles Wissen und Können doch nichts ist als ein tönend Erz und eine klingende Schelle."

Also lautete schon das Urtheil im Jahr 1868 über Jene, die am meisten in Deutschland gewohnt waren, sich für Männer zu halten und auszugeben. Seitdem aber kamen 1870 und 71, evangelisches Kaiserthum und deutscher Reichstag und ähnliche schöne Sachen dazu, an denen unsere Professoren ihre kindliche oder wer lieber will, kindische Freude haben, und dieser Männer Gesinnungswechsel und der damals entspringende Anspruch auf öffentliches Vertrauen, sowie ihre Ueberläuferei von der Wahrheit zur Lüge, vom Recht in den Dienst der Gewalt, vom Princip zum Reden und Schreiben wie sie wissen, daß man es gerne hört, und das hieraus sich ergebende Anrecht auf dauernde Führerschaft, ist jetzt fait accompli, glorios vollendete That: was sie im Jahr 1866 mit so großer, verwunderlicher Eile zu werden anfingen, das sind sie jetzt, voll und ganz, Männer, d. h. solche, wie das moderne deutsche Reich und sein Kanzler sie wünscht und braucht; sie haben die wenig beneidenswerthe Aufgabe, die Gewalt, den

Militärstaat und nach der andern Seite seines Doppelgesichts zugleich Polizeistaat, dazu den modernen Krieg in Kunst und Wissenschaft zu glorificiren und für die ganze Barbarei die deutsche Jugend zu exaltiren, — und sie thun's. Man sehe doch nur ihrem Geschäfte zu! Was haben sie denn aus der Wissenschaft schon seit Jahren gemacht, diese Herren Professoren? Sie, die Tag und Nacht von der Furcht geplagt sind, die Wissenschaft werde ihnen noch unter den Händen von den „Ultramontanen zur Magd der Kirche und Religion herabgewürdigt", haben sie unbedenklich zur Magd des Staates und Hofes degradirt und sie geradezu dem deutschen Reichskanzler zu Dienste gestellt, um Alles, was diesem Herrn zu sagen und zu thun einfällt, in Wahrheit, Recht und Gesetz zu verwandeln, unbekümmert um den peinlichen Ruf, als wissenschaftliche Charlatane und Abenteurer zu gelten. Görres sagt einmal von dem Professorenthum einer andern Zeit und eines andern Landes: „Die schönen Künste, anmuthige Verführerinnen, sind mit galanter Willfährigkeit aufgenommen und courfähig erklärt worden. Die Dichter in ihrem Gefolge zogen in ihren Laboratorien wohlriechende Essenzen aus Kräutern und Blüthen ab, und parfürmirten damit ihre künstlichen Blumensträuße, daß der feinste Geschmack sie nimmermehr von den natürlichen zu unterscheiden vermochte. Die Weltgeschichte ist natürlich Geschichte der feinen Welt geworden, und die Hofhistorie auf die zierlichste Weise in den Denkwürdigkeiten, goldene Aepfel in silbernen Schalen, ausgegeben. Akademien in den Vorzimmern des Hofes haben die Wissenschaften abgerichtet, daß sie sich verneigen und von Zeit zu Zeit Kunststücke produziren, während die Universitäten mit patentmäßiger Weisheit das Geäder des Staates ausspritzen." [1]) Das ist aber nur ein schwaches Conterfei von dem, was sich eben jetzt unsere Professoren, Dichter, Historiker, Künstler durch die Bank weg im deutschen Kaiserreiche angelegen sein lassen. [2])

[1]) Europa und die Revolution.

[2]) Außer dem Reichsversemacher Oskar von Redwitz verdient hier der Dichter Emanuel Geibel erwähnt zu werden; derselbe veröffentlicht in der „Gegenwart" auf den Fürsten Bismarck folgende Verse, welche zur Illustration der „deutschen Manneswürde" dienen mögen, von denen unsere Vertreter der deutschen Sittlichkeit soviel reden:

So ist es also um die Männer des modernen Germanenreiches bestellt; wer sie zählen wollte, bekäme viel zu thun und große Register anzulegen; wer sie aber nur zu wägen kommt, kann sich sein Geschäft leichter machen und eher damit fertig werden. Freilich aber, Männer zählt man nicht, sie wägt man. Darum halte ein Jeder, was er will von den Männern des neuen deutschen Kaiserreichs: ich für meine Person leide vor ihnen nicht an übermäßigem Respekt. [1])

Herkules.

Der am Main die Hyder bezwang und den rasenden Leuen
Ueber dem Rhein in den Staub rang mit gewaltigem Arm,
Kämpft jetzt wider des römischen Sumpfs lichtscheues Geflügel,
Treffend, in Feuer getaucht, rauschen die Pfeile dahin.
Polnischer Trotz, jesuitische Wuth, altkirchliche Herrschsucht,
Aus drei Köpfen zugleich bellen sie, Starker, dich an.
Doch du fürchtest den Cerberus nicht, du ergreifst ihn am Halse,
Und dem versammelten Volke zeigst du die Zwittergeburt.
Dir auch ward es verhängt, den Stall des Augias zu säubern;
Doch kein Besen genügt für den unendlichen Wust.
Mächtig leite die Wogen der Zeit in die starrenden Wände,
Und der lebendige Strom schwemme den Moder hinweg.
Ruhig, sicher und fest, wie das Himmelsgewölbe der Atlas
Auf der Schulter von Erz trägst du die Säulen des Reichs.
Möge der Tag fern sein, der einst von der Bürde dich abruft;
Denn kein Zweiter fürwahr lebt, der sie trüge wie du.

Die „Frankf. Ztg." stellt diesem Erguss nachstehende ihr zur Veröffentlichung zugehende Strophen gegenüber:

Emanuel Geibel im Jahre 1872.

Der auf gepolstertem Pfühl und hinter dem wärmenden Ofen
Frankreichs Heer in den Staub rang mit gewaltigem Maul,
Ruft jetzt aus byzantinischem Sumpf sein breites Gequake;
Eckig, in hölzernem Takt, stolpern die Verse dahin.
Hättest du doch wie sonst, im Backfischteich dich getummelt
Und das politische Feld nie zu betreten gewagt!
Doch du fürchtest dich nicht, du besteigst den hinkenden Klepper,
Und dem versammelten Volke zeigst du die Zwittergeburt,
Den du mit Unrath füllest, den Stall, ich will ihn nicht säubern,
Denn kein Besen genügt für den unendlichen Wust.
Ach die Woge der Zeit putzt nicht die schmutzigen Wände,
Selbst der lebendige Strom schwemmt nicht den Moder hinweg.
Ruhig, sicher und ernst, als wärest mit ihm du geboren,
Uns zur ergötzlichen Schau trägst du den wedelnden Schweif.
Möge der Tag fern sein, der die komische Bürde dir abnimmt,
Denn kein Zweiter fürwahr lebt, der sie trüge wie du!

[1]) Einen gelungenen, aber schlimmen Streich haben die Franzosen den „deutschen Männern" gespielt mit dem Buche „Deutschland in den Tuilerien von 1850—1870". Das Buch enthält 1821 Briefe an den gewesenen Kaiser

Gibt es denn aber in dem neuen deutschen Reiche keine Männer mehr, die das wahrhaft sind, was sie heißen? O ja, wir meinen, es gibt deren schon, aber im Reiche Bismarcks kann man sie, — und das ist eine schlimme Eigenheit dieses Reiches — nicht brauchen, will sie also auch nicht finden, in Windthorst aber verfolgt man eben einen. „Wir haben einen höchst ausgezeichneten Mann gekannt, schrieb Einer vor zehn Jahren, — welcher der diplomatischen Carriere folgte. Derselbe pflegte zu sagen: „Es ist sonderbar, die Regierungen beklagen sich überall, daß es keine Männer mehr gebe, auf die man Großes legen könne. Mich hat mein Beruf durch alle deutschen Hauptstädte herumgeführt. Ich habe in Wien, Berlin, München, Dresden, Kassel, Stuttgart, Carlsruhe und Frankfurt Jahre oder wenigstens Monate zugebracht. Ich habe überall nach Geist und Charakter brauchbare, vertrauenswürdige Männer gefunden. Nur die Regierungen wissen sie nicht zu finden. Woher das wohl kommen mag?" — Das ist nun freilich auch heute noch wahr, daß die Regierungen die Männer nicht zu finden wissen; aber davon, daß sie sich darüber jetzt auch noch beklagen, habe ich schon lange nichts mehr gehört. Ich weiß nicht, was heutzutage viele Staatslenker und Fürsten regieren heißen; ich meines Theiles halte dafür, Regieren sei die Kunst, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Ein rechter Mann ist aber einer noch lange nicht, der nur Talente hat; im Gegentheil, je mehr Talente einer hat, ohne sittlichen Charakter und sittliche Würde mitzubesitzen, um so weniger ist er brauchbar. Ein rechter Mann ist auch jener nicht, der keinen Gott hat; ihm kann kein Fürst und kein Volk vertrauen. Leider aber wird heutzutage bei der Auslese der Männer auf Alles eher geachtet als auf dieses wichtige Stück an einem Manne. Daher geht denn auch Jenen,

der Franzosen. Schweifwedelei spielt hiebei eine Hauptrolle. Wahrhaft ekelerregend ist es aber, in dem fatalen Buche Namen zu finden, z. B. den Professor Mommsen, den Herrn von Blankenburg und dergleichen, die heutzutage nicht deutsch genug thun und sein können, wo es nun eben zeitgemäß ist, gegen die „vaterlandslosen, reichsfeindlichen" Ultramontanen aufzukreischen. Die „Neue Bad. Landeszeitung" sagt mit Recht zu der bösen Enthüllung: „Der Leser wird unwillkührlich an jenen grollenden Ausruf Börne's erinnert: Andere Völker mögen Sklaven sein, man mag an sie die Kette legen, um sie mit Gewalt darniederhalten zu können; aber die Deutschen sind Bediente, man kann sie frei im Hause herumlaufen lassen." Eines aber ist trostreich für uns: Ultramontane sind keine darunter.

welche die Männer aussuchen, nicht blos die Frömmigkeit und Demuth Kaiser Karls des Großen, sondern noch etwas, nämlich auch seine politische Einsicht ab; denn er sagt in seinen Capitularien: Ego credere non possum, quod ii, qui Deo et sacerdotibus inobedientes sunt, erga civitates et principes — fideles esse possunt. Ein rechter Mann ist ferner jener nicht, der aus eigennützigem Stande ist. Es ist ganz richtig: „Es gibt aufopfernde und eigennützige Stände. Zu Rathgebern der Gesellschaft und ihrer Könige taugen nur die ersten. Auch die letzten sollen in ihren Vertretern gehört werden, denn es ist billig und gerecht, daß man auch ihre Interessen berücksichtigt, aber man vergesse nicht: „Sie sprechen für sich." Es ist aber gerade der Eigennutz ein recht hervorstechender Charakterzug der modernen Männer, ja vielleicht bereits Nationaltugend im neuen Kaiserreich. Oder was war es denn, das so manchen in Hannover, Kurhessen, Nassau u. s. w. schon vor 1866 und 1869 nicht ruhen ließ, bis der Tag erschien, wo er zu Gunsten Preußens und des neuen Reiches an seinem Landesfürsten Meineid und Verrath begehen durfte? Es war Eigennutz, wahre und eingebildete Aussichten auf Anstellung und Beförderung im neuen Reiche. Solchen Männern also ist nicht zu trauen, denn es könnte ja über kurz oder lang die Lage eintreten, wo es ihnen wieder zuträglicher und zweckmäßiger erscheint, unter dem Titel: Nationale Gesinnung und Opferwilligkeit zu Gunsten eines Dritten an Großpreußen dasselbe zu begehen, was sie 1866 und 1870 an ihrem Landesfürsten begangen haben. Es sind darum auch nicht rechte Männer. Diese aber, selbst im modernen deutschen Kaiserreich, noch zu finden, wäre gar nicht so schwer, wenn man sie, wie gesagt, finden wollte. Man dürfte nur höhern Orts der Polizei den Auftrag geben, bei gewissen Männern, namentlich bei gewissenhaften Katholiken, statt nach ihrer Staatsgefährlichkeit und Neigung zu Verrath und Conspiration gegen das neue Reich, nach ihrer staatsmännischen Tüchtigkeit, ihrer Gewissenhaftigkeit und uneigennützigen Aufopferung zu spähen, nicht um diese Eigenschaften dann zu perhorresciren, sondern mit der Person, der sie anhaften, am rechten Platz zu verwenden. Daher hat der scharfsinnige Mann, dem wir so oft in dieser Schrift, ohne seinen Namen zu nennen, das Wort eingeräumt, ganz Recht, wenn er sich wundert, daß noch kein Fürst auf

den Gedanken einer negativen geheimen Polizei gekommen ist, die das Umgekehrte von der bekannten wäre. Wie diese sich damit beschäftigt, das latente Schlechte und die gefährlichen Individualitäten auszuforschen und der Regierung bekannt zu geben, würde die andere die Aufsuchung des latenten Guten und der vertrauenswürdigen, in den verschiedenen Sphären und Geschäften brauchbaren und mit Auszeichnung zu verwendenden Personen als Aufgabe haben. Diese von uns sogenannte negative Polizei wäre denn eine positive Maßregel, während die gewöhnliche eine negative ist, und jene wäre in dem großen Vortheile aller positiven Maßregeln über die auf Erden allerdings nie völlig zu entbehrenden negativen. Denn das erzielte Gut schließt allemal das Schlechte aus; das abgehaltene Schlechte führt aber noch nicht das Gute herbei. — Die Schwierigkeit läge in den Trägern dieses wahrhaft fürstlichen Mandats. Denn wenn es wahr ist, daß jede Tüchtigkeit nur von der Ebenbürtigkeit richtig erkannt und verstanden wird, und es sich dabei, wie von selbst einleuchtet, nicht um ordinäre Befähigungen, sondern um das Ungewöhnliche und Ausgezeichnete in seiner Art handeln muß, so würde sich die Wahl der als solche geheime Polizeiagenten zu Bestellenden innerhalb sehr enger Schranken bewegen. Dazu kommt, daß das Beste gewöhnlich verborgener liegt, als die meisten Menschen glauben, wenigstens so ferne es den Charakter angeht. Es gelänge doch aber schon, wenn man in dieser Weise Versuche machen wollte. Jedenfalls wäre man in Einem erleichtert: daß kein Ehrenmann sich zu solchem Geschäfte zu erbieten Bedenken tragen würde."

Wozu denn aber noch lange reden von Dingen, die niemals, am allerwenigsten in dem neuen Kaiserreiche, geschehen werden? Constatiren wir darum vielmehr, daß bezüglich der Wahl und Verwendung von Männern, die deutsche Reichspolitik dahin lauten dürfte: „Lieber wollen wir mit unserm evangelischen Kaiserthum zum Teufel fahren, als mit Hülfe der Ultramontanen seine Angelegenheiten bestellen und in den Himmel kommen: wir können im neuen Reiche Alle brauchen, Freimaurer und Juden zuerst, dann Renegaten und Apostaten, nur keine Ultramontane!" Das ist so ziemlich der Sinn der Reden Bismarck's und Compagnie gegen Windthorst und seine Genossen in Sachen mangelnder Parität bei Besetzung von Staatsämtern im preußischen Landtag Ende Januar gewesen.

Am Schlusse dieses Kapitals möge aber noch gesagt sein, woher es denn kommt, daß die Männer, die heutzutage die Geschicke der Völker, theils als Regenten, theils als negotiorum gestores leiten, auch die größten, so ordinär, klein und kleinlich sind. Es kommt daher, weil ihnen die Religion, der lebendige christliche Glaube, und eben deßhalb der richtige Blick in die Schäden der Zeit und, wo sie richtig sehen, wieder die Entschiedenheit mangelt, das, was sie thun müßten, wirklich zu thun, und was sie nicht thun dürften, zu unterlassen: weil sie stets erwägen, was man thun könne und was man nicht thun könne, aber niemals erkennen und bekennen, daß es Dinge gebe, die man thun müsse, und Dinge, die man niemals thun dürfe; weil sie Theologie verstehen sollten und nicht einmal den Katechismus wissen; weil sie zu ihren Berathungen und Regierungsgeschäften Priester zuziehen sollten, und nicht einmal Christen zulassen. Darum hatten die „Histor.-pol. Blätter" ganz Recht, wenn sie letztes Jahr schrieben: „Unsere Staatsmänner tappen hin und her, parlamentiren, dociren, definiren, probiren, philosophiren, octroyiren, modelliren und assimiliren mit Verordnungen, Gesetzen, Polizei, Kerker, Kanonen, Festungen, und das was allein helfen, was allein gesundere Zustände schaffen kann, das kennen sie nicht und wollen es nicht kennen. Es ist das, was der ungläubige Friedrich II. von Preußen seinem Minister abverlangte, als er ihm sagte: „Hör Er, schaff Er mir wieder Religion in's Land!" — nur daß dieselbe leichter hinauszuschaffen, als hereinzubringen ist." — Von Religion, und sich verstehe darunter das Christenthum, wollen aber unsere Staats- und Regierungsmänner weder für sich noch für das Volk mehr etwas wissen. Daher gilt ihnen und ihren Thaten, mögen diese auch mit großem Weltspektakel sich vollziehen, das ernste Wort des Propheten: „Schreibe diesen Mann als unfruchtbar an, der in seinen Tagen kein Glück haben wird."

Das evangelische Kaiserthum und die kath. Bischöfe.

Die von Gott bestellten Wardeine katholischer Interessen, die Hüter des heiligen Gral's und sein.r Schätze, der geoffenbarten Wahrheit und christlichen Liebe, die gotternannten Ephoren aller Christen und ihres christlichen Wandels, die Vertheidiger kirchlicher Rechte und Freiheit, die Hirten der Seelen sind die Bischöfe. Der Verlauf aber, den jetzt die Dinge in dem neuen Reiche gegenüber der katholischen Kirche, ihrer Rechte und Interessen nehmen, ist derart, daß die Bischöfe ihr Hirtenamt fernerhin kaum mehr versehen werden können, ohne mit den Wärtern des evangelischen Kaiserthums und seiner Interessen in feindlichen Zusammenstoß zu gerathen. Darum kann und will ich diese Schrift nicht schließen, ohne auch etwas von den katholischen Bischöfen in ihrem Bezuge zu dem neuen Kaiserreich zu sagen.

Da wäre nun über das Verhalten, das den katholischen Bischöfen von Gott und Amtswegen in dem „evangelischen Kaiserthum" zusteht, schon ein freimüthiges Wort zu reden, und dieses freimüthige Wort auszusprechen, kann einem Katholiken nicht benommen sein, vorausgesetzt, daß er darüber nicht vergißt, wen die Katholiken in ihren Bischöfen zu verehren haben, die Hirten der Seelen, welche der hl. Geist gesetzt, die Kirche Gottes zu regieren. Das verspricht nun der Verfasser niemals im Leben vergessen zu wollen, und zwar deßhalb nicht, weil er in dem katholischen Episkopate eine göttliche Institution und einen wesentlichen Bestandtheil der Kirche Gottes erkennt. Dieser aber hat sich der Verfasser

von Kindheit an mit Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit verschrieben. Er hat in jungen Studentenjahren einmal in einer Vorrede des Cardinals Wiseman zu seinen „Vermischten Aufsätzen" gelesen, wie der Cardinal beim Durchblättern dieser Aufsätze, die er vor langen Jahren geschrieben, gefunden, daß er schon damals dieselbe Gesinnung gehabt, wie jetzt, wo er sich nach langer Zeit nochmals sammle, daß also in seiner Ueberzeugung nicht der geringste Wechsel stattgefunden, und dessen freue er sich; es könnte aber Jemand diese seine Worte menschlicher Eitelkeit zuschreiben; darum wolle er sagen, wie es komme, daß er sich in seiner Ueberzeugung allezeit gleichgeblieben sei. Er habe nämlich in früheren Jahren schon den Entschluß gefaßt, der katholischen Kirche, ihren Lehren und Geboten für sein ganzes Leben unverbrüchlich treu und gehorsam zu bleiben und diesen Schwur seiner Jugend, der ihn niemals gereut, habe er allezeit treu behalten. Das zu bekennen, schäme er sich nicht. Diese Worte haben aber damals tiefen Eindruck auf mich gemacht und haben meine Liebe und Anhänglichkeit an die katholische Kirche gewaltig erhöht, und die Worte Fenelon's, die ich mir in jenen Tagen auf das erste Blattt meines Tagebuches geschrieben, haben jene Begeisterung wahrlich nicht abgeschwächt: „O église Romaine! o cité sainte! o chère et commune patrie de tous les chrétiens! Il n'y a en Jésus-Christ ni Grec, ni Scythe, ni Barbare, ni Juif; tous sont un seul peuple dans votre sein, tous sont concitoyens de Rome et tout catholique est romain!" Deßhalb habe ich als junger Studiosus, und das zu sagen, schäme auch ich mich nicht, einen gleichen Schwur dem Cardinal nachgethan, für mein ganzes Leben der Kirche, ihren Lehren und Geboten unverbrüchlich treu und gehorsam zu bleiben und ihr jeden Schritt, jeden Athemzug, jeden Pulsschlag des Herzens, jeden Augenblick des Lebens, und wenn es sein müßte, jeden Tropfen Blutes zum Opfer zu bringen. Dieses Votum meiner Jugend aber, in der es bei mir in Kopf und Herz ziemlich stürmisch zugegangen, läßt bei der Freude, die es mir jetzt noch macht, und wurzelnd in der Ueberzeugung, daß in der katholischen Kirche Gott selbst die Menschenseele mit seiner himmlischen Wahrheit und Gnade erleuchtet uud heiligt, mir nicht zu, daß ich mich jemals des Frevels schuldig mache, einem Ausspruch der Kirche oder ihres Oberhauptes mich zu widersetzen. Ich

halte das Letztere an einem Katholiken für ein entsetzliches Unglück.— Dazu kommt noch, daß ich an dem Tage, wo ich von der Universität schied, ein Wort in mein Berufsleben mitbekam, das heute noch, ich hoffe, segensreich für mich, fortwirkt. Seinem „Lebewohl" fügte nämlich mein Seelenführer, an den mich Gott und mein Schutzengel für die Dauer meiner Universitätsjahre gewiesen, die katholische Mahnung bei: „Suchen Sie in Ihrem Wirken, soviel wie möglich, mit Ihrem Bischof zu gehen und vergessen Sie nicht hierin den hl. Laurentius nachzuahmen, der seinem zum Martertode gehenden Bischofe nachlief und nachrief: „Quo progrederis sine filio, Pater; quo, sacerdos sancte, sine ministro?" Dieses schöne Wort ist nun wirklich mitgewandert in's Leben, und zwar bis auf diese Stunde. Darum will der Verfasser, dessen eingedenk, ein für allemal constatiren, daß er in dem, was er über das Verhalten der Bischöfe dem „evangelischen Kaiserthum" gegenüber zu sagen hat, nicht im Geringsten der Ehrfurcht zu nahe treten möchte, welche ein Bischof der katholischen Kirche von jedem Katholiken zu fordern berechtigt ist.

Vor Allem ist nun, was sich denn doch nicht mehr verhehlen läßt, zu erwähnen, daß beim katholischen Volk durch die Bank weg ein etwas ärgerlicher Argwohn Eingang gefunden, die deutschen Bischöfe trügen, mit wenigen Ausnahmen, wenn nicht die ganze Schuld, so doch mit die Hauptschuld an dem Altkatholikenschwindel und der mörderischen Freude, welche die Regierungen des deutschen Reichs an diesem ihrem frommen Schooßkindlein haben, sowie an den Maßregeln, welche dieselben zur Pflege dieses erbärmlichen Skandals gegen die katholische Kirche bereits genommen und noch zu nehmen gedenken. Und wenn man freimüthig sein will, kann man dem katholischen Volke mit seinem Argwohne nicht allewege Unrecht geben. Wie ist nun aber das katholische Volk zu diesem Argwohn und dieser Argwohn zum katholischen Volke gekommen? — Das wissen wir Katholiken recht wohl: vor der Entscheidung war jeder Bischof in seinem Rechte, auch wenn er opponirte. Und auch das erkennen jetzt Viele an: die Unterwerfung der Bischöfe nach der Entscheidung hat jedenfalls ebensoviel genützt, als ihre Opposition vor der Entscheidung geschadet hat. Zwar machen Viele von der „Wissenschaft", vom Fortschritt, vom Protestantismus und alle Jene, die ähnliche Dinge in Verschleiß haben,

den katholischen Bischöfen ihre pflichtschuldige Unterwerfung zum Vorwurf: es solle das von Charakterschwäche, Knechtssinn und dergleichen Eigenheiten zeihen. Das ist aber auch gar nicht zum Verwundern; denn diese sämmtlichen Leute haben, wie dies Herr von Mallinckrodt im preußischen Abgeordnetenhaus gesagt, nicht das katholisch-theologische A b c inne; sonst müßten sie wissen, daß einem feierlichen Ausspruche der Kirche oder eines allgemeinen Concils in Glaubenssachen sich jeder Katholik, mag er Laie oder Priester, Minister oder Bischof, König oder Kaiser sein, zu unterwerfen habe und zwar als einer geoffenbarten Wahrheit, als einem Ausspruch des hl. Geistes, mag er vorher gemeint und gelehrt, für oder wider einen solchen Glaubenssatz geredet und geschrieben haben, was er will. In dieser Hinsicht also haben die deutschen Katholiken keinen Grund, mit ihren Bischöfen unzufrieden zu sein; sie erinnern sich vielmehr gerne des Wortes, das der heilige Gregor der Große von dem harten Glauben des Apostels Thomas gesagt: „Plus nobis Thomæ infidelitas ad fidem, quam fides credentium profuit."

Aber was dem katholischen Volke von seinen Bischöfen mitunter recht seltsam vorkam, das war für's Erste die unzeitige Veröffentlichung aller Aktenstücke, die im Concil berathen und verhandelt wurden. Die Katholiken wußten, daß Alle, die irgendwie am Concil betheiligt waren, einen Eid auf Verschwiegenheit geleistet hatten. Kaum war aber ein Aktenstück im Concil in Vorlage gekommen, so stand es am andern Tage auch schon in den Zeitungen, und in was für Zeitungen? — in den schlechtesten, die man sich denken kann; ja manchmal kündigten solche Blätter schon lange vorher an, was den Bischöfen an dem oder jenem Tage vorgelegt werden würde. Von den Reden, die in „g e h e i m e r" Sitzung gehalten wurden, brachte die „Augsb. Allg. Zeitung" geradezu fortlaufenden, und, wo sie nicht a b s i c h t l i c h fälschen wollte, wortgetreuen Bericht, wie von den gewöhnlichen deutschen Landtagssitzungen. Daher war es denn in der That nicht zu verwundern, wenn sich die Katholiken in der Ferne dem Argwohn hingaben, mitten im Concil, mitten unter den Bischöfen und ihren Theologen müßten Verräther sitzen, die, wie ihr Vorbild und Patron, seinen Herrn, so, über ihren Eidschwur sich wegsetzend, die Sache Gottes

täglich an die Feinde Christi und seiner Kirche verkauften. [1]) Für einen Verräther in ihrer Mitte konnten die Bischöfe nun freilich so wenig, als Christus und seine Apostel für den Judas gekonnt; daher wäre es Unrecht, die Bischöfe für jene unerklärlichen Veröffentlichungen verantwortlich zu machen. Aber das gewöhnliche Volk pflegt weniger zu unterscheiden und verlangt in so heiliger Sache von Allen und jedem Einzelnen, daß sie ohne Ausnahme für ihre katholische Ehre, ihren katholischen Eidschwur, ihr katholisches Gewissen einstehen, damit wir Katholiken vor Denen, die draußen stehen, uns nicht zu schämen brauchen. Daher waren die Katholiken vielfach sehr ungehalten, als sie sehen und erleben mußten, wie ein Freimaurerblatt, gewissermaßen der „amtliche Anzeiger" für die Vorgänge auf dem Concil werden konnte, und es hat dies der Würde der Kirchenversammlung bei vielen Katholiken sehr geschadet.

[1]) Die „Pfälzer Zeitung" brachte noch am 2. Mai d. J. über den muthmaßlichen Verräther folgenden Artikel: — „Die Presse, zumal die nationalliberale, beschäftigt sich in den letzten Tagen angelegentlich mit der wie es scheint bereits erfolgten, aber noch nicht officiell bekannt gemachten Ernennung des Cardinals Fürst Hohenlohe zum Gesandten des deutschen Reiches beim päpstlichen Stuhle. Die Berliner Offiziösen sehen darin pflichtschuldigst den Gipfel staatsmännischer Weisheit von Seiten des Reichskanzlers. So geschickt nun auch dieser „Schachzug" gegen die „Ultramontanen" allenfalls sein mag, so ungeschickt ist die Auslegung der dienstbaren Presse, welche nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß jene Ernennung nur zu dem Zwecke erfolgt sei, um den Katholiken damit Sand in die Augen zu streuen und den Papst zu überlisten. Nur einzelne nationalliberale Blätter, bei denen der fanatische Haß gegen Alles, was katholischer Geistlicher und gar Cardinal heißt, noch größer ist als ihr Servilismus gegen Berlin, sind mit der Wahl nicht einverstanden. Die Hauptorgane der „Ultramontanen" verhalten sich zu der Ernennung ziemlich kühl, offenbar in Erinnerung an die Rolle, welche der Cardinal Hohenlohe, Bruder unseres ehemaligen Ministers des Aeußern, bei dem letzten Concil gespielt hat oder haben soll. Er wurde nämlich beschuldigt, die vertraulich erhaltenen Aktenstücke zum Concil in fremde Hände gegeben, und bei Veröffentlichung der Concilsbriefe durch die „Allg. Ztg." die Hand im Spiele gehabt zu haben, was ihn jedoch nicht abgehalten hat, für die Infallibilität zu stimmen. Unseres Wissens ist jene Anschuldigung bis jetzt noch nicht in authentischer Form dementirt worden. Zur Empfehlung des Cardinals für den Gesandtschafts- oder Botschafter-Posten führen die nationalliberalen Blätter noch an, daß er ein Gegner der Jesuiten sei. Diese große Eigenschaft scheint allein schon zur Qualifikation für jenen hohen Posten zu genügen. Das „Mainzer Journal" schreibt: Gerade der Eifer mit dem die Officiösen uns (zur Wahl des Cardinals) gratuliren, muß uns bedenklich erscheinen, und zwar um so mehr, da sie mit dem Vorgehen der kaiserlichen Regierung gegen die Bischöfe und gegen die Jesuiten in so seltsamem Contrast steht. Will Fürst Bismarck uns sich freundlich erweisen, so braucht er dazu offenbar keinen

Und noch seltsamer und peinlicher mußte für's Zweite dem katholischen Volke die Veröffentlichung jener Aktenstücke vorkommen, in welchen — namentlich die deutschen Bischöfe protestirten und opponirten — zum Beispiel gegen die neue Geschäftsordnung, gegen die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Denn diese Aktenstücke und Proteste sind es zunächst, auf welche sich die deutschen „Staatsmänner" und Regierungen sogleich darauf beriefen und jetzt noch immer berufen. Und diese Aktenstücke enthalten in der That auch Dinge, die man, offen herausgesagt, von katholischen Bischöfen nicht erwarten sollte: sie zeigen in sofern eine recht große, aber gewiß ungerechtfertigte Rücksichtnahme auf die weltlichen Regierungen, als jene Aktenstücke gleichsam geeignet waren, den Anhängern der päpstlichen Unfehlbarkeit bange zu machen vor all dem, was die weltlichen Regierung wohl thun könnten. Nun haben diese Aktenstücke nicht der Majorität der Concilsbischöfe bange gemacht, wohl aber haben sie den weltlichen Regierungen vor der päpstlichen Unfehlbarkeit Furcht eingejagt, und trotzdem diese nun wirklich — gewiß nur scheinbar, große Furcht vor diesem Dogma an den Tag gelegt und vor seiner „Staatsgefährlichkeit" merkliches Entsetzen gezeigt, so ist doch noch lange nicht so viel erfolgt, als die protestirenden Bischöfe fürchten gemacht und in Aussicht gestellt haben. Wenn daher das katholische Volk über solche Dinge nicht erbaut war, wer will ihm denn das mit Recht

Cardinal; ein nicht in Vorurtheilen befangener Cultminister würde die Katholiken vollständig befriedigen. Aber kein Mensch wird sich in diesem Augenblick besonderer Freundlichkeiten versehen. Die antikirchliche Politik des Deutschen Reichs ist ja erst introduzirt; sie wird ihren Lauf vollenden; sie muß es, selbst wenn Bismarck in besserer Laune wäre, als er es zu sein scheint. Aber was soll dabei der kaiserliche Cardinal? Nun, es ist nicht gerade neu, daß man Cardinäle zur Repräsentation einer kirchenfeindlichen Politik vorschiebt. Hat sich nicht Joseph II. durch einen Cardinal Herzhan vertreten lassen? von anderen gar nicht zu reden. Der Purpur des Cardinals erspart in manchen Fällen das Erröthen. Der Cardinal verschafft dem kaiserlichen Gesandten Zutritt — selbst im Conclave. Der Cardinal gibt dem Kaiser, den er vertritt, im Consistorium wie im Concil Sitz und Stimme; daß Fürst Bismarck diese Vortheile nicht unterschätzt, dessen sind wir gewiß. Wie er sie aber zu nützen beabsichtigt, das erkennen wir daraus, daß er einen Hohenlohe zu seinem Gesandten gewählt — denselben Cardinal, welcher Professor Friedrich zu seinem theologischen Rathgeber gewählt hatte, den Bruder des bairischen Ministers, welcher die „altkatholische" Politik einleitete. Mögen uns darum die Officiösen nicht verübeln, wenn wir ihre Glückwnsche vorerst noch mit kühlem Herzen aufnehmen.

verargen? — Wir haben mehrfach gesehen und gelesen, daß die Berliner officiösen Blätter, daß deutsche Landtage und Ministerreden aus jenen Protesten Steine hervorholten, um sie auf die Glaubenslehre von der Unfehlbarkeit des kirchlichen Oberhauptes, auf die Kirche selbst und ihre Bekenner zu werfen. Nun will uns denn doch nicht einleuchten, daß die deutschen Bischöfe den Beruf haben sollen, den weltlichen, gottentfremdeten, antichristlichen Regierungen die Steine zu lesen, womit diese gegen die Kirche werfen.

Drittens erwarteten die Katholiken mit Recht von ihren Bischöfen, daß die Kirchenversammlung nicht als einen Verein blos natürlicher, rein menschlicher Kräfte, wie das ein deutscher Landtag mit seinen Gesetzgebungsfaktoren oder sonst ein Reichsparlament ist, ansehen würden, sondern als eine Versammlung mit übernatürlichem Charakter, in welcher der heilige Geist selbst durch die Bischöfe als rechtmäßige Organe die endgiltige Entscheidung trifft. Jene Proteste und Aktenstücke liefern aber fast den unumstößlichen Beweis, daß ihre Verfasser in dem Concil im Ganzen auch nichts Höheres zu erblicken schienen, als eben ein Abgeordnetenhaus, wo die Majorität über die Minorität nicht immer deßhalb überstimmend und besiegend hinweggeht, weil sie Wahrheit und Recht für sich hat, sondern eben nur weil sie größere Partei ist und mehr Stimmen zählt, und in Folge dessen die besiegte, unterliegende Partei mit Recht erbittert ist und gegen Vergewaltigung protestirt. Zu diesen Aktenstücken kommt noch ein anderer Beweis, der für diese Annahme spricht. Es steht fest, daß der berüchtigte Theologe des Cardinals Hohenlohe, der boshafte, kein Vertrauen und Geheimniß ehrende Apostat Dr. Friedrich in seinem „Tagebuch" über das Concil den Bischöfen viele Mährchen und Lügen aufbürdet; aber man weiß doch auch, daß nicht Alles unwahr ist, was er deutsche Bischöfe über die Kirchenversammlung in seinem „Tagebuch" sagen läßt. Manches davon ist aber nicht blos einer Kirchenversammlung, welche nach katholischer Glaubenslehre der heilige Geist mit seinem übernatürlichen Beistande leitet, sondern auch derer, die solches gesagt, — unwürdig. Wenn daher das katholische Volk, welches nicht eine solche rationalistische, sondern die kirchliche Ansicht von einem Concil hat und an den Beistand des heiligen

Geistes im Concil glaubt, (obgleich es nichts davon hört, daß er mitdisputirt, hitzige Broschüren schreibt, von Rom aus sie in Neapel drucken läßt und vertheilt), seinen Bischöfen gewisse Aktenstücke und Aeußerungen nicht allzu hoch zu Ehren rechnete, wen trifft denn dann die Schuld?

Noch ein Viertes mußte den Katholiken auffallen; die bewiesene Furcht der meisten deutschen Bischöfe vor der nun definirten Glaubenswahrheit. Einem gläubigen Katholiken wird die langdauernde Opposition vieler Bischöfe, obwohl diese vor der Definition das Recht dazu hatten, doch unbegreiflich bleiben: entweder war die päpstliche Unfehlbarkeit eine geoffenbarte Wahrheit, oder nicht; beides konnte aber gerade — nach katholischer Ueberzeugung die Abstimmung der Versammlung am sichersten klar stellen. War es aber eine von Gott geoffenbarte Wahrheit, warum sie der Welt vorenthalten und gegen sie so viele Bedenken tragen? Man stritt sich lange, ob opportun oder inopportun? meines Erachtens eine stets unnöthige Frage, über welche katholische Bischöfe nie viele Worte verlieren sollten: die Wahrheit namentlich die geoffenbarte, war und ist der Welt stets inopportun und wird es ihr immer sein: sie hat die ewige, lebendige Wahrheit gekreuzigt, und hätte diese warten wollen, bis sie zeitgemäß in der Welt gewesen, wahrhaftig, sie hätte noch zu kommen. Aber gerade wann es der Welt inopportun ist, die Wahrheit zu hören, dann ist es für die Kirche an der Zeit, ihr die Wahrheit zu sagen. Wozu also Menschenfurcht vor dem Worte Gottes haben und gleichsam dem heiligen Geist Verhaltungsregeln geben wollen, wann und wo es sich für ihn schicke, das Wort Gottes durch die Kirche den Menschen zu verkünden? Das Wort Gottes ist ein zweischneidiges Schwert, und soll auch auf die modernen Staaten und ihre negotorium gestores einhauen, bis es durchdringt. Wer soll denn aber den modernen Regierungen das Wort Gottes verkünden, als Leitstern und Richtschnur vorstellen, wenn sich die von Gott dazu beauftragten Gesandten, die katholischen Bischöfe, fürchten?

Was die offene, furchtlose Verkündung der katholischen Glaubenswahrheit vermag, dafür hat der Bischof von Mainz auf dem ersten deutschen Reichstag ein eklatantes Beispiel geliefert. Der Vorurtheile gegen das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit waren es am Ende so große und viele geworden, daß der Reichs-

tagsabgeordnete und Bürgermeister Fischer von Augsburg, der gar noch vorgab, Katholik zu sein, in der 28. Sitzung zu Berlin von dem protestantischen Norddeutschland zu sagen wagte, durch jenes Dogma habe man einem Menschen göttliche Eigenschaften angedichtet und den alten Gott zum Statthalter des Papstes degradirt. Eine so unerhörte und schmähliche öffentliche Verleumdung der Katholiken und ihres Glaubens aber war denn doch dem unerschrockenen Bischof von Mainz unerträglich, wie sie ja jedes katholische Herz im tiefsten Grunde empören mußte. Darum hat er sich denn alsbald den großen Verleumder der katholischen Kirche vorgefordert und ist mit ihm vor demselben Publikum, vor dem er seine gewissenlose Verleumdung ausgesagt, folgendermaßen in's Gericht gegangen:

„Ich erlaube mir, den Mitgliedern des Reichstages zu der Discussion über das Gesetz, betreffend die Ergänzung des Strafgesetzbuchs, über die Entstellungen und Beschuldigungen des Herrn Abgeordneten Fischer von Augsburg zwei Berichtigungen nachträglich vorzulegen.

Der genannte Herr Abgeordnete hat sich nicht gescheut, vor Ihnen, einer vorwiegend protestantischen Versammlung, in der 28. Sitzung zu behaupten, daß auf dem Concil zu Rom ein Mensch als unfehlbar erklärt worden sei; daß man dort einem Menschen göttliche Eigenschaften angedichtet und den alten Gott zum Statthalter des Papstes degradirt habe. (Stenographischer Bericht Seite 475.) Er hat in dieser Rede sich wiederholt als einen Katholiken bezeichnet, um sich dadurch vor Ihnen als glaubwürdigen Zeugen seiner Behauptungen wider die Kirche zu legitimiren.

Wenn an der vorstehenden Behauptung nur ein Schatten von Wahrheit wäre, so gäbe es kaum einen Ausdruck, um eine solche Lehr-Entscheidung zu bezeichnen. Eine solche Behauptung stellt sämmtliche katholische Bischöfe der Welt, welche in Rom versammelt waren, als schwachsinnige Thoren, oder als boshafte Verbrecher hin. Weiter könnte der Wahn in der That nicht gehen.

Im Reichstage selbst konnte ich auf eine theologische Discussion nicht eingehen. Da ich aber als Bischof der Versammlung in Rom beigewohnt habe und jetzt als Abgeordneter dem Reichstage anwohne, in welchem dieses falsche Zeugniß gegen die Kirche abgelegt worden ist, so glaube ich zu dieser Berichtigung verpflichtet und berechtigt zu sein.

Das vaticanische Concil lehrt mit keinem Worte, daß der Papst unfehlbar ist, sondern vielmehr, daß das päpstliche Lehramt, wenn es eine feierliche Entscheidung über den wahren Sinn des Wortes Gottes gibt, über die Lehre Christi und der Apostel, durch einen besonderen Beistand Gottes vor Irrthum bewahrt werde.

Liegt nun in dieser Lehre, daß Gott den Papst bei seinen Lehrentscheidungen vor Irrthum bewahre, die Behauptung, daß der Papst göttliche Eigenschaften habe? Liegt darin eine, um mit Herrn Fischer zu reden, Degradirung Gottes?

Zwei Erörterungen mögen dies klar stellen.

Die gläubigen Protestanten lehren gleichmäßig mit uns Katholiken, daß die heilige Schrift das Wort Gottes ist. Da Gott selbst die heilige Schrift nicht unmittelbar geschrieben hat, so ist sie selbstverständlich nur dadurch Gottes Wort, daß Gott den Verfassern einen übernatürlichen Beistand gewährt hat. Nur dann hat die Benennung „Wort Gottes" für jene Bücher einen Sinn, und lediglich in dieser Voraussetzung hat das gesammte Christenthum jenes Buch „Wort Gottes" genannt. Liegt nun darin eine Vergöttlichung der Verfasser dieser Bücher? Liegt darin die Behauptung, daß denselben göttliche Eigenschaften zukämen? Liegt darin eine „Degradirung" Gottes?

Dieser Unsinn ist bisher noch Niemanden eingefallen. Eben so unsinnig ist aber die Behauptung, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes dies Alles enthalte. Sie stimmt im Wesen ganz mit jener Lehre überein. Wie jene behauptet, daß die Verfasser der heiligen Schrift eines göttlichen Beistandes gewürdigt waren, um den Inhalt der heiligen Schrift niederzuschreiben; so behauptet diese, daß das kirchliche Lehramt, sei es der Papst allein oder die mit dem Papst vereinigten Bischöfe, göttlichen Beistand erhalte, nicht zu dem Zwecke um neue Offenbarungen niederzuschreiben und so gewissermaßen die Bücher der heiligen Schrift zu vermehren, sondern nur die in dem geoffenbarten Worte Gottes enthaltene Lehre vor jeder Verfälschung frei zu bewahren. Der Unterschied besteht lediglich in der Weise und in dem Umfange dieses göttlichen Beistandes, welcher bei den Verfassern der heiligen Schrift ein viel ausgedehnterer war, indem er ihnen verliehen wurde, um jene heiligen Bücher zu verfassen, während er dem Papste und den Bischöfen nur verliehen wird,

um die bereits gegebene Offenbarung alle Zeit vor Mißdeutung zu schützen.

Ob Gott überhaupt Menschen einen solchen Beistand gegeben, darum handelt es sich in dem vorliegenden Falle durchaus nicht. Darüber werden gläubige Christen auf der einen Seite, sowohl Katholiken wie Protestanten, und Rationalisten auf der andern Seite grundverschiedener Ansicht sein. Hier handelt es sich nur darum, ob die Behauptung eines solchen göttlichen Beistandes ohne Ungerechtigkeit eine Menschenvergötterung und eine Degradirung Gottes genannt werden kann; und darüber werden alle redlichen Urtheile zusammentreffen, daß nur Gedankenlosigkeit, Unwissenheit oder böswillige Entstellung zu solchem Urtheil kommen kann.

Die zweite Erörterung führt ganz zu demselben Resultate.

Alle gläubigen Christen nehmen an, daß mit der Taufhandlung welche äußerlich von Menschen vorgenommen wird, für den Täufling eine Wirkung verbunden sei, welche über die Naturkräfte hinausgeht. Wie wir uns diese Wirkung inhaltlich denken, darauf kömmt es hier nicht an. Ebenso wenig, ob eine solche Wirkung wirklich eintritt, was gleichfalls die Rationalisten leugnen. Dagegen ist es eine feststehende, unleugbare Thatsache, daß alle gläubige Christen durch alle Jahrhunderte und in allen verschiedenen Confessionen geglaubt haben und noch glauben, daß mit der Taufhandlung eine Wirkung durch Gottes Allmacht verbunden sei, welche nicht lediglich eine naturnothwendige Folge der äußerlich vorgenommenen menschlichen Handlung ist.

Darf man nun, weil wir Christen glauben, daß eine Handlung, welche von Menschen vorgenommen wird, eine Wirkung habe, die nur von Gott kommen kann, uns deßhalb den Vorwurf machen, daß wir jenen Menschen, welche die Taufe verrichten, göttliche Eigenschaften beilegen, dadurch, daß wir Gott selbst degradiren? Das ist wieder eine Ansicht, welche noch nie einem vernünftigen Menschen, so lange das Christenthum besteht, eingefallen ist. So etwas ist lediglich unserer Zeit vorbehalten, nämlich Jenen, welche wegen der Lehre von der Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes gegen die Katholiken einen solchen Vorwurf erheben. Beide Fälle stimmen auch in dieser Hinsicht bis auf die Nadelspitze ganz überein. Alle Christen glauben, daß, wenn der taufende Mensch die Taufhandlung vornimmt, der allmächtige Gott durch

denselben dem getauften Kinde in einer übernatürlichen Weise die Verdienste Christi mittheile.— Wir Katholiken glauben nun, daß wenn der Papst und die Bischöfe, bald zusammen, bald jener allein, feierliche Entscheidungen treffen über den Inhalt der Lehre Christi, der allmächtige Gott diesen Akt von Menschen, welche an sich dem Irrthum unterworfen sind und bleiben, vor dem Irrthum bewahrt. Und darin liegt die ganze Lehre von der Unfehlbarkeit. Wie jene Annahme den Menschen, welcher tauft, nicht für allmächtig hält, weil ja Gottes Allmacht durch ihn wirkt, so überträgt auch diese Annahme den Lehrern der Kirche keine göttliche Eigenschaft, weil ja Gottes Unfehlbarkeit es ist, welche sie in diesen Fällen vor Irrthum behütet.

In dieser Darlegung ist aber der ganze Thatbestand enthalten, und daraus ergibt sich, wie bodenlos, wie falsch, wie gänzlich unbegründet das Zeugniß war, welche der Abgeordnete Fischer vor dem deutschen Reichstage und dem ganzen protestantischen Norden über die Lehre seiner Kirche abgelegt hat. Er hat sie einfach entstellt, beschimpft und herabgewürdigt. Nur ein Fanatismus kann behaupten, daß die Lehre, Gott beschütze in den nicht häufigen Fällen feierlicher Lehrentscheidung schwache, dem Irrthum unterworfene Menschen vor Irrthum, eine Vergötterung dieser Menschen und eine Degradirung Gottes sei."

Berlin, 25. November 1871.

Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz.

Hat nun aber schon das freie edle Manneswort die Verheißung, daß es verblüfft, um wie viel mehr das Wort Gottes, frei und furchtlos von einem katholischen Bischof verkündigt: ja, es ist „lebendig und wirksam und dringt durch wie ein zweischneidiges Schwert", selbst wenn es im Berliner Reichstag verkündigt wird.

Darum ist es nach dieser monumentalen Ohrfeige, die der Nachfolger des hl. Bonifacius auf dem Stuhle zu Mainz wohlverdient Einem für Viele applicirt hat, in der That mit jener elenden Anschuldigung ziemlich stille geworden und die Erklärung des Bischofs von Mainz hatte auch das Segensreiche für die Kirche und jene Lehre, daß sie allen wohlmeinenden Protestanten ein klares Licht angezündet. Was nun aber da der geistreiche Prälat — ich kann nicht umhin, diese Bemerkung zu machen —

zunächst den Gegnern der definirten Glaubenslehre erklärte, das war ja allen Katholiken, die ihren Katechismus etwas kannten und verstanden, schon von vornherein klar und mußte es doch sicher auch den Bischöfen in Rom sein, und somit hatte die Opposition, wie sie sich auf dem Concil gegen diese Lehre geltend machte und doch nicht lediglich deren Inopportunität — laut der ausgegebenen Schriften zum Gegenstande hatte — innerlich ihre eigentliche Berechtigung verloren. Denn das wissen doch katholische Bischöfe, daß die Unfehlbarkeit eines Concils nicht in der großen Anzahl der gegenwärtigen Bischöfe, sondern lediglich in dem verheißenen Beistande des hl. Geistes ihren Grund hat: alle Bischöfe sind ja einzeln fehlbar; man möge aber Fehlbarkeiten addiren und multipliciren, soviele man wolle, es wird niemals die Unfehlbarkeit als Resultat herauskommen. Für den heiligen Geist ist es aber gerade so leicht, das Oberhaupt der Kirche für sich allein, als im Verein mit den Bischöfen der ganzen Welt vor Irrthum zu schützen. Es wird darum immer unbegreiflich bleiben, was denn so viele gelehrte Prälaten und zugleich große Theologen bewog, vor den Augen des Anstoß nehmenden katholischen Volkes einer wirklichen geoffenbarten Lehre so lange und so heftig zu opponiren.

Für uns Katholiken ist nun diese Sache schon seit dem 18. Juli 1870 beendigt: für die modernen Staatsmänner und ihre Kärrner, wie es scheint, noch lange nicht. Sie haben vielmehr von der Sache Anlaß genommen, mit der Kirche ihre längst beabsichtigten Händel anzufangen, und so kommen sie, unter dem Schutze ihres „evangelischen Kaiserthums", das sie gegen geheime Brandlegung einer gespensterhaft umgehenden klerikal-französisch-ultramontan-polnisch-internationalen Verschwörung schützen zu müssen vorgeben, täglich mit einem neuen Krakehl daher, ohne die alten ruhen zu lassen. Daher werden die Katholiken in dem modernen Reiche noch Manches zu streiten und zu leiden bekommen, und das geht nun zunächst ihre von Gott bestellten Führer, die Bischöfe an. Es beweist nun aber die Geschichte der Kirche in großen, glänzenden Beispielen, daß wo in solchem Streite die Bischöfe vorangegangen, das katholische Volk nicht blos eines Landes, sondern oft der ganzen Erde, ihnen mit Muth, Begeisterung und einem ihre Feinde erschütternden Jubel und Beifall auf der Stelle

nachgegangen: nie stand ein katholischer Bischof allein und vereinsamt auf der Wahlstatt, wo es galt, eine Gottesschlacht zu schlagen. Umgekehrt aber wird das katholische Volk immer verstimmt, wenn es sehen muß, wie die Führer, an die es von Gott im Gehorsam gewiesen ist, aus allerlei Rücksichten, Nachgiebigkeiten, falscher Friedensliebe, Menschenfurcht, Feigheit, den Kampf für die Sache Gottes und der Seelen scheuen, ein Stück und Recht um das andere stillschweigend preisgeben und, wenn der Kampf dennoch losbricht, auch da sich auf jene weit zurückgelegene Stelle zurückziehen, die sie — bei der katholischen Prozession, wo der an Würde Höchste den hintersten Platz im Gange einnimmt, inne hat, — um ihre „Würde zu wahren". Ich für meinen Theil also möchte gern erleben, in einem etwaigen Kampfe um die Rechte der Kirche in den Reihen des seinen muthig und furchtlos vorangehenden Bischöfen folgenden katholischen Volkes mitstreiten zu können, nicht aber mit dem verstimmten, nach seinen Führern vergebens sich umschauenden — verstimmt sein zu müssen. An Gelegenheiten zu solchem Vorangehen für die Bischöfe fehlt es aber jetzt schon nicht. Oder mußten sich denn die Katholiken die unerhörte Antwort gefallen lassen, die der bairische Kultusminister von Lutz auf die berüchtigte Interpellation des Abgeordneten Herz und Consorten voller schmählicher Anklagen, Lügen und Verleumdungen gegen die katholische Kirche am 14. October vorigen Jahres gegeben, dann besonders drucken und unter das katholische Volk schleudern ließ? Wie flagrant da der Angriff, so flagrant hätte die Abwehr von Seite der katholischen Bischöfe sein müssen. Von einzelnen ist das auch in einigen Angaben an das Ministerium die nachträglich veröffentlicht wurden, geschehen. Sie wogen aber lange nicht den peinlichen Schlag auf, den ein bairischer Erzbischof dadurch der katholischen Sache versetzte, daß er noch im Jahre 1870 und 71 — um das königliche Placet nachsuchte und dieses sich abschlagen ließ, und zwar von einem solchen Ministerium, und zwar zur Verkündigung einer Glaubenslehre; ich sage, sie wogen lange nicht den Schlag auf, geschweige denn jenen herausfordernden Angriff. Wenn die Apostel jedesmal das hätten thun wollen, wozu sich der betreffende Erzbischof verpflichtet glaubte, wenn sie bei den jeweiligen römischen Kaisern und ihren Kultusministern hätten das Placetum einholen wollen, so hätten sie es

wahrscheinlich nicht zum Martyrium, aber sicherlich auch mit der Kirche nicht weit gebracht.

Daher muß es jedem Katholiken wohlthun, in der neuesten Schrift des Bischofs von Mainz: „Die Centrumsfraktion auf dem ersten deutschen Reichstage" das bairischer Seits Versäumte in folgender Weise nachgeholt zu sehen. Der Herr Bischof erinnert vorerst daran, daß Hr. von Lutz „seine Rede im deutschen Reichstage bekanntlich mit der geistreichen Bemerkung eingeleitet habe, daß, wenn es im Nachbarhause brenne, die Weiterverbreitung des Brandes nicht ausgeschlossen sei," und daß daher „die Nothwendigkeit vorliege, daß das Reich Baiern zu Hilfe eile." Hier wäre nun gewiß die erste Frage gewesen, ob es denn in Baiern wirklich brenne, und wer die Schuld an diesem Brande trage. Bei einer solchen Untersuchung hätte sich vielleicht ergeben, daß nicht die Geistlichen auf der Kanzel, sondern ganz andere Herren die Brandstifter sind: denn „in der ganzen Welt gibt es vielleicht kein loyaleres Volk als das bairische; was muß da verbrochen worden sein, daß es brennt, daß ein bairischer Minister nach Berlin reisen muß, um Hilfe gegen den ausgebrochenen Brand zu requiriren?" Der Herr Bischof geht auf die scheinbaren Gründe näher ein, die den Minister Lutz veranlaßten, um Hilfe gegen die Uebergriffe der katholischen Kirche zu schreien. Der erste Grund, hergenommen aus den „in unzähligen Reden erfolgten Angriffen auf die weltliche Regierung", ist in dem Schriftchen damit abgefertigt: „Auf die Fragen: wann? wo? wie? gab natürlich der Minister keine Antwort." Der zweite Grund — fährt der Bischof von Mainz fort — sei das Dogma von der Infallibilität des Papstes. Jene alten Theorieen, hat Hr. v. Lutz bemerkt, seien früher nur Bestimmungen gewesen; jetzt sei es anders, „jetzt kann man eine solche Lehrmeinung nach Bedarf als Dogma erklären und anschließend an diesen Gedanken über den „Bedarf" der Dogmen hat Hr. von Lutz die katholische Kirche vor dem Reichstage mit folgenden Worten zu beschimpfen gewagt: „Es ist die einfachste Sache von der Welt — ein Kind kann sie begreifen; — man erklärt alle Angelegenheiten, auch die Staatsangelegenheiten vom reinsten Wasser, die dem Gebiete der Sitten anheimfallen und daher dem Kirchenregimente unterstellt sind; man sagt, daß man das Recht habe, alle diese Sachen nach

Bedarf als Glaubenssätze festzustellen, thut dieses auch nach Bedarf, verlangt dann von der Regierung, daß sie einfach den Standpunkt der Unterordnung unter die Gesetze der Religion einnehme“.... Dazu sagt nun der Bischof von Mainz: „So und unter solchen Umständen ist doch die Lehre der katholischen Kirche von einem Manne, der noch den Schein an sich trägt, ein Sohn der Kirche zu sein, noch niemals entstellt worden, wie von diesem bairischen Cultus-Minister vor dem deutschen Reichstage und vor dem protestantischen Norden. Jedes Wort ist hier Unwahrheit. — Was der bairische Cultus-Minister vor dem protestantischen Norden von unserer heiligen katholischen Kirche aussagt, ist nicht ihre Lehre, sondern ein Zerrbild, wie es ihre erbitterten und leidenschaftlichen Feinde ausmalen. Das hat vor einigen Jahren Ronge und sein Anhang gesagt; das wiederholt jetzt Hr. v. Lutz und die abgefallenen Minister in Baiern. — Mit welcher Stirne kann ein solcher Mann sich noch einen Katholiken nennen!!“

„Daß es“ — so schließt der Hr. Bischof — „in einem Lande brennt, wo ein solcher Gegner der katholischen Kirche das Cultusministerium führt, ist wahrlich nicht zu wundern. Da muß es freilich so lange brennen, bis der letzte Katholik in Baiern seinem katholischen Glauben entsagt und Gesinnungsgenosse des Herrn von Lutz und seiner drei Mitredner — (Fischer, Dr. Völk und von Schauß) — geworden ist.“

Was war aber das erst ein unerhörter Angriff, den der deutsche Reichskanzler am 6. März dieses Jahres im preußischen Herrenhause auf eines der heiligsten Institute der katholischen Kirche, auf die Beicht gerichtet: „Der Beichtstuhl bleibt ja immer ein Hauptmittel für einen katholischen Geistlichen, der einer andern nationalen Richtung und einer andern Ordnung der Dinge anhängt, wie die Regierung unter der er lebt. Auch die Thätigkeit im Beichtstuhl kann eine solche sein, daß, wenn man etwas davon erfährt, sie dazu führt, sich einen andern Schulinspektor zu wünschen, damit die Gemüther der Kinder nicht von Hause aus vergiftet werden . . .“ So hat der „gewaltige Staatsmann“ gesprochen. Und ich habe diese Auslassung für wichtiger gehalten, als es sonst wie bei den Katholiken im Reiche geschehen ist. Es kommt das vielleicht daher, daß ich zu Jenen gehöre, die auf Vieles, woran andere Leute als unwichtig vorübergehen, Gewicht legen, dagegen

wieder an Vielem, worauf andere Leute Gewicht legen, als unwichtig vorübergehen. Aber soviel ist gewiß, in manchen Strecken des modernen Reiches konnte sich bislang ohne polizeiliche Erlaubniß schon kein Sünder mehr bekehren, (oder es möge einmal ein katholischer Pfarrer in Baiern ohne polizeiliche Genehmigung eine Volksmission abhalten lassen!) Und einen Kanzelstrafparagraphen haben wir ja auch schon. Soll es denn da noch weit sein zu einem Beichtstuhlparagraphen? Lasset einmal einen oder den andern gewissen Reichtagsabgeordneten oder sonstigen modernen Vollblutgermanen zu Euch in den Beichtstuhl kommen und ihn nach Sünden, von denen er natürlich nicht die leiseste Makel an seiner schönen Seele hat, inquiriren, ob Ihr nicht bald hernach vor dem Untersuchungsrichter stehet, um als Delinquent die Anklage zu vernehmen, daß Ihr Euer Opfer mit ultramontanen Reuepulver habt — vergiften wollen! Hätte ich darum den Bischöfen des deutschen Reiches einen Wunsch zu äußern, so wäre es der: ich wollte, sie hätten sämmtlich das mit der strafenden Gerechtigkeit Gottes gemein, daß wie diese allezeit geschäftig den Sünder auf der That ertappt, um sich seinen Frevel für den Tag der Abrechnung im Buche der Schuld zu notiren oder ihn gar auf der Stelle zu richten und zu bestrafen, so die katholischen Bischöfe den modernen Staatsmännern und sonstigen Feinden Gottes, Feinden der Kirche und der Christen allezeit geschäftig auf dem Fuße nachgingen, um sie mit ihren bösen Anschlägen öffentlich im Beisein des ganzen katholischen Volkes vor den Richterstuhl der gewöhnlichsten Ehrlichkeit und Billigkeit zu fordern, die alle Menschen einander schuldig sind. In den modernen Staaten und bei den modernen Männern ist nun freilich auch die Ehrlichkeit und Billigkeit ein sehr „relativer Begriff" geworden und werden wir allerdings noch erleben müssen, daß sich Diejenigen, die uns um unsere moralische und christliche Habe, um unsere Religions- und Gewissensfreiheit bringen, so wenig ein Gewissen daraus machen, als die ordinären Räuber, die den Reisenden gewaltsam anfallen und ihm sein Geld abnehmen. Das kann und soll uns aber trotz alledem nicht beirren: wir fordern sie vor und zeigen so, daß wir noch *sind* und auch Gott noch für uns ist.

„Hie Schwert des Herrn und Gedeon!" Das ist die ganze Losung des christlichen Kampfes, hat einmal ein bewährter Katho-

lik gesagt: „Das Schwert des Herrn schlägt die Feinde, aber es will nicht wirken ohne Gedeon.“ So hat es Gott immer gehalten; er streitet für uns, aber nicht ohne einen Gedeon und nicht ohne uns, denn Israel soll Hand anlegen an seine Rettung. Doch sollen es nicht alle, nicht volle „zwei und dreißig tausend Mann“ sein; denn sie würden sagen, Israel hat sich selbst errettet. Darum werden die Blöden und Verzagten heimgeschickt: „Qui formidolosus est, revertatur.“ Aber auch die Bequemen, die Halben kann er zu seinen Gottesschlachten nicht brauchen. Denn es ist die alte Geschichte der Israeliten: sie fallen immer in die Hand der Madianiten und Philister, so lange sie nicht ganze Israeliten sind. Die Halbheit hat eben immer Gott wider sich und er hat gegen die Lauheit fast ein schrecklicheres Urtheil ausgesprochen, als gegen die Schlechtigkeit. Darum werden auch sie abgesondert und zum Kampfe nicht zugelassen, auch auf die Gefahr hin, daß nur dreihundert Streiter übrig bleiben: denn die Halben und Bequemen pflegen immer mehr zu verderben, als gut zu machen. Mit den Waffen ist es in den Augen der Welt auch nicht weit her: es sind Posaunen und Fackeln. Und trotzdem schlagen die Wenigen mit diesen Waffen die Feinde in die Flucht und bringen ihnen Furcht und Verwirrung in's Lager. Das also ist die Art, wie Gott mit den Seinen, und die Seinen mit Gott streiten, und diese Kampfesweise hat immer den Sieg für sich.

Der Gedeon des katholischen Volkes ist aber von Rechtswegen sein Bischof und wenn er nur auszieht in den Gottesstreit und es in seiner Zaghaftigkeit nicht auf endlose Gottesproben ankommen läßt, so finden sich jedesmal so viele Ganze und Getreue, als er braucht, um zu siegen. Wenn er vollends muthig und beherzt in die Posaune des göttlichen Wortes stößt und die Fackel eines brennenden Eifers schwingt, so wirkt Gott mit ihm, und wir erleben die herrliche Scene: den hl. Basilius vor dem Regierungspräsidenten des arianischen Kaisers Valens, der dem muthigen Bischof für seine katholische „Unbotmäßigkeit“ Temporaliensperre, Güterconfiskation, Festungshaft, Sibirien und Tod in Aussicht stellte: „Mache dir keine Mühe, erwiedert der Bischof, bei mir ist das unnütz; du wirst bei mir nichts finden, als diese abgetragenen Kleider und meine wenigen Bücher; die Verbannung kann mich nicht treffen, denn die ganze Erde gehört dem Herrn,

in dessen Dienste ich stehe; den Tod fürchte ich nicht, da er mich nur bälder mit meinem Gott in der Seligkeit des Himmels vereinigt, und darnach sehne ich mich." Der kaiserliche Cultusministerialrath: „So frei hat noch Niemand mit mir gesprochen." Der hl. Basilius: „Du wirst eben noch keinen Bischof getroffen haben."

Wenn wir Katholiken darum nicht gerade wünschen, daß das evangelische Kaiserreich und seine Wärter unsere Bischöfe in die Lage bringen, der heilige Basilius vor dem kaiserlichen Richterstuhl zu sein, so hoffen wir doch, wofern man es darauf ankommen läßt, dieselbe Scene gerade so großartig — und gerade so vielmal zu erleben, als der katholische Episcopat in Deutschland Mitglieder zählt.

Das neue Reich und die Jesuiten.

Der alte Aristides, was hatte er doch verbrochen, daß ihn der hohe und niedere Janhagel von Athen durch das Scherbengericht aus dem Vaterlande verbannte? Welcher junge Lateiner hat die Geschichte in seinem „Nepos" gelesen, ohne in seinem natürlichen Gefühl für Gerechtigkeit gekränkt und empört worden zu sein, zumal wenn er an die Stelle kam, wo berichtet wird, daß einer von den Scherbenrichtern den bei seinen Mitbürgern im Rufe unbestechlicher Gerechtigkeit stehenden Aristides auf seine Frage, warum er ihn aus dem Vaterlande vertrieben wissen wolle, die Antwort gab, er kenne den Mann nicht, aber es verdrieße ihn, daß derselbe vor allen Anderen der „Gerechte" genannt werde.

Ohne allen Vergleich niederträchtiger hat sich aber im Monat Mai vor dem „hohen Reichstag" in Berlin ein Spektakel abgewickelt gegen Männer, die den alten Athener Aristides an Gerechtigkeit und sittlicher Unversehrtheit bei Weitem übertreffen: ich meine die Debatten über die Petitionen für und gegen die Jesuiten. Was die Jesuiten und ihr Orden für die Katholiken und ihre Kirche sind, ist hier nicht zu erörtern; es genügt, auf die Massenpetitionen hinzuweisen, welche die Katholiken für die Jesuiten abgeschickt, um einzusehen, daß das „katholische Volk an den Jesuiten hängt und aus guten Gründen sie liebt." Es fragt sich eben nur, ob die Jesuiten nicht das Recht haben, auch Denjenigen im deutschen Reiche, welche nicht katholisch sind', so lange als unbescholtene

Männer zu gelten, bis das Gegentheil erwiesen ist. Zwar kommen die modernen Germanen, seitdem ihnen die „großen Thaten einigemal gerathen", aus ihrem Siegestaumel und Größenwahnsinn nicht wieder heraus, in Folge dessen dann Jedermann, der sich noch ein Bischen gesunde Vernunft vorbehalten wissen will, ihnen als „reichsgefährlich" erscheint und alle Eigenschaften besitzt, um verfehmt zu werden. Indessen sollte man meinen, wenigstens die Besseren dieses Volkes, wozu man doch mit Fug und Recht die „Reichsboten" zählen darf, würden immerhin noch so viele lucida intervalla haben, um zu erkennen, daß die Jesuiten nicht jene Ungeheuer sind, als welche sie die Freimaurerpetitionen vor dem Reichstag hingestellt. Man hat die Jesuiten, um nur eins anzuführen, beschuldigt, sie seien unpatriotisch und vaterlandslos. Aber diese lächerliche Anschuldigung hat Hr. Dr. Moufang total zerschlagen, als er in seiner Rede vom 15. Mai im Reichstag gesagt: „So gewiß das eiserne Kreuz auf der Brust des Offiziers beweist, daß er muthig war und seine Schuldigkeit für's Vaterland gethan hat, so gewiß beweist die kaiserliche Ordre vom 21. Mai 1871, worin den Jesuiten der kaiserliche Dank ausgesprochen wird und sie für die Kriegsdenkmünze würdig und fähig erklärt sind, daß sie ihre Schuldigkeit für's Vaterland gethan haben. Ich bin kein Jesuit und würde, wenn ich Jesuit und Ordensmann wäre, mir nicht ein Kreuz an meine Kutte hängen, aber das ließe ich mir niemals nehmen, daß, wenn der Kaiser mir seinen Dank ausspricht für meine patriotische Haltung und für meine Opferwilligkeit, man nachher per majora doch beschließe, ich hätte verdient, aus dem Vaterland ausgewiesen zu werden — wie es von Seite der Hetzer, von der Majorität des Hauses gewünscht und erwartet wird." [1]) Die übrigen Vorwürfe hatten in der trefflichen Rede gleiches Loos. Doch was hat's geholfen? Gewisse Leute im neuen

[1]) Herr Reichensperger fügte in seiner Rede bei: „Lächerlich ist der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit, den man nicht nur den Jesuiten, sondern uns Katholiken überhaupt macht. Ich bin zu stolz, auch nur ein Wort darauf zu erwiedern. Das ist freilich wahr, daß unsere Menschheits-Interessen nicht an den Grenzpfählen des Vaterlandes aufhören; wir sehen in allen Menschen unsere Brüder und den Mittelpunkt dieser menschheitlichen Interessen erkennen wir in Rom. Schließlich sage ich Ihnen noch das Eine: welches auch immer Ihre Beschlüsse sein mögen, sie können nur zum Vortheil der Kirche ausschlagen."

Reiche, und ihre Zahl ist größer, als man glauben sollte, gleichen den Elephanten der Semiramis; wo das Herz sein sollte, da stecken — Lumpen, jedenfalls ein kolossaler Wust Vorurtheile. Die feindseligen Debatten, die einzelnen Anträge und das Resultat der Abstimmung (205 gegen 84) haben den klaren Beweis geliefert, daß die modernen Germanen jederzeit erbötig sind, durch das Scherbengericht per majora jeden noch so rechtschaffenen Mann des Landes zu verweisen, der Jesuit ist, auch wenn sie ihn nicht kennen und nicht die geringste Schuld an ihm finden. Merkwürdigerweise, hob Hr. Reichensperger in seiner Rede hervor, eröffnete zuerst der Protestantenverein die Jagd auf den Jesuitenorden mit jenem fast zweitausend Jahre alten Rufe an Pilatus als Feldgeschrei: Wenn du diesen nicht schuldig findest, so bist du kein Freund des Kaisers! — Voltaire schrieb an d'Alembert: „Ich habe das meinige gethan, um das Wort: Écrasez l'infâme zur Wahrheit zu machen, aber den Jesuitenorden zu schmähen, habe ich nicht die Perfidie. Die besten Jahre meines Lebens habe ich in Jesuitenschulen verlebt und nichts dort gesehen und gehört als gute Lehre und gutes Beispiel." Und sein Freund Friedrich II. von Preußen schrieb am 28. Juli 1774 an d'Alembert: „Ich tolerire und beschütze die Jesuiten, denn sie haben bei uns nichts Anderes gethan, als in ihren Collegien die schönen Wissenschaften gelehrt und gepflegt. Warum soll ich nun eine Gesellschaft von wohlunterrichteten Männern verfolgen, weil man einigen von ihnen zweihundert Meilen von hier Verbrechen vorwirft? Die Gesetze wollen die Bestrafung der Schuldigen, aber sie verwerfen jene heftige und blinde Erbitterung, die in ihrem Rachedurst zwischen Verbrechern und Unschuldigen keinen Unterschied macht." Herr Moufang und Herr Reichensperger haben diese Aussprüche den „Reichsboten" vorgehalten. Aber was hat's geholfen? Es hinderte den Fürsten von Hohenlohe, diesen peinlichen Typus aller modernen „Katholiken im Unterschied von den Ultramontanen", keineswegs zu sagen: „Was mich bei der ganzen Bewegung am meisten in Erstaunen setzt, ist die Thatsache, daß die Jesuiten sich darüber wundern, daß der moderne Staat sie perhorrescirt. Und doch hat sich der Orden die Bekämpfung des modernen Staates zur Aufgabe gemacht, und seine Mitglieder verkünden es mit der rückhaltlosesten Offenheit. Der Zweck des Ordens ist, „die Einheit

der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens im festen Anschluß an den Mittelpunkt der Kirche zu wahren." Darin läge an sich keine Gefahr. Allein die Auslegung, welche diese ursprüngliche Bestimmung gefunden hat, enthält die entschiedenste Kriegserklärung gegen die Grundlagen unseres staatlichen Lebens. Ich will die Frage dahingestellt sein lassen, ob die Encyclica vom 8. Dezember 1864 und der damit verbundene Syllabus eine päpstliche Entscheidung ex cathedra seien oder nicht. Das aber wird nicht bestritten werden können, daß die in jenen Schriftstücken enthaltenen Grundsätze die Richtschnur bilden für die Thätigkeit des Ordens und die Zielpunkte seiner Bestrebungen. Der Syllabus enthält die Verdammung aller Grundlagen, auf welchen der moderne Staat ruht. Und dann wundern sich die Jesuiten und ihre Freunde, wenn dieser von ihnen verdammten modernen Welt endlich die Augen aufgehen und sie sich fragt: Können wir denn einen Orden in unserer Mitte dulden, der es sich zur Aufgabe stellt, uns die Grundlagen unserer Existenz unter den Füßen wegzuziehen? Ja, wenn diese Sätze aufgestellt würden von einzelnen Gelehrten, die, von dem Rechte der freien Meinungsäußerung Gebrauch machend, ihre Anschauungen der Kritik der Gelehrtenwelt preisgeben, dann hätten wir Unrecht, uns dabei aufzuhalten; allein so liegt die Sache nicht. Der Orden ist eine Macht, die wohl jedes Mitglied dieser Versammlung kennen zu lernen Gelegenheit hatte oder noch haben wird. Und diesem feindlichen Heere sollen wir freie Hand lassen, jene Grundsätze durch die Macht, welche Seelsorge, Beichtstuhl und Unterricht geben, zu verbreiten. Wir befinden uns in einem Nothstand. Ich würde es nun für den richtigsten Weg halten, dem Beispiel der Schweiz zu folgen und den Orden einfach in Deutschland zu verbieten. Der bezügliche Gesetzentwurf würde auch zu enthalten haben: „Jeder Deutscher, welcher in den Jesuitenorden eintritt, verliert dadurch sein Staatsbürgerrecht; kein Deutscher, welcher in einer von den Jesuiten geleiteten Anstalt seine Erziehung erhalten hat, kann in Deutschland im Staats- oder Kirchendienste angestellt werden." [1]) Und vollends der Referent Gneist! Er

[1]) Mit Recht macht die „deutsche Reichszeitung" die Bemerkung: Das Auftreten des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst, Bruder des Cardinals, in der Debatte über die Jesuitenpetition, war übrigens darnach angethan, das Mißtrauen der Katholiken gegen alles, was Hohenlohe heißt, zu nähren:

soll Professor des „Recht's“ und in diesem Fache eine Autorität sein. Da es aber bei den Deutschen kein Recht mehr gibt, sondern nur noch Gesetze, und jeder Student, der sich heutzutage auf die Jurisprudenz verlegt, und noch etwas rechtliche Gesinnung besitzt, nothgedrungen zu der aufrichtigen Ansicht Lord Byron's kommt: „Ich hatte den Geist der Gesetze und des Völkerrechtes zu erforschen begonnen, da ich aber merkte, daß man das Recht alle Tage verletzte, ließ ich das Studium einer so nutzlosen Wissenschaft liegen;“ so bin ich geneigt, den in Rede stehenden Herrn lieber „Professor der Gesetze“ zu nennen. Von ihm und seinem Referate referirte am 11. Mai die treffliche „Pfälzer Zeitung“, eines der bestredigirten Blätter der ganzen Tagespresse: „Im deutschen Reiche schafft man sich jetzt Tendenzprozesse, und während man jüngst einen solchen gegen die Leipziger Socialisten anstrengte, wird nun ein solcher im Reichstage vor der Reichs-Intelligenz gegen die bösen „Ultramontanen“ eingeleitet. Man beweist nicht die „Reichsfeindlichkeit“ der Jesuiten, ja man versucht sie nicht einmal zu beweisen, so arm ist man an Argumenten, sondern man wendet sich gegen eine Tendenz, und noch dazu gegen eine eingebildete Tendenz. Das „Jesuiten-Märlein aus der protestantischen Kinderstube“ — wie der demokratische Stuttgarter Beobachter sich jüngst ausdrückte — der Jesuit, wie ihn Eugen Sue malt, müssen herhalten bei dem „Volke der Denker“ und bringen es auch richtig um alle Gedanken. Man möchte erröthen für die deutsche Wissenschaft, wenn man einen so hoch stehenden Vertreter derselben, wie Gneist, das Wort aussprechen hört, Deutschland möge sich in seinem Verhalten gegen jenen Orden China und Japan zum Muster nehmen. Und dies bietet der Mann einer Nation, deren immense Mehrheit nicht heidnisch und halbcivilisirt ist, wie jene Völker es sind; dies sagt Professor Gneist im Reiche „der Gottesfurcht und frommen

der Antrag Gneist war ihm nicht scharf genug und hat er neben dem fortschrittlichen Windthorst (Berlin), der sich selbst in der Debatte einen gewesenen Katholiken nannte, welcher jetzt weder Katholik noch Protestant sei, einen besondern Antrag unterzeichnet, dahin gehend, daß der Jesuitenorden für ewige Zeiten in Deutschland bei Strafe verboten sei und keine Landesregierung ihm eine Genehmigung zur Niederlassung oder zur Vornahme von geistlichen Funktionen (also selbst nicht Messe lesen!) sollte geben können. Wohl mag es nicht lange mehr dauern, und wir hören auch einen Hohenlohe sich als „gewesenen Katholik“ öffentlich — entlarven.

Sitte", wo eine mächtige und einflußreiche Partei stets mit dem Christenthum einen förmlichen kokettirenden Cultus treibt. Und wenn sich gar ein Mann der Wissenschaft so weit verirrt, was soll man dann von den andern denken, von jener großen Mehrheit der „Intelligenten", welche ihr bischen Geist und Bildung nicht von den Quellen holen können und wollen, sondern aus den trüben Fluthen ihrer Parteipresse schöpfen und aus der offiziösen Denkfabrik genährt werden! Es will uns dünken, als sei die deutsche Wissenschaft ohnmächtig und bankerott gegenüber den Jesuiten und dem „Ultramontanismus", sonst könnte sie doch nicht zu solchen Mitteln im Kampfe gegen dieselben greifen. Denn Professor Gneist spricht gelassen das große Wort aus: Gegen die Jesuiten hilft blos die Gewalt! Dem Geist stellt den Geist gegenüber, ihr Herren, der Wissenschaft die Wissenschaft, der „ultramontanen Verdummung und Finsterniß" den hellen Glanz der „fortschrittlichen Intelligenz" und Bildung, deren Wunder wirkende Kraft ja täglich eure Lohnschreiber besingen müssen! Daß ihr aber nun zu Tendenzgesetzen greifen wollt, zur Unterdrückung der Freiheit eurer Gegner, das beweist ein schlechtes Vertrauen in die erobernde Kraft eurer „Intelligenz". Niemals noch hat man Principien durch die bloße Gewalt vernichtet, sondern nur den eigenen Untergang beschleunigt, dies solltet ihr wenigstens aus der Geschichte lernen!"

Das ist nun freilich für Männer vom Schlage eines Gneist und überhaupt eines „deutschen Professors" eine zwar berechtigte, aber ganz unnöthige, überflüssige Zumuthung: diese Leute halten sich seit 1866 von allen Anstandspflichten eines ehrlichen Kämpfers — dispensirt, dafür aber befugt, ihr schreckliches Phantasiegebilde, das sie sich von den Ultramontanen und Jesuiten in ihrem bösen Gewissen aushecken, dem deutschen Volke — als realen Wauwau vorzuführen, um sich und alle Gleichgesinnte fürchten zu machen. Ja, ja, die Furcht, die leidige Jesuitenfurcht ist es, welche die modernen Germanen, aber eben deßhalb auch die Jesuiten selbst nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. „Ich weiß, hat Hr. Mousang am 15. Mai zu Berlin gesagt, wie mächtig die Vorurtheile wirken, und ich traue mir nicht zu, die Sympathie für die Jesuiten bei Ihnen zu wecken, wenn Sie nun einmal Antipathien haben; aber ich will auch nicht Sympathien, ich will Gerechtigkeit! Prüfen

Sie! Und wenn Sie geprüft haben, dann urtheilen Sie!" — Schon recht; wird denn aber die leidige Jesuitenfurcht, womit die Herren so reichlich heimgesucht sind, eine unparteiische Prüfung möglich machen, so daß die verlangte Gerechtigkeit und nicht wieder Antipathien herauskommen? Wie nun die Leute und Dinge im deutschen Reiche einmal sind, verspreche ich mir von einer Prüfung und einem darauf gegründeten Urtheil für die Jesuiten wenig oder nichts, Schlimmes aber sehr viel. Der Furcht ist es nun einmal eigen, in ihren Hallucinationen und Hirngespinnsten Wirklichkeiten zu sehen und davor zu zittern. Daher hat denn die Berliner „Germania" ungemein zutreffend dem Referenten Gneist heimgeleuchtet, wenn sie denselben für seine Berufung auf die „Geschichte" an die beißende Satyre Martials erinnerte:

Gift, Mord, Gewaltthat ist hier nicht die Frage,
Nur die drei Ziegen. — Und du schreist von Hannibal,
Erweckst den Mithridat, heulst Cannä's Klage,
Irrst durch die Weltgeschichte mit Krawall,
Schlägst Zung und Faust herum in allen Kriegen,
Tragödiant! Denk endlich der drei Ziegen!

Ist eine solche Beweisführung, wie sie Gneist geliefert, lächerlich, wo es sich um drei Zieglein handelt, so ist sie völlig unqualificirbar, wenn das Wohl von mehreren Hundert Bürgern in Frage steht und es sich darum handelt, unbescholtene Männer wie Schurken an den Pranger zu stellen und über die Grenzen zu jagen. Das genirt nun freilich Leute wie Gneist und Consorten nicht im Geringsten, wenn es sich um Ultramontane und Jesuiten handelt. Diese Herren, der P. Gneist, P. Sybel, P. Lamey, P. Virchow, um mit dem wackeren Referendar Klostermann von Coblenz zu tituliren, leben nach einer Ordensregel, worin den Ultramontanen gegenüber Keiner sich eines moralischen Fehltritts schuldig machen kann, mag er auch das Aergste gegen sie im Schilde führen, und in welcher es überhaupt nur ein strafbares Verbrechen gibt: Laxismus in der Kriecherei vor dem deutschen Reichskanzler. Daher kann man es dem Carl Heinzen nicht einmal arg verdenken, wenn er in seinem zu Boston erscheinenden „Pionier" den wiedererstandenen Heinrich Heine bei seinem „Besuch im neuen deutschen Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte" mit

seinem gewohnten Schwung und Cynismus, die zu den Füßen Bismarcks schweifwedelnde Nationalliberalen zeichnend, also betet:

„O du grundgütige Mutter Natur,
Du Spenderin alles Edeln,
Gib doch den neuen Germanen ihr Recht,
Ihr eigenstes Recht auf Erden,
Und laß das nächste deutsche Geschlecht
Mit Schwänzen geboren werden."

Das „Bairische Vaterland" enthielt am 17. Mai folgenden Artikel: „Ueber die Jesuiten schreibt ein jesuitenfeindliches Blatt: Schon ihr Wahrspruch: Omnia ad majorem Dei gloriam ist ein Schlag in's Gesicht der humanen Welt und ein Protest wider den Zug der Cultur und Civilisation des Jahrhunderts. Was ist doch das für eine schmähliche Welt, was für eine schmähliche Kultur und Civilisation und was für ein erbärmliches Säkulum, welche die Ehre Gottes als einen Schlag in's Gesicht und als einen Protest gegen sich ansehen! Kann denn der Gotteshaß der modernen Kultur und Civilisation des Jahrhunderts noch deutlicher ausgesprochen werden?" Nein, aber das jesuitenfeindliche Blatt hat ganz die Wahrheit gesagt und unserm Säkulum, dessen Erbärmlichkeit ich am wenigsten in Abrede stellen will, aus dem Herzen gesprochen: der moderne Zeitgeist schaut die Ehre Gottes als einen ihm in's Gesicht versetzten Faustschlag, als einen Protest gegen das, was er anbetet und verehrt, an. Darum ist auch freilich nicht zu verwundern, daß er die Jesuiten, und überhaupt „die religiösen Orden, Congregationen und Genossenschaften, sowie die staatsgefährliche Thätigkeit derselben" zu vernichten oder wenigstens „einen Zustand des öffentlichen Rechtes herzustellen sucht, welcher ... die Frage ihrer Zulassung und deren Bedingungen regelt und ihre staatsgefährliche Thätigkeit, namentlich die der Gesellschaft Jesu, unter Strafe stellt." (Angenommener Antrag des Reichstages.)

Den Jesuiten ist diese Verfolgung, wie sie jetzt der moderne Zeitgeist mit Hilfe der Staatsgewalt (die eben ganz und gar, ihrer hohen Sendung vergessend, in seinem Dienste steht und arbeitet), gegen sie angeschürt, freilich nichts Neues: sie haben schon Aergeres erduldet. „Allen Haß und Grimm, sagt Görres, den man gegen die Kirche nicht zu bändigen weiß, hat man von jeher

gegen die Jesuiten abgeladen; und Alles, was man nicht direkt gegen die Kirche und die Ihrigen auszulassen wagt, das befördert man unter der Adresse der Jesuiten an die, welche es angehen mag. So sind sie wie der, von dem sie den Namen angenommen, mit den Sünden und Schandthaten der ganzen Welt beladen; jeder Tropf, dem ein Topf zerbricht, trägt die Scherben hin zum Berge, der auf ihnen liegt; wer vorübergeht, speit seinen Zorn vor ihnen aus: sie haben Alles gethan, Alles verschuldet, was die Weltgeschichte von Frevelthat berichtet: aller Bosheit Abgrund hat in ihnen sich aufgethan, und angstvoll steht die Welt (jetzt das bedrohte deutsche Reich) am Rande, die Hände ringend." [1]) Und der billig denkende protestantische Professor Riehl in München erinnert in seinen „Culturstudien" an die „bedenksame Inschrift" auf dem Jesuitengrab im katholischen Kirchhof zu Augsburg: „In hoc tumulo ossa pafrum Societatis Jesu, queis *neque viventibus neque mortuis genius sæculi* quietem concessit . . . . carnis resurrectionem exspectant." Dieser genius sæculi aber, der den Jesuiten im Leben und Tod keine Ruhe läßt, ist auch jetzt wieder kein anderer, als „der Herren eigener Geist", — nach Göthe's Faust:

. . . jener steife Mann,
der geht mit stolzen Schritten,
Der schnopert, was er schnopern kann
Und — spürt nach Jesuiten.

Darum ist es auch für die „Herren" sehr fatal: wenn sie noch ein Bischen Scham im Leibe hätten, würden sie sich recht ordentlich schämen vor diesem ihrem „eigenen Geiste", diesem alten Stänker, der beim deutschen Volke eben wieder eine seiner glorioseften Jesuiten- und Katholikenhetzen arrangirt und an nichts mehr Freude findet als, um ein derbes Wort des alten Görres zu wiederholen, an seinen widerlichen Stänkereien.

Ich kann nicht umhin, diesem Kapitel einen Nachtrag beizugeben. Man hat für die unerhört schlechte That, die man neulich an den Jesuiten begangen, eine Approbation von hervorragenden Katholiken beizubringen versucht; namentlich sollte Graf Montalembert herhalten, um die Schurkerei der deutschen Freimaurer

[1]) Wallfahrt nach Trier.

den Jesuiten gegenüber zu legitimiren. Dieser Versuch ist aber gänzlich mißlungen. Herr Dr. Aug. Reichensperger hat nämlich in der „Kölnischen Volkszeitung" einen Auszug aus einer Schrift Montalembert's: „Spanien und die Freiheit" veröffentlicht, der den deutschen Soldschreibern alle Lust benehmen muß, den Namen des Grafen Montalembert je wieder zu mißbrauchen, wenn es sich für sie darum handelt, katholische Gegner der Jesuiten vorzuführen. Der Auszug lautet (S. 50—52):

„Aber da kommt ein neuer Kämpe für Recht und Freiheit, dessen sämmtliche Titel man aufzählen, dessen Worte insbesondere man alle wörtlich anführen muß. Es handelt sich um den berühmten und unerschrockenen Urheber der dritten Austreibung der Jesuiten aus Spanien. Bemerken wir nebenbei, daß, wenngleich derselbe es fertig brachte, etwa Tausend unbescholtene, eben so eifrige als ihren Regeln treue Ordensleute zu beseitigen, welche in den beiden Provinzen Castilien und Arragonien, wie auch über die wenigen Spanien noch verbliebenen Colonien zerstreut lebten, doch sollen, wie seine Amtsgenossen in ihrer Raubgier sich getäuscht sehen werden; denn jene Ordensleute besitzen kein Grundeigenthum, und alle Häuser welche sie inne hatten, gehörten dem Staate oder den Bisthümern.

Aber man ist darum Seiner Excellenz, dem Herrn Antonio Romero Ortiz, Minister der Gnaden und der Justiz, nicht weniger Dank schuldig. Nicht nur die Justiz, auch die Gnade lenkt die Handlungen und die Thaten dieses Mannes, und beiden verdankt das folgende Aktenstück seine Entstehung:

„Ministerium der Gnade und der Justiz.

„Ich befehle, daß die unter dem Namen „Gesellschaft Jesu" bestehende Ordensgenossenschaft auf der Halbinsel und den anliegenden Inseln aufgehoben sei. Alle Seminare und Collegien sind mit gleichzeitiger Beschlagnahme des Stiftungsvermögens binnen drei Tagen zu schließen. Zu diesem Zweck sollen die speciellen Befehle durch die zuständigen Behörden an die Beamten der Provinzen ergehen, in denen diese Niederlassungen sich befinden. In der Beschlagnahme der Stiftungsfonds sind einbegriffen alle beweglichen und unbeweglichen Güter, alle Bauten und Einkünfte, welche in Gemäßheit des königl. Decretes vom 4. Juli 1835 dem Nationalvermögen einverleibt bleiben.

„Den Mitgliedern der unterdrückten Gesellschaft ist es nicht

gestattet, fernerhin zu einer Körperschaft oder Genossenschaft sich zu vereinigen, noch das Ordenskleid anzulegen, noch auch irgendwie von den Obern der Gesellschaft in Spanien oder außerhalb Spaniens abzuhängen. Diejenigen, welche die heiligen Weihen nicht erhalten haben, bleiben durchaus der ordentlichen bürgerlichen Jurisdiction unterworfen.

„Ich beauftrage die hochwürdigsten Erzbischöfe und die hochwürdigsten Bischöfe, sowie Alle, welche bürgerliche oder kirchliche Gerichtsbarkeit ausüben, Jeder auf seinem Gebiete, für die treue Ausführung der gegenwärtigen Anordnung zu sorgen gemäß der pragmatischen Sanction vom 2. April 1767 und dem Breve Sr. Heiligkeit vom 21. Juli 1773.

„Madrid, den 12. October 1868.

Der Minister der Gnade und der Justiz,
Antonio Romero Ortiz."

Man muß zugeben, daß dieser liebenswürdigen Persönlichkeit unter den Heuchlern und Verfolgern, unter den Nebenbuhlern und Nachfolgern Pombal's ein besonderer Platz gebührt; und er wird diesen Platz erhalten. Tausend ehrenwerthe Männer innerhalb dreier Tage aus ihrer Heimath vertreiben und ihnen die bewegliche und unbewegliche Habe, die man bei ihnen voraussetzt, stehlen, das ist die Handlungsweise eines Banditen. Erklären, daß diese tausend Verdächtige in keiner Weise mehr, weder in Spanien, noch außerhalb Spaniens, mit den Obern und Freunden, welche sie sich freiwillig für das Leben erwählt haben, in Verbindung stehen sollen, das ist einfach die Handlungsweise eines Schwachkopfes. Aber „die hochwürdigsten Erzbischöfe und die hochwürdigsten Bischöfe" mit „der treuen Ausführung" dieser Maßregeln zu beauftragen, und zwar mit Bezug auf das „Breve Sr. Heiligkeit" vom 21. Juli 1773, das ist neu in der Geschichte der lügenhaften Diebe oder der diebischen Lügner, und das verdient eine Erfindungspatent. Man wird in Rom wie in der ganzen Christenheit ganz besonders gerührt sein ob dieser Achtung des Ministers vor Sr. Heiligkeit. Indiscrete Leute könnten sich freilich die Frage vorlegen, warum jene Achtung vor dem Breve eines Papstes, der die Gesellschaft Jesu unterdrückt hat, sich nicht gleichmäßig auf die Bullen derjenigen Päpste erstrecke, welche im Laufe dreier Jahrhunderte dieselbe Gesellschaft Jesu errichtet, bestätigt, gebilligt, ermu-

thigt, entwickelt, vertheidigt und geehrt haben. Aber wagen wir uns nicht auf das Gebiet der Kirchengeschichte, wo wir offenbar einem so gelehrten und so gerechten Juristen gegenüber den Kürzern ziehen würden. Bleiben wir auf dem Felde der Politik und des spanischen Liberalismus. Beachten wir wohl, was Dank „der glorreichsten, der gerechtesten, der bewunderungswürdigsten Revolution" (wie es in dem Manifeste der Herren Olozaga, Aguirre ꝛc. vom 12. November heißt), ein simpler, durch den Zufall eines Aufstandes auf seinen Posten gelangter Minister sich herausnimmt, ohne regelrechte Vollmachten, ohne Auftrag, ohne die Verfassung, noch die gesetzgebenden Factoren, noch die Gerichte, noch das Parlament zu befragen, mit der ganzen Ungenirtheit der Allmacht und der Unfehlbarkeit. Merken wir es uns wohl, daß dieser Potentat seinen Opfern auch nicht das Geringste vorwirft. Auch nicht den Schatten einer Anklage, geschweige denn eine Spur von Prüfung bringt er vor. Er richtet sie, verurtheilt sie, verbannt sie, ohne Prozeß, ohne Debatte, ohne Discussion, ohne Verhör, ohne einem Anwalt oder den Opfern selbst ein Wort der Vertheidigung zu gestatten. Was kümmern solche leere Förmlichkeiten einen Minister der Justiz, das Haupt der spanischen Magistratur? Es handelt sich um Priester, um Ordensleute, um Männer, die sich besonders dem Unterricht der Jugend gewidmet hatten. Deßhalb allein stehen sie *außerhalb des Gesetzes* in den Augen jenes unbestechlichen, strengen und gewissenhaften Richters, der den Namen Romero Ortiz führt, und der von der ganzen provisorischen Regierung und der ganzen spanischen Demokratie bestätigt wurde."

Das ist das Urtheil des Grafen Karl von Montalembert über Antonio Romero Ortiz, einen der größten Jesuitenhetzer unseres Jahrhunderts. Und nun mögen die Herren Wagener, Gneist und Fischer, wenn sie die Stirne dazu haben, mit Shakespeare's Hamlet sagen: „Was thut's. Eure Majestät und uns, die wir freie Seelen haben, berührt es nicht. Wen's juckt, der kratze sich, unsere Haut ist glatt."

Was nun der spanische Minister der Gnade und Justiz für sich allein, das haben die Reichslakaien des Fürsten Bismarck mitsammen an den Jesuiten vollzogen. Sie mögen also sehen, wie sie mit dem Urtheil des verstorbenen Grafen Montalembert fertig werden, ob es nämlich auch für sie paßt oder nicht, das scharfe Wort: Es ist *die Handlungsweise von Schwachköpfen!*

Schluß.

Vom heiligen Philippus Neri wird erzählt, daß er einst auf den Straßen Rom's laut ausgerufen habe: Ich verzweifle! Als nun vorübergehende Geistlichen zu ihm traten, und ihm seine Rede verwiesen, gab er lächelnd zur Antwort: Ich verzweifle an mir, aber ich hoffe auf Gott! — Das sind aber, fügt Derjenige, der uns diesen Zug erzählt, hinzu, gerade die beiden Worte für die gegenwärtige Lage der europäischen Gesellschaft. Derjenige sieht gar nichts, der nicht die Lage aller Dinge, aller Staaten und der ganzen Welt verzweifelt sieht, oder irgendwie mit Stärke oder Klugheit zu retten und zu helfen unternehmen will. Wir sehen nun vollständig eingetroffen, was der Cardinal Consalvi während des Wiener Congresses im Dezember 1814 oder Januar 1815 geahnt, gefürchtet und niedergeschrieben hat. Zu allen andern Zeiten, sagt ein geistreicher Mann, hätte diese Vorschau, die mit und in den Memoiren des großen Mannes vierzig Jahre lang unbekannt geblieben, einen wahren Sturm des Aufsehens über ganz Europa erregt. Unsere Zeit ist aber so stumpf geworden, daß sie auch auf das Ungewöhnlichste nur mehr mit halbgeöffneten Augen hinblickt. Darum hat auch diese Vorschau keinen sonderlichen Eindruck auf sie gemacht. Es heißt aber darin: „Ich habe gestern einen beträchtlichen Theil des Tages mit Fürst Hardenberg, Graf Nesselrode und Lord Castlernagh zugebracht. Ich ging traurig weg von dieser langen Unterhaltung, bei welcher alle Fragen des Tages zur Sprache gebracht und erörtert worden waren . . . Bei ihrer ganz verschiedenen Denkart und Lebensstellung und ihrem großen politischen Verstande, glauben doch weder Fürst Hardenberg noch

Lord Castlernagh, in vertraulicher Mittheilung, an die ewige Dauer dessen, was man jetzt hier zu Stande bringt. Sie sind davon schmerzlich berührt. Man hofft die Revolution zu beherrschen, indem man sie niederhält oder zum Stillschweigen zwingt; und die Revolution dringt durch alle Ritzen, welche ihr mit interessirte oder allzu gefällige Hände nach Wunsch offen halten, mitten in den Congreß hinein. Es war nie die Art einer weisen und voraussichtigen Politik, alle halbe Jahrhunderte die Völker ihre Herren, Sitten und Gesetze wechseln zu lassen. Die Gesetze sind wie ein Gebiß, woran sich der Mund allmählich gewöhnen muß .... die Aufgabe und Absicht der Revolution ist, alles mit Axtschlägen zu zertrümmern, und ihre Neuerungen mit Kanonenschüssen einzuleiten. Es ist dies eine neue Form von Despotismus, die sich im Namen der Freiheit introduzirt; die unheilvollste für die Völker wie für die Könige, denn sie birgt unendlichen Jammer und alles Elend des Hochmuths und der Verblendung in ihrem Schooße. Diese Betrachtung läßt mich völlig hoffnungslos. Wir bessern hier langsam, mit vielem Aufwande von Geld und Menschenkraft, ein altes Gebäude aus, das vor unsern Augen einbrechen will, und wir denken an keinen gründlichen Neubau, der gewiß dauerhafter und vielleicht auch minder kostspielig wäre ... Man denkt nicht daran, das Uebel von Grund aus zu heilen; man will es ein wenig überpflastern und dem Krebse die Sorge überlassen, seine tödtliche Arbeit weiter zu führen.

Bei den vielfachen Audienzen, welche mir der König von Frankreich und der Prinz-Regent von England gewährten, habe ich die peinlichen Erwägungen und schmerzlichen Ahnungen zu ihrer Kenntniß zu bringen gesucht, welche so zahlreiche, wahrhaft unerhörte Maßregeln in meiner Seele hervorgebracht. Ich wagte es zu sagen, daß die Freiheit der Presse, wie sie nach der Charte des Königs von Frankreich festgestellt ist, als die gefährlichste Waffe erscheinen muß, welche man jemals in die Hände der Gegner der Religion und der Monarchie gelegt hat. Die Freiheit der Presse ist kein vorübergehendes oder begrenztes Uebel; dasselbe wird stehend werden und sich bei allen Staatskrisen, bei jeder gesellschaftlichen Bewegung neu entwickeln. Die Gefahren, die sie bereitet, sind handgreiflich und unberechenbar; ihre Vortheile oder Wohlthaten werden entweder nichtig sein, oder durch böswillige Einflüsse leicht

paralysirt werden können. Und ganz unzweifelhaft wird man eines Tages mit dieser geheimen Macht zu rechnen haben, die jeden Augenblick in neue Wirksamkeit zu treten bereit ist, und gleichzeitig zu den verschiedensten Leidenschaften spricht. Europa hat lange Jahre der Zwietracht und des Krieges durchgemacht; aber mitten in dem ausgestandenen Jammer war es doch niemals von einer gleich furchtbaren Erschütterung bedroht. Die Anonymen werden bald die Regulatoren des öffentlichen Gewissens sein, und man wird sein Haupt zu beugen haben unter der Feder oder unter der Geißel ungenannter Gebieter, denen man vielfach gestern noch das Almosen reichte. Die Einen sehen die Gefahr und fordern sie lächelnd heraus, die Andern nehmen sie wie versuchsweise an. Niemand will begreifen, daß dies den Völkern ein end- und ruheloses Fieber einimpfen heißt. Man zieht sorgfältig die Grenzen dieses oder jenes Staats; man gewährleistet seinen Besitz gegen die Eingriffe des Nachbars; Europa versichert ihm seine innere Ruhe und seine äußere Machtstellung; und darauf, in einer Verblendung von unberechenbarer Tragweite, gibt es alle Völker endlosen Revolutionen und Verirrungen Preis, welche unvermeidliche Verbrechen und immer neu keimende Leidenschaften in ihrem Gefolge haben müssen, die nichts zu befriedigen im Stande sein wird.

Der Kampf zwischen dem Guten und Bösen wird niemals mit gleichen Waffen geführt. Das Talent, selbst das Genie werden keinen Sieg zu behaupten im Stande sein in diesen täglichen Scharmützeln, wo feile und gallsüchtige Federn alle Wohlgesinnten zur Zielscheibe ihrer Angriffe machen, Handlungsweisen und Charaktere fälschen, und mit jedem neuen Morgen sich als die alleinigen Vertheidiger der Völker und Freiheit geberden. Diese Uebel, die ich voraussehe, und die nicht zögern werden, über Europa hereinzubrechen, um es vom Grundstein bis zum Giebel zu desorganisiren, beschäftigen mich ununterbrochen mit traurigen Vorgefühlen; denn es ist gar kein Zweifel, daß die Journale, einmal Meister des Terrains, ihre furchtbarsten Angriffe gerade gegen den Stuhl Petri richten werden, als die Grundfeste aller Wahrheit und Beständigkeit auf Erden. Wir entwaffnen die Citadelle, und lassen den Platz dem Feinde offen. Eines Tages wird er mit Waffen und Gepäcke einziehen." — Und nun ist Alles nur noch düsterer und trauriger, als es der große Staatsmann vorgeahnt,

eingetroffen: die geheimen Regulatoren des öffentlichen Gewissens sind da, das end- und ruhelose Fieber im Herzen der Völker ist da, die ununterbrochenen Umwälzungen und Verirrungen, die unvermeidlichen Verbrechen und nie zu befriedigenden Leidenschaften sind da, ein unabsehbares Heer feiler und gallsüchtiger Federn und „feiler Gedanken in der geschändeten Brust" ist da; Europa vom Grundstein bis zum Giebel desorganisirt, nein, zusammengebrochen, die Säule und Grundfeste der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts auf Erden, die Kirche und der Stuhl Petri Tag für Tag angegriffen, der Feind mit Waffen und Gepäck eingezogen: Alles ganz so, wie es der Cardinal 1814 schon vorausgeschaut und gesagt. Nur eins hat er vergessen, — vielleicht hat er es trotz der „bei der Revolution mitinteressirten und ihr allzugefälligen Hände", welche das rothe Ungeheuer durch alle Ritzen in den Congreß selbst eingelassen, nicht für möglich gehalten, daß nämlich all das, was er gefürchtet, von Oben herunter eingeleitet, befördert, gutgeheißen, beschützt, commandirt und endlich im Jahr 1870 das Ganze, oder wie man es sonst mit seinem richtigen Namen nennt, die gelungene Revolution von Oben, als „evangelisches Kaiserthum" gekrönt und inaugurirt wurde. Es ist also schon so, wie oben gesagt ist: Derjenige sieht gar nichts, der nicht die Lage aller Dinge, aller Staaten und der ganzen Welt verzweifelt sieht. Aber es ist ein Glück, daß sie Denjenigen, den sie überall vermieden und bei Seite schoben, doch nicht haben absetzen können. Darum ist trotz der verzweifelten Lage immer noch Hoffnung: Gott wird seine Welt retten; die aber mit gerettet werden wollen, müssen ihn erkennen und auf ihn vertrauen: „Ich verzweifle an mir, aber ich hoffe auf Gott." Die gegenwärtigen „Lenker der Völkergeschicke" haben freilich nicht im Sinn, das Letztere zu thun; sie wollen „sich selbst sammt ihrem Pferde an dem berühmten Münchhausischen Zopfe aus dem Morast, in welchem sie stecken, herausziehen", d. h. ohne Gott und ohne Kirche, selbst auf die Gefahr hin, dabei mit Sack und Pack zu Grunde zu gehen. „Res tibi, te Deo", das ist die kurze Unterwerfungstheorie des hl. Augustin. — „Populos tibi, te Deo" müßte jedem Fürsten wieder gesagt werden, und die Völker wären nie besser geborgen. Davon will man aber auf den Thronen wenig oder nichts mehr hören, und zwar aus Furcht; und doch,

— wiewohl man sich fürchtet, ja gewissermaßen sich schämt, „von Gottes Gnaden zu sein", (als ob man sich bewußt wäre, ein ganzes Volk von Atheisten und Freidenkern vor sich zu haben, bei denen nichts so sehr anstößt, als der Name Gottes), will und fordert man an jenen Stellen wieder, daß man die Throne und die darauf sitzen, unverletzlich und „von Gottes Gnaden" halte, wenn es auch sonnenklar und ihr Ruhm ist, „von Volkes Gnaden", oder gar nur „von Partei-Gnaden" zu sein. Darum ist, wie wir schon oben gesagt, nichts so gewiß als das: „Vieles ist in dieser Zeit verloren, Eines der Bedauerlichsten darunter ist das Bewußtsein der rechtmäßigen Gewalt von sich selbst und ihrer Sendung. Sie hat gesündigt, und darum muß sie gestraft werden. Aber die größte Schuld ist diejenige, die ihr die Revolution vorzuwerfen hat und zwar zum Danke für die Dienste, die sie dieser geleistet. Ihre Hauptsünde war weder die Habsucht noch Begierlichkeit, sondern die Hoffart, die den Quell ihrer Macht und Geltung in sich selber fand, nur von sich selber Rath und Regel nahm, darum in ihren eitlen Gedanken sich verfing und sich wider Denjenigen empörte, von dem ihre Sendung und Stärke gekommen und in dessen Namen die Könige und Fürsten regieren. Das führte den bekannten Lauf der Sünde durch, bis zu den Trebern der Schweine. Jetzt ist sie arm, zerschlagen, elend, gebeugt, und was das Schlimmste von Allem ist, — kleinmüthig, nein, zu verkommen und gottentfremdet, um in sich zu gehen und zu bekennen: „peccavi."

Und die Katholiken? nun sie sind einmal in der Lage, in welcher sich der sonst ziemlich unglückliche Weltschmerzdichter Lenau, folgendem Liede gemäß, einmal fand:

„Ein schwüler Sommerabend war's ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerschein,
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber."

„Kein Windhauch zog, die ernsten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah;
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch Alles wenden wird zum Guten."

„Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christus", sprach sie mir;
„In Ewigkeit!" so dankt ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunkeln Wegen."

In Jesus Christus aber, und zwar in keinem Andern, ist Heil und wird Heil sein, so lange die Welt steht. Darum werden die Katholiken, die da noch an Christus glauben, niemals zagen, sondern, das Auge auf die glänzende Inschrift hingewendet, wie sie dort auf dem Obelisk des Vatikan, dem leibhaftigen Symbole des Felsen Petri, von keiner Geschichte jemals Lügen gestraft, in leuchtenden Buchstaben steht: „Christus vincit; Christus regnat; Christus triumphat; Christus protegat populum suum ab omni malo!", rufen sie in alle Stürme und Finsternisse den katholischen Bannspruch hinein: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Fürst Bismarck

und die

Drei-Kaiser-Zusammenkunft.